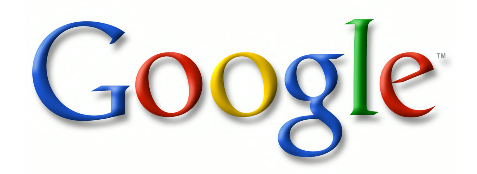





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Zehnter Band.

Georg Forster's Leben.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Georg Forster's Leben

in

Haus und Welt.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweite, sehr verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Vorerinnerung.

Es ist seither für eine Art von nationaler Schuld angesehen worden, daß ein nach Begabung und Verdienst so seltener Mann wie Georg Forster — nicht etwa unbekannt blieb, sondern nach der lautesten Anerkennung und nach all den Huldigungen, die ihm bei seinem ersten Auftreten in den höchsten Kreisen der Gesellschaft dargebracht wurden, erst von Mitlebenden geschmäht, und dann von den Nachkommen fast gänzlich vergessen werden konnte.

Aus diesem Gesichtspunkt einer öffentlichen Schuld, die denn auch nur durch allgemeine Theilnahme getilgt wird, müßte jeder ernst und ehrlich zu seinen Ehren gemeinte Beitrag darauf rechnen dürfen, mit *Wohlwollen aufgenommen zu* werden.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, auf seinem ungünstigen Bildungswege sehr spät, und zwar erst durch die Studien zu seinem Roman „Die Clubisten in Mainz“ zu Forster'n gelangt, ist dadurch zunächst der menschlichen Seite des merkwürdigen Mannes nähergetreten, und hat die Leser dieses mit ungewöhnlicher Gunst aufgenommenen Romans, wie es einer solchen Darstellung eignet, hauptsächlich in die reinmenschlichen, poetisch motivirten Lebensverhältnisse desselben eingeführt. Wirklich hat man hier auch für den liebenswürdigen und unglücklichen Mann warm und lebhaft Partei genommen, und selbst die öffentlichen Stimmen der Kritik haben ihn hervorgehoben; wie denn Rudolf Gottschall in seiner „Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“, bei der wohlwollenden Darlegung dieses Romans, Forster'n ausdrücklich für den „geistigen Helden“ desselben erklärt, der gleichsam „den geistigen Chorus der großen Welttragödie bilde, und ihre innerste Bedeutung in der geistvollen Weise seiner eigenen Worte ausspreche“.

Diese Einführung Forster's in weitere Kreise des Vaterlandes erscheint vielleicht nicht überflüssig, wenn man bedenkt, daß vorausgegangene, berufenere und bedeutendere Bemühungen zur Wiederherstellung des verkannten und vergessenen Mannes in der öffent-

lichen Meinung doch nicht überall durchgedrungen waren.

Nennen wir zuerst Forster's hinterbliebene Gattin, seine Therese, die im Jahre 1829, nachdem sie längst seinen Namen mit dem seines Freundes Huber vertauscht hatte, die gesammelten Briefe ihres ersten Mannes in zwei Bänden mit einem kurzen Lebensabrisse desselben herausgab. Auch nach mehr als dreißig Jahren durfte dies ein muthiges Unternehmen heißen. Denn soweit man Forster'n noch kannte, galt er für einen Revolutionär, auf dessen Kopf ein Preis von 100 Dukaten gestanden hatte. Der Preis war zur Beruhigung der Nachwelt nicht verdient worden; das Ausgebot hatte nur den von Frau und Kindern, von Liebe und Fürsorge verlassenen Mann ins Ausland gebannt, wo zu einem frühen Grab in der Fremde die schmähliche Vergessenheit seiner Landsleute kam.

Nun nach Jahrzehnden öffnete die Frau, die ihm die Augen zuzudrücken an seinem Sterbebette gefehlt hatte, dem Vaterlande dafür die Erkenntniß eines unglücklichen Sohnes, der durch umfassende Begabung, hohen Sinn und schwungvolle Seele so ausgezeichnet erschien, als der Lebensweg eigenthümlich gewesen war, auf welchem er unter wechselnden physischen und geistigen Klimaten seine Ausbildung empfangen hatte.

Indeß kam jene innerlich gährende Zeit noch lange nicht in die Stimmung, diese Briefe sonderlich zu beachten, eine Sammlung, die, wie Gervinus sagt, „an Reichthum und Werth des Gehalts nur wenige ihres Gleichen hat, und die allein, auch ohne die vergessenen Schriften, die Aufmerksamkeit des Denkenden auf diesen Geist fesseln konnte“.

Vierzehn Jahre später versuchte man es denn auch mit eben diesen vergessenen Schriften. Im Verlage von F. A. Brockhaus erschienen in neun Bänden: „Georg Forster's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus“.

Diese, dem siebenten Theil der Schriften einverleibte Charakteristik ist ein schönes Opfer, das der berühmte Literaturhistoriker — wir möchten sagen im Namen der Nation — dem Andenken und der Anerkennung Forster's darbringt. Indem er darin aber mit Einsicht und selbst mit billigem Zugeständnisse nachweist, warum Forster's Schriften ungelesen blieben, hat er doch seine Würdigung des gerühmten Todten gerade in den unbesuchten Tiefen der anempfohlenen Schriften niedergelegt, und so scheint damit für die Bekanntschaft Forster's in weitern Kreisen mehr gethan als gewonnen.

„*Außer dem* Bruchstückartigen, Unverbundenen,

Fachlosen der neun starken Bände", sagt Gervinus, „ist es das Schwergewicht des Inhalts, was die Leser abhält oder zu früh ermüdet. Aus jedem, auch dem kleinsten dieser Fragmente redet ein Geist von ungewöhnlicher Stärke, der in einer Anstrengung hält, welcher die Masse der Leser nicht gewachsen ist, der sich auch bei kleinen Anlässen zu großen Gesichtspunkten erhebt, der immer die gesammten Kräfte des Geistes in Anspruch nimmt, den Mann der Anschauung zur Abstraction nöthigt, und wieder Den, dem nur die Speculation geläufig ist, auf das unermeßliche Gebiet der Thatsachen und Erfahrungen zurückruft." —

Daher ist man denn allerjüngst darauf gefallen, „Lichtstrahlen" aus Forster's Werken dem Publicum anzubieten. Es ist eine Frauenhand (Elisa Meier), die solche Immortellen zusammengebunden hat und damit vielleicht sinnige Frauen für die Schriften eines Mannes gewinnt, der, wie seine Therese berichtet, im Leben gerade die Frauen so leicht für sich einnahm. Auch erscheint es weniger ungerechtfertigt, gerade aus Bruchstückwerken Bruchstücke zu geben.

Wird man nun aber hinter jedem solchen Bruchstücke her von den ungewöhnlichen Kräften und dem so seltenen Umfange eines Geistes, wie Forster's, überführt, so empfindet man mit dem innigsten Leide, daß *sein Leben so zerstückelt*, so auseinanderfallend,

so von immer wiederkehrenden Sorgen um die gemeine bürgerliche Existenz zerstört war, und der bedrängte kämpfende Mann keinen dauernden Boden, keine anhaltende Sammlung der Seele gewinnen konnte, um seine Kräfte an einheitliche Werke zu setzen, die im Pantheon unserer Literatur einen der ausgezeichnetsten Plätze einnehmen würden.

So sieht man sich denn von allen Seiten an Forster's Leben gewiesen. Es erklärt die Bruchstücke seiner Feder, und indem es Jegliches an die Stelle setzt, wo es unter den Bedingungen des Augenblicks erwuchs, findet sich all das Zerstückelte mit dem Leben selbst zu einem desto bedeutsamern Ganzen verknüpft.

Unter welchen Umständen der Verfasser des vorliegenden Buches sich bewogen fand, sobald nach seinem Roman „Die Clubisten in Mainz" eine Biographie Forster's zu schreiben, hat er damals in einem Vorwort angedeutet. Jetzt kommt nichts mehr darauf an, und er beschränkt sich auf die Bemerkung, daß dieselbe im Winter 1850—51 in jenen unseligen Tagen der bewaffneten Besetzung Kurhessens durch die Baiern und Holsteins durch die Oesterreicher geschrieben wurde, und daß der Titel „Haus und Welt", unter dem jene Biographie ausging und ihren Gegenstand räthselhaft ließ, eben auch nicht glücklich gewählt war.

Das Buch hielt sich daher in einem sehr engen Kreise gebildeter Leser, sodaß man vielfach erst aufmerksam auf dasselbe wurde, als zwei Jahre später Jakob Moleschott mit seinem Buche „Georg Forster, der Naturforscher des Volks" hervortrat, und die Stimmen der Kritik hier und dort vergleichsweise auf das frühere Buch „Haus und Welt" zurückwiesen, ohne es eben gegen das neue zurückzusetzen.

Moleschott's Buch machte, wie es nach öffentlichen Stimmen scheint, rasches und lebhaftes Glück. Es fiel allerdings in das bereits geweckte Interesse für Forster, dennoch mag der Name des Verfassers noch mehr gethan haben. Es ist ein bei Gönnern und Gegnern bekannter Name, er steht in Anerkennung bei Denen, deren Blick ins Leben der Natur Moleschott durch seine eifrigen Forschungen erweiterte, und steht in einer Art von Schwärmerei bei jenen Halbgebildeten, deren unbefestigte Ueberzeugung und wenig eindringliches Denken er durch übereilte Schlüsse in ein, ihm selbst vielleicht weniger bekanntes Gebiet auf eine rein materielle Welt beschränkt hat.

Diese begeisterte Dankbarkeit zahlreicher Jünger für das öde Dogma des Materialismus gehört zu den vielen widersprechenden Erscheinungen der Gegenwart. Ich sage „Dogma", denn über das uralte *„Er hat's gesagt!"* ist eigentlich doch die Ueberzeu-

gung seiner Gläubigen noch nicht hinausgekommen. Jedenfalls ist es im Geschmack unserer Zeit, wenn die cigarrenrauchende Jugend ohne Anstrengung im Denken und Thun, ohne große Anfoderung an sich selbst, gescheiter zu erscheinen und reicher zu werden sucht, als es die gläubige und arbeitsame Menge ist.

Gewiß hat diese Schule ihr volles Recht zu forschen und für die nachweisbaren Ergebnisse ihres Forschens unsere Anerkennung, ja unsern Dank zu erwarten. Wenn ihre Meister aber für Schlüsse, Ansichten und Behauptungen, die über das Nachweisbare hinausgehen, mit einer Art von Fanatismus auf Proselyten fahnden, so steht ihnen das noch viel weniger gut zu Gesicht als die Bekehrungssucht anderer Eiferer innerhalb jener positiven Glaubensgebiete, die dem Menschen doch noch eine höhere Welt, eine ewige Dauer und ein Himmelreich zusagen und zuwenden wollen, während doch, genau besehen, jene Naturforscher bisjetzt nur negiren und nehmen können und zwar durch Einbruch in ein Gebiet, wo sie gar nichts zu thun haben, und das Begreifen nicht mit den Händen geschieht.

„Nichts widerstrebt dem toleranten und physikalischen Denker so sehr als der religiöse Fanatismus", sagt Kuno Fischer in seinem „Franz Baco", *S. 308, — ein Wort*, das an seinem Platze viel-

leicht eine andere Beziehung hat, aber umsomehr auch da trifft, wo der Ueberzeugungs- und Bekehrungseifer von Naturforschern ordentlich religiös wird, um mit stofflichen Experimenten ein übersinnliches Gebiet zu escamotiren und Andächtige für ihre Theophanien des Stoffwechsels zu gewinnen.

Moleschott's Schriften sind von dieser zudringlichen Tendenz nicht unbedingt freizusprechen. Selten schickt er ein Experiment in die Welt hinaus, ohne hinter demselben herzurufen: „Seht ihr, daß alles sogenannte Geistige bloße Wirkung des Stoffwechsels ist, und daß es nichts Uebersinnliches gibt!“

In seinem Buche über Forster geht sein Bemühen darauf aus, diesen so betitelten „Naturforscher des Volks“ als Vorläufer des heutigen Materialismus, dieses Erlösers von der Erbsünde des Uebersinnlichen, geltend zu machen.

Es gilt uns wahrlich nicht, etwa aus religiöser Befangenheit, darum Forster'n um jeden Preis vom Verdachte des Materialismus zu reinigen; nein, wir müssen uns nur, um ihm gerecht zu werden, gegen die Beflissenheit aussprechen, womit ihm der Materialismus aufgebürdet wird, nur gegen den Zwang, den man ihm anthut, für den größten Mann des 18. Jahrhunderts zu gelten, nur weil er, den *großen Materialisten des 19.* voraus, schon ein Ma-

terialist gewesen sei. Daß dies zugleich mit einem Nachdrucke geschieht, als ob zur allgemeinen Anerkennung der materialistischen Wahrheit nichts mehr gefehlt habe, als zu wissen, daß auch der Weltumsegler Forster ihr Bekenner gewesen, nimmt sich wunderlich genug gegenüber einem Manne aus, der sich selbst nie für unfehlbar gehalten, und im Leben gegen nichts entschiedener als gegen den Wahn menschlicher Unfehlbarkeit gekämpft hat.

Wir verkennen an Moleschott's Buche, selbst in dem überschwänglichen Stil, in welchem es großentheils geschrieben ist, die schöne Wärme der Begeisterung nicht, mit welcher der Verfasser desselben die Jahrhundertfeier der Geburt Forster's begehen wollte; doch wäre vielleicht eine gehaltene Lebensentwickelung des edeln Todten, eine treue Darstellung seines Werdens und Wachsens, auch mit seinen Schwächen, seinen innern Widersprüchen und äußern Verirrungen, einer solchen Feier angemessener gewesen als ein bloßer Hymnus oder Panegyricus, der ihn ungemessen hoch und mehr auf den Credit des Biographen als auf die Wahrheit seines eigenen Lebens stellte.

Diese Bewunderung Forster's, die den Grundton des Buches ausmacht, nimmt den höchsten Aufschwung in jenem unverhältnißmäßig ausgedehnten Capitel, in

welchem mit großer Beflissenheit abgerissene Aussprüche Forster's als dessen höchste persönliche Ueberzeugung, als der schwer errungene Schatz seines Lebens zusammengetragen sind.

Diese einzelnen Sätze sind aber in den Augen eines unbefangenen Lesers nicht immer so materialistisch gemeint, als sie sich deuten lassen. Aus der Tonart der Briefe Forster's genommen, werden sie zu Dissonanzen, aus dem Zusammenhang einer Abhandlung gerissen, verlieren sie alle Modification.

Nebenher ist es bei deren Auslese Moleschott nicht besser ergangen als manch anderm ehrlichen Manne, der mit eifrigen Augen eben nur findet, was er sucht, und liegen läßt, was ihm nicht dient. So — um diese Behauptung nicht ganz unerwiesen zu lassen — beruft sich Moleschott auf die Worte Forster's (VII, 231):

> „Die Empfindungen, auf die wir uns gütlich thun, sind oft oder immer Folgen einer körperlichen Stimmung."

Wie leicht es der eben reisemüde Forster mit diesem brieflichen Ausspruche meinte, geht daraus hervor, daß er zugleich dabei von unserer materiellen Hälfte spricht, mithin eine geistige voraussetzt, die von der körperlichen influenzirt werde. *Moleschott, der solche* Modification nicht brauchen

konnte, hatte auch die, einige Zeilen vorausgegangenen schönen Worte liegen lassen:

„Vernunft und Empfindung, durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage: so geht ein vollkommneres Wesen hervor, mit erhöhtem Bewußtsein, mit andern Quellen des Genusses, mit einem umfassendern Sinn, zu erlesenern Freuden und Leiden gebildet.“

Moleschott legt ferner ein besonderes Gewicht darauf, daß Forster sage: „Alle Operationen seines Gehirns“, nicht aber die Operationen im Gehirn. Warum aber bleibt er bei diesem so fein herausgestocherten Nachweise stehen, während doch Forster fortfährt zu erklären, „daß ein kränklicher Nervenreiz seinem Geist behülflich wäre“?

Weiter bringt Moleschott einige Stellen bei, nach welchen Forster — „Alles, auch auf dem sittlichen Gebiete, für abhängig von unserer Organisation erkläre, von Selbstbestimmung mithin keine Rede sein könne“.

Wie? Und die herrlichen Worte aus Forster's reiffster Zeit (III, 186) übersieht er:

„Ist die innere, sittliche Freiheit die wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit; ist alles *Glück unsicher* außer demjenigen, welches in dem

Bewußtsein der moralischen Unabhängigkeit besteht, so hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes dringt, und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menschen Veranlassung gab, durch ungehemmte Wirksamkeit der Geisteskräfte sich zu jenem Bewußtsein emporzuschwingen."

Heißt das Forster'n gerecht werden? Ist das am Ende das Ziel der hohen Bewunderung Forster's, daß man bei einem Piratenauszuge des Materialismus den berühmten Weltumsegler zum Matrosen pressen will? —

Allerdings bemerkt Moleschott gelegentlich, daß Forster auch nach seiner gewonnenen Ueberzeugung von der Alleinheit des Stoffs zuweilen wieder in gemüthliche Stimmungen seines überwundenen alten Glaubens — sozusagen zurückgefallen wäre. Allein, liegt in dieser Deutung widersprechender Aeußerungen Forster's nicht noch mehr Zwang und Beflissenheit als in der Auswahl der beigebrachten? Denn die vermeintlichen „Rückfälle" kommen oft, wie wir nachgewiesen, in einem und demselben Briefe, wenige Zeilen voneinander vor. Auch ist es dem sonst so gründlichen Forscher entgangen, daß Forster's sogenannte *„gemüthliche"* Aeußerungen mit der Reife sei-

nes Lebens und seines Geistes zunehmen; es ist dem Manne des Stoffwechsels unbemerkt geblieben, daß die meisten der von ihm als materialistisch citirten Aeußerungen Forster's in die Zeit seines Uebergangs aus der überfrommen kasseler Richtung und in die Tage seines verdrießlichen Aufenthalts in Wilna fallen, sich daher viel leichter theils als Symptome eines Umschlags aus kindischer Frömmelei zur allmäligen Geistesreife, theils aus krankhafter Reizbarkeit seines polnischen Mismuths begreifen lassen. — —

Es gehört mit zur Aufgabe unserer Biographie, diese Umwandlungen in Forster's Denkungsart an ihrem Platze nachzuweisen, und beziehen wir uns hinsichtlich des eben erwähnten „Umschlags“ auf Seite 155 und 156 des ersten Theils.

Uebrigens legen wir überhaupt keinen so unbedingten Werth auf vereinzelte Aeußerungen Forster's, die zum Beweise dieses oder jenes Glaubens gelten sollen. Wir könnten, Scherzes halber, eine Stelle aus einem Briefe desselben an Jacobi vom 28. Januar 1781 über „Toleranz“ anführen, die Herrn Professor Stahl in Berlin veranlassen dürfte, Forster'n mit gleichem Rechte zu seiner christlichen Partei zu zählen, wie Moleschott ihn für seinen gemüthlichen Materialismus in Anspruch nimmt.

Nein, ein so umfassender Geist wie Forster, d

auch noch auf einer frühen Weltfahrt sein Anschauungsvermögen so ungewöhnlich erweitert hat, wechselt leicht nach innern und äußern Anlässen seine Gesichtspunkte, und setzt seine augenblickliche Stimmung in Einklang mit den vorübergehenden Accorden oder Dissonanzen der Welt.

Diese Leichtigkeit wechselnder Ansichten war es auch, die Forster'n unter dem Einflusse äußerer Bedürfnisse so leicht zu entgegengesetzten Unternehmungen verlockte, denen sich aber seine edle und hohe Gesinnung niemals als Trägerin entzog.

Nur diese Gesinnung blieb auch in Glück und Unglück unwandelbar bei Forster, der sonst in seinen Handlungen und Richtungen sehr bestimmbar durch Umstände und Bedürfnisse erscheint. Er hatte zu Allem Anlage, nur nicht zur Pedanterei, und ging im Gegentheile soweit, daß er selbst keine ausschließende Moral annahm, sondern diese für verschiedene Begabung, Bildung und Lebenslage der Menschen elastisch haben wollte, — ein Irrthum, den er gerade in dem engsten sittlichen Lebensverhältnisse des eigenen Hauses schwer genug zu verbüßen hatte.

Nach dieser Festigkeit der Gesinnung und Wandelbarkeit des Handelns modificirt sich denn auch Forster's Charakter, von welchem Moleschott zur *Todtenfeier des edeln Mannes* sagt:

„Der Anblick eines Charakters war der Welt entrissen, dessen Festigkeit nie die blühende Gestalt seiner Denkbilder gefesselt hat.“

Eine Behauptung nebenbei, die in ihrer Folgerung schwer aufrechtzuhalten sein dürfte; insofern nämlich der etwas pretiöse Ausdruck sagen will, daß ein fester Charakter in der Regel lebhaften und anschaulichen Gedanken hinderlich wäre.

Schließlich haben wir sehr ungern einen Widerspruch gegen die biographische Leistung eines Mannes erhoben, der in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit so interessant erscheint und im Besondern die Meinung hegte, daß nur ein Naturforscher das Leben Forster's beschreiben könnte. Wir haben uns gegen das Buch nur um Forster's willen erklären müssen, dessen Andenken wir gerade durch die Beflissenheit eines seiner lebhaftesten Verehrer für verletzt hielten. Wir Andern lieben keine Andacht, die ihren Abgott selbst opfert, und erinnern uns bei Moleschott's warmer Behauptung, Forster sei ein hoher Geist gewesen, daß gerade die höchsten Geister der Menschheit, vor und nach Platon, — eben auch geistesgläubig waren und ihre Welt nicht auf den Stoffwechsel abschlossen.

Uebrigens würdigen wir Moleschott's Buch für *Das, was es nach* der Absicht des Autors sein sollte.

Moleschott wollte offenbar kein ausgeführtes Lebensbild Forster's geben. Dazu wäre es zu sprunghaft, zu wenig entwickelnd abgefaßt; ganze Partien charakteristischer Lebenszüge, selbst solcher, die Forster's Verhängniß bilden helfen, sind weggeblieben; es fehlen alle Schattirungen, und die hoch aufgetragenen Farben verdecken nicht überall die unrichtige Zeichnung. Aber es bleibt ein schönes Brandopfer, das ein bewunderungsvoller Jünger zur Säcularfeier der Geburt eines großen Meisters aus verehrungsvollem Herzen darbringt, wobei er zugleich, was er als eigene Ueberzeugung für das Höchste hält, zum Schmuck des Gefeierten mit auf den Altar legt.

Umsomehr hat der Verfasser des vorliegenden Buches, da ihm der Naturforscher fernsteht, sich bemüht, dem Menschen Forster gerecht zu werden, — nicht durch Worte der Bewunderung, die mehr die Empfindung des Biographen als die Wahrheit des erzählten Lebens ausdrücken; nicht mit schwärmendem Auge, dem allzu leicht die Umrisse des Wirklichen hinter dem Lichtkranze verschwinden, den es um das Haupt seines Helden erblickt; — sondern gerecht durch Forster'n selbst, indem wir ihm mit Theilnahme von Station zu Station seines Lebens, Schritt vor Schritt, folgen und seine Empfindungen und Handlungen im Einklang oder Misklang mit den Begegnissen seiner

Welt betrachten. Und zwar mit unparteilicher Besonnenheit, nicht ohne Vorliebe, doch ohne Voreingenommenheit und ohne Tendenz.

In Hinsicht auf letztere ist daher auch in der neuen Bearbeitung Alles ausgemerzt worden, was von Reflexionen und Anzüglichkeiten aus der Verstimmung des Verfassers über die widerwärtigen Zeitverhältnisse in das Buch geflossen war, als es im Winter 1850 auf 1851 zuerst niedergeschrieben wurde, — Gedanken und Empfindungen, wie wahr vielleicht und durch Betrachtung Forster's veranlaßt, dennoch nicht in das Lebensgemälde, sondern in die Brust des Biographen gehörig.

Auch die schriftstellerischen Züge in Forster's Lebensbilde sollen hier mehr in ihrer persönlichen als in literarischer Bedeutung hervortreten. Der Verfasser hofft diejenigen Leser, denen Forster's Schriften noch weniger bekannt wären, von dem Sterbebette des edeln Mannes zu dem schönen Denkmale, das er sich in seinen Werken selber gesetzt hat, hinzulocken. Da werden sie finden, daß der Mann, der hergebrachtermaßen kein Mann des Buches, sondern der That genannt wird, eigentlich doch im Schreiben viel glücklicher als im Handeln war.

Wir haben der Ausgabe von Forster's Schriften in neun Bänden schon oben gedacht, und die beigege-

bene Abhandlung von Gervinus im siebenten Bande gibt das Beste, was über den Werth dieser Schriften und zur Würdigung des Schriftstellers gesagt werden kann.

Und so möge denn das gegenwärtige Buch dazu beitragen, daß der Mann, der von sich selbst wußte und schrieb, — „er sei in zahlreichen Kreisen Deutschlands nie so wichtig, nie so bekannt gewesen", mehr und mehr zu dieser Anerkennung gelange, und daß er — dem Volke durch seine Verdienste als Naturforscher fremd — durch das

„was er irrte, was er strebte,
was er litt und was er lebte"

— wie Goethe von sich sagt, ein warnendes und ermunterndes Vorbild deutschen Lebens werde.

Hanau, im August 1857.

Heinrich Koenig.



Erstes Buch.



Haus und Schule.

Im Jahre 1754 am 26. November wurde zu Nassenhuben, einem ärmlichen Dorfe in der Nähe von Danzig, dem dasigen reformirten Pfarrer Johann Reinhold Forster ein Knabe, sein erstes Kind, geboren und auf den Namen Johann Georg getauft.

Ein erster Sprößling, der die Zukunft der Familie erweiterte, mußte dem Vater die Vergangenheit des Stammes lebhafter in Erinnerung bringen. Diese Erinnerung hing, wie das nahe Meer, mit der schottischen Küste zusammen. Die Familie Forster, ihrem Siegel nach mit den in Schottland angesessenen Foresters verwandt, hatte einst zu den Anhängern des Hauses Stuart gehört. Das Ansehen und die damalige Bedeutung derselben lassen sich schon aus ihrem Misgeschick errathen, indem sie nach dem Tode Karl's I. geächtet das Land verlassen mußte, eine Verfolgung, die nur früher geübtem oder künftig zu befürchtendem Einflusse gelten konnte. Demzufolge hatte die Familie Forster, gleich andern schottischen Flüchtlingen, *in Polnisch-Preußen eine neue Heimat* genommen.

Auf diesem Boden ging aber dem englischen Stamme das politische Element ab; die Stürme fehlten, in denen er groß geworden war. Das deutsche Staatsleben bot nur schwachen Ersatz im Berufe der Anwaltschaft. Die Forster wurden tüchtige Juristen; sie vererbten aber auch etwas von jenem Geiste starrer Opposition, den der Urgroßvater in den bürgerlichen Unruhen bethätigt hatte, auf die Enkel. Diese zeigten oft genug, indem sie am Recht hielten, einen rechthaberischen Trotz und Eigenwillen; bis endlich in unserm Reinhold diese Familieneigenheit sich mit der hergebrachten Familienrichtung selbst überwarf. Reinhold verließ nämlich auf der Universität Halle die Rechtswissenschaft, an die er gewiesen war, und widmete sich der Heilkunde. Hier stieß aber sein Eigenwille auf den entschiedensten Widerspruch des Vaters, der ihm am Ende nichts übrigließ, als auf das neutrale Feld der Theologie auszuweichen.

So kam denn eine Lebensbestimmung ohne innern Beruf heraus, als Reinhold in seinem vierundzwanzigsten Jahre die kleine Patronatspfarre in Nassenhuben annahm. Er that dies auf Andringen seines Vaters, der ihn gern vor seinem Ende versorgt sehen wollte, und verscherzte sich dadurch die Gunst der reformirten Gemeinde in Danzig, die es auf ihn abgesehen hatte. Zugleich nahm er in das geringe Amt eine Blutsverwandte zur Frau, Justine Elisabeth Nicolai, ein Geschwisterkind, glücklicherweise von sanftem, nachgiebigem Charakter.

Reinhold war von Natur und durch die Erziehung seines Vaters auf das Praktische gerichtet. Durch bloßes *Sprechen hatte er schon* als Kind vom Vater die latei-

nische Sprache gefaßt, und lernte, da die Aeltern in Dirschau an der polnischen Grenze wohnten, von der Mutter und einer Amme die polnische Mundart. Als Knabe eignete er sich dann das Deutsche an, und erwarb später noch eine Anzahl Sprachen dazu. Ein günstiges Bewußtsein auch von seiner äußern Begabung trieb ihn zur Geselligkeit, wo er durch angenehme Redegabe und artige Manieren bei ansehnlicher Gestalt, lebhaften Augen und hübschen Zügen sich geltend zu machen verstand.

Für eine solche Persönlichkeit hatte jene schlaffe, aus dem Uebersinnlichen einer Wunder- und Gnadenwelt auf bloße Philanthropie und verständige Aufklärung herabgefallene Theologie jenes Jahrhunderts wenig Anziehungskraft. Unser Pfarrer nahm für sich aus der wirklichen Welt, nach welcher die Theologen griffen, mit Talent und Vorliebe die Natur heraus, für welche er sich schon bei seiner frühern Wahl der Arzneikunde bestimmt gehabt hatte. Er stellte nach und nach die Bibel hinter den Buffon, und verkehrte lieber mit seinem Linné unter blühenden Gewächsen als mit dem Katechismus unter den aufwachsenden Pfarrkindern. So ward er nach dem Zeugniß seines Sohnes „ein nützlicher und brauchbarer Mann für die Wissenschaft, der gründliche Gelehrsamkeit, auserlesene Literatur- und Bücherkenntniß besaß, dabei ein guter Naturkundiger und Antiquar".

Bei all diesen Vorzügen brachten ihm seine Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung seiner Meinungen nur Verdruß und Schaden zuwege. Selten verließ ihn eine leidenschaftliche Unruhe; denn nie in seinem Leben konnten, wie es schien, ein angeerbter Stolz mit seiner stets

bedrängten Lage, seine Talente mit seinen Erwartungen ins Gleichgewicht kommen. Dies umsoweniger, als er zu seinem Unglück die Menschen nicht kannte und nie kennen lernte, bald mistrauisch, bald leichtgläubig, und beides immer da, wo es nicht am Platze war.

Unter dieser Heftigkeit litt auch der junge Georg, und verhältnißmäßig mehr als seine nachwachsenden Geschwister, gerade weil er des Vaters Liebling war. Das Kind verrieth frühzeitig eine auffallende Begabung. Noch auf allen Vieren in des Vaters Studirstube umherkriechend, arbeitete es sich, von der goldenen Titelschrift der Foliobände angelockt, an solchen empor, und ward so zuerst an Büchern ein zweibeiniges Geschöpf. Dies bewog den vergnügten Vater, dem Knaben, wol allzu früh, einigen Unterricht im Latein, im Französischen und Rechnen zu geben. Das setzte aber auch mehr Anlaß zur Unzufriedenheit ab, die dann in harter Züchtigung aufbrauste, meistens mehr nach dem väterlichen Zorn als nach dem kindlichen Fehler gemessen.

Bei solchen Eigenschaften und Eigenheiten des Pfarrers Forster ist kaum zu erwarten, daß es mit seinem Hause besonders gut bestellt gewesen sei. Die Pfarreinkünfte von 200 Thlrn. waren gering, und sieben Kinder vermehrten nach und nach die Bedürfnisse der Familie. Dabei war Reinhold ein großer Bücherfreund. Wie viel blieb da nicht der Hausfrau gutzumachen, neben der unermüdlichen Geduld, ohne die sie mit dem heftigen Wesen des Mannes nicht ausgekommen wäre! Nur die hohe Meinung, die sie von ihm hegte, und die Achtung, die sie seinen wissenschaftlichen Verdiensten von angesehenen

Männern erweisen sah, sowie seinerseits die Güte, mit der er in freundlichen Stimmungen die Sorgen des Hauses theilte, konnten diese Unebenheiten einigermaßen ausgleichen.

So verlebte der junge Forster die ersten zehn Jahre. Ehe er noch die Enge und Bedrängniß des älterlichen Hauses recht ermessen konnte, war das nahe Danzig ganz gemacht, seine knabenhafte Neubegierde frühzeitig auf eine ferne Welt zu richten und ihm Anschauungen von weitreichender Thätigkeit der Menschen zu geben. Hinter hohen Wällen und befestigten Hügeln genoß die Stadt in anmuthiger Umgebung einer ausgezeichneten und begünstigten Lage. Sie gehörte damals noch zu Polen, sah sich aber von dem anwachsenden preußischen Gebiete mehr und mehr beengt und bedroht. Ihr schöner Hafen und die Mündung der Weichsel förderten den Welthandel. Auf den Inseln des Stroms, in großen Vorrathshäusern, speicherten sich die Ernten der polnischen Fluren auf. Und hinter der großen Thätigkeit der Gegenwart verlor sich eine rühmliche Geschichte in graue Zeiten. Dreihundert Jahre früher, just in demselben vierundfunfziger Jahre, in welchem Georg geboren war, hatte Danzig seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Polen erklärt. Die Stadt mit ihrem Gebiete hatte sich ein eigenes Gesetzbuch geschrieben, das seltsam oder kühn die „Danziger Willkür" hieß, gleichsam Bestimmungen nach Gutfinden gewählt. Sie schlug ihre eigene Münze, nur mit dem Brustbilde des Königs von Polen. Ein Mitglied des Stadtraths, der „Burggraf", repräsentirte den König, und zu den Reichstagen, zu den Königswahlen, entbot Danzig seine eigenen Abgeordneten.

Eine so schwungvolle Seestadt schlingt, gleich einer drehenden Spule, tausend Fäden des Familienlebens zu Tauen des Weltverkehrs zusammen. Ihre Nähe sollte auch nicht ohne Einfluß auf Forster's Leben bleiben. In einem Alter, da der Knabe an solchen Plätzen nur lebhafte Anschauungen, vielfache Begriffe, vielleicht Erzählungen von fernen Ländern und, wenn er Phantasie hat, Träume von Meerwundern empfängt, kam für Georg aus Danzig ein Anstoß, der seiner ganzen Zukunft eine verhängnißvolle Richtung gab. Der russische Geschäftsführer in Danzig, Herr von Rehbinder, war ohne Zweifel mit der schiefen Stellung und wissenschaftlichen Brauchbarkeit des nassenhuber Pfarrers vertraut, als er ihm 1765 den Antrag that, die neuangelegten deutschen Colonien an der Wolga mit Aufträgen der Regierung zu bereisen. Der Vorschlag war ihm willkommen, und er nahm seinen elfjährigen Georg mit nach Petersburg. Hier empfing er seine Anweisungen, mit denen er die neuen Ansiedelungen bis Saratow und an den See Yeltow bereiste. Er untersuchte den Boden, die Lage und Bedürfnisse derselben, nahm eine Karte auf, und faßte in einer Denkschrift seine Beobachtungen und Vorschläge zu Verbesserungen und Hebung der Colonien nebst Andeutungen zu einem für dieselben geeigneten Gesetzbuche zusammen.

Welch eine Schulclasse für den Knaben! Mit dem frühen Lernen war ein ungewöhnlicher Wissensdrang und frühreifer Ernst in ihm erweckt worden; er hatte die Knabenspiele übersprungen und bereiste fremde Länder, ehe er noch kirchlich confirmirt war. Es läßt sich denken,

wie er auf dieser Fahrt Geographie, Naturgeschichte, Völkerkunde und was man überhaupt unter dem Worte Leben versteht, in so großen, athmenden Schriftzügen in sich aufnahm. Dies waren andere Gebirgsfolianten, andere Inschriften, an denen der Knabe sich früh zur Selbständigkeit des Geistes erhob. Besonders bildete Georg schon so früh sein Auge und sein Gedächtniß für die Pflanzenwelt, sein Ohr und seinen Sinn für fremde Sprachen aus. So erlangte er denn auch eine ziemliche Fertigkeit im Russischen. Schwerer möchte der Einfluß zu bemessen sein, den diese frühe Reise auf die Seelenstimmung des Knaben und auf die erste Ausweitung seines Gemüths gehabt haben muß. Den männlichen Forster finden wir immer auf großartige Anschauung, auf umfassende und edle Gesichtspunkte gerichtet, aber auch in engen Verhältnissen nur allzu leicht beunruhigt, daher gleich seinem Vater zu jeder neuen Unternehmung und Berufsänderung aufgelegt und zwischen Haus und Welt nie oder doch nicht auf die Dauer zu heimatlichem Glück gelangt.

In diesem Betracht sollte denn auch der Rückschlag der russischen Weltfahrt auf das deutsche Haus nicht ausbleiben. Mit einbrechendem Herbste 1765 kehrte Forster mit Georg nach Petersburg zurück und erstattete seinen Bericht. Welchen Lohn oder welches Loos er sich als Ergebniß seiner Reiseverdienste im voraus versprochen habe, steht dahin. Gewiß wäre seine kenntnißreiche Denkschrift auch nicht ohne gute Folgen für ihn selbst wie für die Colonien an der Wolga der Kaiserin zu Händen gelangt: hätte es nur der Verfasser nicht wieder an der

ganz gewöhnlichen Menschenkenntniß fehlen lassen. Indem er aber auch gleich das den Colonien bisher zugefügte Unrecht darzulegen suchte, verdarb er es mit dem Urheber desselben, dem habsüchtigen Gouverneur zu Saratow, und hatte nun begreiflicherweise den ganzen russischen Anhang und dessen Einfluß bei Hofe wider sich. Vergebens harrte er in Petersburg auf Erfolg und Lohn seiner Bemühungen. Statt dessen erhielt er andere Aufträge, die in der Ausführung ebenfalls unbeachtet blieben.

Während dieses überwinternden Aufenthalts in Petersburg besuchte Georg die Petrischule, die unter Büsching's Aufsicht stand. Lehrer an dieser Anstalt war auch der berüchtigte Stark, nachmaliger Oberhofprediger in Darmstadt, den Forster hier noch kennen lernte. Georg trieb hier Latein, Französisch, Russisch, Geographie, Statistik und Zeichnen. Dazwischen strengte ihn sein Vater noch mit andern Dingen an. Diesem lag doch ob, für die dringendsten Bedürfnisse seiner verarmten Familie zu sorgen. Er vermochte dies nur durch literarische Arbeiten, und maß dem Knaben Georg für den Mitgenuß der Weltfahrt gleich auch sein Theil am häuslichen Erwerbe zu. Georg lieferte Uebersetzungen aus dem Französischen ins Russische, und lernte in dieser Schule der Sorgen, vielleicht abermals allzu früh, nicht sowol häusliche Nothdurft und Theilnahme als die leichten Waffen kennen, solche Bedrängniß zu bestreiten.

Zuletzt war Forster doch seines Harrens auf Belohnung ungeduldig, benahm sich mit seiner wiederholten Foderung wol auch ein wenig barsch, gewiß aber nicht weltklug, und wurde am Ende ohne alle Belohnung

ziehen gelassen. Durch die lange Abwesenheit war seine Predigerstelle verscherzt, und da auch das übrige Deutschland weniger als England Wege praktischen Erwerbs darbot, so schiffte sich der unruhige Mann, ohne nur seine Familie zu besuchen, mit seinem Georg nach London ein.

Die Seereise ward von Vater und Sohn benutzt, um die englische Sprache zu lernen, und da so entschlossene, praktische Menschen alles Begegnende zu irgendeinem Vortheil zu wenden suchen, so gewannen sie selbst durch die Verzögerung der Ueberfahrt, indem das Schiff zwei mal, unweit Christiansand und bei Mandal in Norwegen, einlaufen mußte, nur mehr Sicherheit in der Sprache, dem unentbehrlichsten Mittel zu ihrem Fortkommen in England.

In Danzig verkaufte der alte Forster zur einstweiligen Unterhaltung der zurückbleibenden Familie seine bedeutende Bibliothek, indem er von den 2500 Bänden derselben nur die kleinern griechischen Geographen zurückbehielt.

Wir vermuthen, daß er, wenn auch ohne viel kaiserliche Silberrubel, doch nicht ohne gute Empfehlungsbriefe nach London kam. Denn er fand in dieser großen Stadt sehr schnell die Theilnahme angesehener Männer, die sich für sein Fortkommen bemühten. Unter mehren ihm gemachten Anträgen entschied er sich für die Annahme eines Lehrstuhls der Naturgeschichte an dem zur Ausbildung junger dissentirender Geistlichen bestimmten College *zu Warrington in Lancashire.* Bei seinem Ueberzuge

dahin gegen den Sommer 1766 verschrieb Forster seine Familie aus Nassenhuben, seinen Georg aber ließ er in London bei einem angesehenen Kaufmann, Namens Lewin, der nach Rußland handelte. Dieser hatte durch verschiedene in Aussicht gestellte Vortheile den Vater gewonnen, sich einen kaufmännischen Glücksweg für den Sohn und die Familie zu versprechen. Die körperliche Schwächlichkeit des zwölfjährigen Knaben brachte er nicht in Anschlag. Bald zeigte sich jedoch, daß Georg den Anstrengungen des Contor nicht gewachsen war. Und da ohnehin die Abrechnung der Schiffe in die Mitte Sommers fiel, so erschöpften sich seine Kräfte so sehr, daß eine Auszehrung drohte. Da kam zum Glück die nassenhuber Familie in London an, und der arme Georg fiel unter das Mutterauge. Er mußte sie nach Warrington begleiten, auch schon als Führer, da sie der Landessprache fremd waren. Hier überzeugte sich nun auch der Vater von der Gefahr des Sohnes und gab ihn dem berühmten Doctor Percival in Behandlung, der ihn denn auch binnen sechs Monaten wieder zu Kräften brachte.*)

Von nun an war Georg wieder in des Vaters Schule, der mit ihm Mineralogie und Zoologie, Mathematik und Physik trieb. Daneben hörte er sogenannte philosophische Collegien und setzte seine schönwissenschaftlichen Studien fort. Auch ging er wieder ans Uebersetzen und übertrug Lomonossow's russische Chronologie ins Englische,

---

*) In Strieder's „Hessischen Gelehrtengeschichte" findet sich ein von Forster selbst mitgetheilter Artikel über sein Leben *bis zu seiner Anstellung in Kassel.*

Lomonossow's, dieses genialen Schöpfers der russischen Literatur und Vorgängers wie Vorbildes in allen Richtungen derselben.

Inzwischen zeigte sich bald, daß Vater Forster, obgleich soviel älter geworden, doch so ziemlich noch der Alte war. Unfähig Widerspruch zu ertragen und Vorgesetzten, die er zu übersehen glaubte, sich zu fügen, hielt er es in dem ruhigen Amte nicht lange aus. Da er in keinem Stücke seinen Eigenwillen durchsetzen konnte, sah er sich für verfolgt und in seiner Denkungsart nicht geduldet an, gab seine Stelle auf und ergriff den Weg des Privatunterrichts. Der literarische Erwerb wurde damit verbunden und Georg zu dieser Betriebsamkeit mit herangezogen. Dieser übersetzte nach und nach Osbeck's und Toreen's „Reisen nach China", Kalm's „Reisen nach dem nördlichen Amerika", von Bougainvill's „Reise um die Welt" u. A. ins Englische, die der Vater durchsah und mit Anmerkungen begleitet herausgab. Georg ertheilte nebenher in einer vor der Stadt gelegenen Erziehungsanstalt Unterricht im Französischen und Deutschen an Schüler, die älter und stärker als der Lehrer selbst aussahen. Aus dieser Zeit rührt ein kleines Erlebniß her, bedeutsam dadurch, daß es den jungen Forster nicht blos in seiner damaligen Stimmung, sondern vorbildlich für den Gang seines Lebens charakterisirt. Der Weg zur Erziehungsanstalt führte nämlich an einem Bäckerladen vorüber, der mit seinen Pastetchen für den kleinen Lehrer zum Versucher ward. Unvermerkt war er weit über sein kleines Taschengeld hinaus in Schulden verstrickt und mußte sich auf dem unvermeidlichen Wege an dem Laden vorüber

von der Bäckerfrau rufen und mahnen lassen. Dies versetzte ihn in solche Pein, daß er eines Tags, wie er aus der Lehrstunde zurückkehrend mit Seelenangst an den Bäckerladen dachte, sich mit einem Gebet um Beistand an den lieben Gott wendete. Da nöthigt ihn doch der Wall eines Feldschlusses, den er überschreiten mußte, die flehenden Blicke wieder zu Boden zu wenden, und siehe da! — eine Guinee blinkt ihm aus der halbtrockenen Stapfe eines Pferdehufs entgegen. Es fällt dem gläubigen Knaben nicht ein, ob es nicht vielleicht gar der Pferdefuß und Köder des bösen Versuchers sei. Im Gegentheil, dankbar gegen Gott für den goldenen Segen des Gebets, eilt er die Bäckerfrau zu befriedigen, und da er noch die Hand voll Ueberschuß hat, weiß er in der Aufwallung seines sorgenfreien Herzens nichts Besseres zu thun, als seiner Schwester Wilhelmine einen goldenen Fingerhut zu kaufen.

Hier haben wir die Signatur seiner Zukunft: dieser Geldverlegenheit, diesem Glauben an hülfreiche Mächte und der unüberlegten Gemüthlichkeit zum Ausgeben, so liebenswürdig an dem Knaben, werden wir auch auf dem Lebenswege des Mannes immer wieder einmal begegnen.

Das knappe aber doch stetige Auskommen der Forster'schen Familie scheiterte an einem Anerbieten, das die Wirkung einer Verlockung hatte. Der durch Kenntniß der indischen Meere und durch Verdienste um die Erdkunde so ausgezeichnete Dalrymple hatte sich bereitwillig finden lassen, als Gouverneur der Ostindischen Gesellschaft nach Banjermassing, einem der Reiche von *Borneo, zur Begründung* einer Niederlassung zu gehen,

und warb Forster'n zu seiner Begleitung an. Zu Dergleichen war dieser gar schnell entschlossen. Kaum aber war er gegen Ende des Jahres 1770 nach London geeilt, seine Zurüstung zu machen, als das Unternehmen Dalrympl's sich zerschlug. Forster, der seinen Erwerb in Warrington abgebrochen, entschloß sich nun in London zu bleiben, und nahm seine Familie zu sich.

Gar bald aber gerieth auf den hohen Wogen des londoner Lebens die Familie mit sieben Kindern, bei unstetem Erwerb und unsichern Einnahmen, in beängstigendes Schaukeln. Da wurde denn wieder zur übersetzenden Feder gegriffen. Sie gab das schwache Ruder ab, um das schmächtige Fahrzeug des Hauses über Wasser zu halten, nachdem das stolze Steuer einer Weltfahrt gesunken war. Auch Georg wurde an dies Ruder zurückgenommen, und der Vater versprach sich nun wieder mehr von den Wissenschaften als von der Krämerwage für den Sohn und für seine Familie.

Unter diesem Kampf mit häuslichen Sorgen und Entbehrungen erreichte Georg sein siebzehntes Jahr. Schon als Knabe zum Ernst höherer Jahre durch Noth und Miterwerb gezogen, hatte er unvermerkt das Alter überschritten, in welchem für andere Kinder die Confirmation eine festlich geschmückte Stufe des Uebergangs zu einem Lebensberuf zu legen pflegt, und der Pfarrerssohn überging sogar das Abendmahl. Der alte Forster, wenn auch kein eifriger Pfarrer, war doch nicht ohne Religiosität, ja er war ein fester Protestant. Allein sein unruhiges Herz, sein umtreibender Sinn und wechselnder Aufenthalt versäumten jenen feierlichen Lebensmoment. Die Häuslichkeit,

möchte man sagen, war zu saftlos und wurzelte zu unstet, um solch eine Blüte des Familienlebens zu treiben.

Für den jungen Forster selbst war indeß der englische Boden nichts weniger als unfruchtbar. Bei ihm, der seine ganze Geistes- und Gemüthsentwickelung nicht auf den Schulbänken empfing, sondern unmittelbar aus den Darbietungen, Wechseln und Prüfungen des Lebens nahm, ist der Aufenthalt in England gerade zu jener Zeit und in seinem Alter nicht zu übersehen. Er bildete seine höchste Schulclasse, eine wahre Selecta, deren Verständniß ohne Zweifel ein auf das öffentliche Leben so gespannter Vater vermittelte. Die praktische Richtung jenes Volks im täglichen Leben, die gesteigerte und schwungvolle Betheiligung desselben an der Welt verstehen sich in ihrem Einfluß auf die Entwickelung des Verstandes und Auffassung des Lebens von selbst. Wenn überdies aber der junge Forster in seinen männlichen Jahren sich durch politischen Blick, staatsmännisches Urtheil und lebendigen Freiheitssinn sowie durch die Denkungsart auszeichnete, die damals in Deutschland so neu war wie das von ihm selbst eingeführte Wort „Gemeingeist“: so deutet diese eigenthümliche Bildung auf jene Jahre zurück, die für England selbst eine Periode der innern Entwickelung bezeichnen.

Wir dürfen uns nur erinnern, daß Forster's londoner Aufenthalt unter die Regierung Georg's III. fiel, jenes beschränkten, ehrbaren Mannes, der von angeborener Fürstengewalt und Gottesgnadenmacht die allerdeutschesten Begriffe hatte. Hierin bestärkte ihn seine deutsche Mutter, unterstützt von seinem Minister, dem *schottischen Lord* Bute, dem bekanntlich die hohe Frau auf

die vertraulichste Weise zugethan war. Solche Grundsätze, da sie durch bereitwillige Minister und gewonnene Parlamente ins Leben eingriffen, waren ganz gemacht, die demokratischen Elemente im Volk aufzuregen und die kühnsten Angriffe der Presse hervorzurufen. Revolutionäre Zuckungen erfolgten, die zwar in England selbst, auch bei längerer Dauer, nichts umstürzten, jedoch den Abfall der amerikanischen Colonien veranlaßten. Denn indem sich die Machtvollkommenheit des Königs durch das Besteuerungsrecht in jenen Colonien geltend machen wollte, führte es durch den Widerstand derselben den verhängnißvollsten Sieg der Volksherrschaft herbei. Wir erinnern uns zweier demokratischen Gestalten und einer aristokratischen Maske, die in jenen folgenreichen Bewegungen erschienen und den Aufruhr machen halfen. Zuerst jener Wilkes, Redacteur des „Nordbriten", mit beißend boshafter Feder die Minister angreifend, mit denen er einst leichtfertig gelacht und liederlich geschwärmt hatte. Ein langjähriger Proceß spann Verfolgungen, die nur noch gefehlt hatten, um einem so verwerflichen, nichtswürdigen Manne in den Augen des Volks Ansehen und Anhang zu verschaffen. Volk und Ministerium rissen sich um ihn, — jenes, um ihn mit dem Siegesjubel gelungener Wahl ins Parlament zu führen, dies, um ihn als Verbrecher in Kingsbench einzustecken. Die Minister ließen unter die stürmende Menge feuern, das verhetzte Volk feierte dagegen tolle Revolutionsfeste.

Die andere Gestalt war Benjamin Franklin, als Agent seines amerikanischen Vaterlandes wiederholt und auf *Jahre in London erschienen.* Zwischen den Ministern

Weltfahrt.

War nun durch den Anblick so lebhafter Volksbewegungen um die Frage der öffentlichen Freiheit dem jungen Forster ein Verständniß des innern Staatslebens so früh erweckt, so sollte demselben auch der Anblick des weitesten Welt- und Naturlebens schon im ersten Jünglingsalter beschieden sein; so, daß einem so ungewöhnlichen Lehrling eben wol eine außergewöhnliche Wanderschaft als besondere Gunst verhängt war. Von einer andern Seite erscheint aber der junge Georg einer edeln Frucht vergleichbar, die der weiten Ueberfahrt halber, für welche sie bestimmt ist, vor vollendeter Reife gebrochen wird. Sein körperliches Wachsthum hatte sich verspätet, seine Gesundheit nicht befestigt in dem Grade, als seine Geisteskräfte zu früh getrieben, sein Gemüth durch Mitsorge gedrückt worden.

Im Jahre 1772 ward dem Vater Forster der Antrag gemacht, den Capitän Cook auf einer zweiten Entdeckungsreise als Naturforscher zu begleiten. Cook war eben mit dem Schiff „Endeavour" nach England zurück-

gekehrt, und erhielt neue Anweisungen zu weitern Erforschungen und Untersuchungen im Südmeer und gegen den Südpol. Zwei tüchtige Schiffe, die „Resolution" und die „Adventure", wurden dazu gerüstet. Forster ließ sich bereitwillig unter der Bedingung finden, daß er seinen Georg als Gehülfen mitnehmen dürfe. Seiner übrigen Familie sicherte er durch Anweisung eines Theils seines eben nicht übermäßigen Gehalts ein dürftiges Zurückbleiben.

Vater und Sohn rüsteten sich in Eile zu dem wichtigen Vorhaben und schickten ihr Reisegeräth innerhalb neun Tagen an Bord der „Resolution", die damals noch bei Sheerneß lag. Georg vergaß dabei nicht seines kleinen Schreibschrankes von Nierenbaumholz (Acajou), eines Möbels, das ihn auf der Fahrt um die Welt und nachher auf allen Lebensstationen begleitete. Am 26. Juni verließen sie London und kamen in zwei Tagen nach Plymouth, wo in der Nacht vom 2. zum 3. Juli die „Resolution" vor Anker legte. Cook fand noch manche Vorkehrungen zu treffen, sodaß erst am 13. das Schiff in Begleitung der „Adventure", Capitän Furneaux, absegelte.

Georg „kehrte noch einen Abschiedsblick gegen Englands fruchtbare Hügel zurück und ließ dem natürlichen Gefühl der Verbindungen, woran ihn diese Aussicht erinnerte, freien Lauf; bis endlich die Heiterkeit des schönen Morgens und die Neuheit der Fahrt durch die glatte See die Oberhand gewannen und jene trüben Gedanken zerstreuten".

Diese Abschiedsworte Forster's von Europa sind aus seiner eigenen Erzählung jener Fahrt um die Welt in den Jahren 1772—75 genommen. Sie ist in den beiden ersten Bänden seiner „Sämmtlichen Schriften" so schlicht und anschaulich enthalten, daß sie noch heute eine höchst anziehende Lectüre bildet und uns zugleich die umfassende Begabung und frühe Reife des Geistes unsers jungen Helden zu bewundern gibt. Wir enthalten uns aber, diese dreijährige Wanderfahrt auf der Südsee, die Cook nach allen Richtungen durchkreuzte, in flüchtigen Umrissen nachzuerzählen, aus Furcht, durch einen zusammendrängenden Bericht den Leser eher zu ermüden als für Forster's Mittheilungen zu gewinnen. Wir verweisen auf dessen eigene Erzählung, und füllen diese Lücke der Lebensgeschichte mit einigen Bemerkungen aus.

Die Entdeckungen, die sie machten, die geographischen Vermuthungen, die sie darauf stützten, sind von spätern Seefahrern überboten und berichtigt worden. Aber die Erlebnisse und Abenteuer, die Arbeiten und Forschungen, die Leiden und Freuden, Gewinnste und Folgen der Fahrt haben in der einfach-ehrlichen, anspruchlos-ausführlichen Erzählung des jungen Forster kaum von ihrem geschichtlichen Werth und noch weniger von ihrem unterhaltenden Reize verloren. Seine Auffassung des fremden und damals noch so neuen Natur- und Menschenlebens ist so unbefangen und ohne europäische Voreingenommenheit, daß man sich ganz heimisch in solcher Ferne und wie aus einer ungetrübt frischen Granitquelle erquickt fühlt. Die hier und da eingestreuten Betrachtungen erinnern zuweilen wol an die Jugend des Erzählers, nöthigen

uns aber noch öfter eine Anerkennung seines für dies Alter so tief eindringenden Geistes ab. Wir erkennen eine ernste, empfängliche Seele, die durch den Anblick paradiesischer Natur und ursprünglicher Menschheit im Vergleich mit den Culturzuständen unserer Entwickelung sich in Begriffen erweitert, an Sympathien bereichert findet. Sein Urtheil erobert neue Messungsfelder, sein Herz zieht neue Saiten menschlicher Theilnahme auf.

Und hierin machte Forster den Hauptgewinn für seine eigene Ausbildung. Welche glückliche Fügung für ihn gerade in einer Zeit überspannter und oft verkehrter Bestrebungen, da die Einen in Rousseau'schem Ueberdruß nach Rückpfaden zum Naturstand umblickten, die Andern auf den Abwegen der modernen Bildung nicht rasch genug vorwärtskommen konnten! Sein gesunder Sinn suchte nach einem Durchschnitt der Cultur und der Natur im Völkerleben. Die Faulflecken der Civilisation, früh genug von ihm in Rußland und England durchschaut, beirrten sein Auge nicht, um die Ansätze der, wie es scheint, unvermeidlichen Entwickelungskrankheiten der Menschheit nicht auch schon am Kindesvölkchen auf den Südseeinseln zu entdecken. Wir geben einige Proben dieser Ansätze aus der Reisebeschreibung: sie gehören zu Forster's politischen Studien.

Wenn Cook nach einigem Aufenthalt auf Tahiti bei einer Audienz unter freiem Himmel dem König Aheatua ein Stück rothen Boi, ein Bettuch, eine breite Zimmeraxt, ein Messer, Nägel und Korallen überreicht, das umherstehende braun-nackte Völkchen darüber sein staunendes *„Au-wäh"* jubelt, aber sowenig in allertiefster

Ehrfurcht erstirbt, daß des Königs Leute mit Stöcken und „Manu"=Ruf Ruhe und Stille schaffen müssen; wenn der König dann als Entgegnung dem Schiffsvolk Cook's auf den andern Tag Schweine zu schicken verspricht: wie einfach erscheint dieser diplomatische Verkehr! Und doch findet Forster schon zu bemerken: „Wir rechneten nicht darauf; denn sowenig Klein=Tahiti als ein hochverfeinerter Staat angesehen werden kann, so hatten wir doch schon gefunden, daß sich von der thätigen Gutherzigkeit, welche uns der Mittelstand durch Gastfreiheit und eine Menge dienstfertiger und edler Handlungen bezeigte, im geringsten nicht auf die Denkungsart des Hofs und der Hofleute schließen lasse."

Also schon Mittelstand und Hofleute!

Die tahitischen Schweinchen, blos mit Früchten gefüttert, waren freilich so selten als lecker, und Forster erzählt weiter:

„Man schlachtet nur selten welche, ja vielleicht nie anders als bei feierlichen Gelegenheiten; aber dann verschlingen die Vornehmen das Fleisch auch mit ebenso viel Gierigkeit, als die Aldermen von London bei einem guten Schildkrötenschmause bezeigen sollen. Der gemeine Mann bekommt äußerst selten davon zu kosten, ungeachtet gerade diese Classe des Volks die Mühe allein auf sich hat, sie warten und zu mästen."

Also wirkliche Schweinefütterungs=Frohnen?

So schwer es den Reisenden ward, sich mit ihrer mangelhaften Sprachkenntniß Einsicht in die religiösen Vorstellungen und Gebräuche zu verschaffen, so waren sie doch auf Spuren von Menschenopfern gekommen, unbe=

greiflich von einem so sanften, gutherzigen Völkchen wie auf Tahiti! Cook hatte aber herausgebracht, daß nur bei erschienenen Uebelthaten und Lastern Menschen zum Opfer verurtheilt wurden. Es war mithin ein religiöses Strafgericht, über das Volk verhängt. Und wer war Richter? „Der Mann", „heißt es, den ich hierüber befragte, gab sich Mühe die ganze Ceremonie zu beschreiben. Seiner Aussage zufolge kommt es blos auf den Hohenpriester an, wen er zum Opfer wählen will. Wenn das Volk versammelt ist, geht er allein in das Haus Gottes und bleibt da eine zeitlang. Sobald er wieder heraustritt, verkündet er, daß er den großen Gott gesehen und gesprochen, und daß dieser einen Menschen zum Opfer verlangt habe. Er sagt ihnen dann namentlich, wen das traurige Loos getroffen. Vermuthlich fällt aber die Wahl auf Jemand, der dem Priester gehässig ist."

Wir schließen mit einer tiefsinnigen Betrachtung des jungen Forster — einer Frage des Jünglings, der sich einst als Mann bei einer Revolution betheiligen sollte, über Recht und Rache. Bei Gelegenheit der Erzählung, wie die Neuseeländer früher im Streite mit gelandeten Franzosen eine wahrscheinlich vorausgegangene Verletzung durch blutige Grausamkeit gerochen hatten, philosophirt er:

„Wir werden geboren, unsere abgemessene Zeit auf dem Erdboden zu durchleben; will Jemand vor dem Ablauf dieser Zeit unserm irdischen Dasein ein Ziel setzen, so können wir es als ein Vergehen gegen die Gesetze des Schöpfers ansehen. Dieser verlieh uns die Leidenschaften gleichsam *zur Schutzwehr, und bestimmte* den Trieb der

Rache vorzüglich zur Abwendung aller gewaltsamen Unterdrückung. Der Wilde fühlt dieses, und eignet sich selbst das Recht zu, Beleidigungen zu rächen; dahingegen in der bürgerlichen Gesellschaft gewissen einzelnen Personen ausschließenderweise die Macht anvertraut und zugleich die Pflicht auferlegt ist, alles Unrecht zu rügen. Indeß ist diese Art das Recht zu handhaben auch in den gesitteten Ländern Europas nicht immer und nicht auf alle Fälle hinreichend. Wenn z. B. dieser Gewährsmann der öffentlichen Ruhe, dieser allgemeine Rächer des Unrechts seinen eigenen Arm gegen die geheiligten Rechte des gemeinen Wesens aufhebt, müssen alsdann nicht alle bürgerlichen Verbindlichkeiten aufhören, muß nicht ein Jeder seine eigenen natürlichen Rechte selbst verfechten, und die Leidenschaften, als den ursprünglich angeborenen Mitteln zur Selbsterhaltung, wieder freien Lauf gestatten?"

Im Uebrigen war Forster's Wanderschaft — wie dies auch bei andern wandernden Gesellen vorzukommen pflegt — nicht ganz frei von den Widerwärtigkeiten der Lehrjahre. Georg blieb auch zu Schiffe immer noch der Sohn eines reizbar jähzornigen Vaters, ja für die Naturforschung dessen Gehülfe. Zu dieser Unterwerfung hatte er noch die Pein für ein kindliches Herz zu erleben, daß dieser zufahrige Vater, selbst unter so strenge Zucht gestellt, wie solche zur See gesetzlich ist, seines anmaßlichen Wesens so wenig Herr werden konnte, um sich dem Capitän Cook zu unterwerfen, daß dieser sich genöthigt fand, sein Amtsansehen gegen den widersetzlichen Untergebenen mit strafender Strenge geltend zu machen. Da mußte

denn Georg im bittersten Gedränge seines Herzens sowol wegen der Gunst, worin er bei Cook stand, als wegen des Zwangs, den gegen diesen sein Vater sich anthun mußte, auf dessen doppelt üble Laune sich täglich gefaßt halten.

Ein körperliches Uebel kam dazu. Der umsichtigsten Vorkehrungen Cook's ungeachtet riß unter seinen Leuten die Krankheit des Scorbuts ein. Sie bekamen zum Theil böses Zahnfleisch, schweres Athmen, blaue Flecke, Ausschlag, Lähmung der Glieder u. dergl. Georg, noch nicht befestigt in seiner Constitution und daher für die Einflüsse des Lebens zur See desto empfänglicher, blieb nicht verschont. Das Uebel befiel ihn bei der ersten Ankunft auf Tahiti und nahm auf der zweiten Fahrt in die südliche Breite von Neuseeland nach Ostereiland bei ihm wie beim Schiffsvolke überhand. Ehe er sich nur für eigentlich krank halten wollte, war er in wenig Tagen völlig heruntergebracht. Durch möglichste Enthaltsamkeit vor ungesunden und ungünstigen Speisen war seine Verdauung so geschwächt, daß er die gegen die Krankheit mitgenommene Bierwürze nicht in hinreichender Menge zu sich nehmen und das Uebel dadurch mindern konnte.

So brachte er, 20 Jahre alt, aus dem paradiesischen Tahiti ein Erbleiden mit, das in wechselnden Gestalten von Hypochondrie, Rheumatismen, gefährlichen Koliken ihn nicht mehr verließ und zu fortwährender Diät, Mäßigkeit, Sorgfalt und Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung nöthigte.

In dieser Krankheit und in der obigen Betrachtung über Revolution liegen die Keime des Forster'schen Schicksals beschlossen. Beide, in demselben Alter Georg's und in demselben Klima gefaßt, ziehen sich nebeneinander durch sein folgendes Leben hin, bis da, wo sie sich durchkreuzen, sein Verhängniß sich erfüllt.

Am 30. Juli 1775 erreichte das rückkehrende Schiff, auf welchem sich Forster befand, zwischen der Insel Wight und den fruchtbaren Ufern von Hampshire hinlaufend, Spithead, wo es gegen Mittag die Anker fallen ließ. Alle Linien ihres verschlungenen Laufs zusammengerechnet, hatten sie nach Meilen eine Bahn von mehr als drei mal den Umkreis der Erde durchlaufen. Wie waren sie von den großen und merkwürdigen Begebenheiten überrascht, die sich während ihrer Abwesenheit in Europa zugetragen! „Ein junger Held hatte mit Gustav Wasa's Geiste Schweden vom Joche der aristokratischen Tyrannei befreit. Die finstere Barbarei, die sich im Osten von Europa und Asien selbst gegen Peter's herculische Kräfte zu erhalten gewußt, war entflohen vor einer Fürstin, deren Gegenwart, sowie das Wunder am nordischen Himmel, mit Lichtstrahlen die Nacht in Tag verwandelt. Endlich nach den Gräueln des bürgerlichen Kriegs und der Anarchie hatten die größten Mächte in Europa sich vereinigt, den langerwünschten Frieden in Polen wiederherzustellen, und Friedrich der Große ruhte von seinen Siegen und opferte den Musen im Schatten seiner Lorbern, selbst von seinen ehemaligen Feinden bewundert und geliebt. Das waren große, un-

erwartete Aussichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menschheit versprachen und einen Zeitpunkt zu verkündigen schienen, wo das menschliche Geschlecht in erhabenerm Licht als je zuvor erscheinen wird."

Schulden und Gäste.

Mit diesem Fernblick eines edeln, schwärmenden Herzens kehrte Georg bei der Mutter und den Geschwistern ein. Vielleicht fand er, besonders anfangs, das Haus nicht zu enge, den Tisch nicht zu einfach: ein mehrjähriger Aufenthalt zu Schiffe war eben nicht gemacht gewesen, um ihn zu verwöhnen. Aber die Sorge wohnte mit im Hause, und bald sollten andere Mishelligkeiten dazukommen.

Die wissenschaftliche Ausbeute der Weltfahrt, ja die unterhaltenden Nachrichten von derselben erschienen so vielversprechend, daß Vater Forster sich ungesäumt daranmachte, sie der Welt mitzutheilen. Hiermit gerieth er aber an den Widerspruch der Admiralität. Diese hielt sich an den von ihm eingegangenen Vertrag, nach welchem keine Reisenotizen veröffentlicht werden durften, bevor nicht die Regierung die sämmtlichen wissenschaftlichen Ergebnisse der auf ihre Kosten geschehenen Reise bekannt gemacht habe. Dafür ward Forster'n von dem Ertrage des mit kostbaren Kupfern nach den Zeichnungen des

mitgereisten Malers zu veranstaltenden Werks ein Antheil zugesagt. Forster versuchte nun statt wissenschaftlicher Mittheilungen eine bloße Reisebeschreibung; aber die Admiralität wies eine solche im Vertrage nicht als Ausnahme erwähnte Arbeit ab. Darauf beschränkte sich Forster auf sogenannte philosophische Bemerkungen; doch auch diese wurden verworfen und nun sogar das gegebene Versprechen eines Theils der Kupferplatten zurückgenommen.

Wie viel hierbei von der einen und andern Seite gefehlt oder geirrt worden; ob die Regierung Forster'n getäuscht oder dieser ihr ungebührlich getrotzt habe, läßt sich nicht aufs genaueste ermitteln. Auch können wir es hingestellt sein lassen, soweit es unsern Georg Forster nicht betrifft. Dieser stand mit entschiedener Misbilligung gegen die Lords der Admiralität auf seines Vaters Seite, und wir vertrauen seinem Rechtsgefühl und seiner Ehrlichkeit. Glücklicherweise war er selbst im Vertrage nicht miteinbegriffen und nahm also umsoweniger Bedenken, aus seinen eigenen sorgfältigen Aufzeichnungen eine englische Reisebeschreibung in zwei Quartbänden abzufassen und zwei Jahre nach der Rückkehr herauszugeben. Aus dieser ist die nachmalige deutsche Ausgabe hervorgegangen, deren wir bereits oben gedachten. Georg blieb dieses Unternehmens wegen nicht unangefochten, da man ihn nicht für den Verfasser, sondern für seines Vaters Beiläufer ansah. Er ward dadurch in einen Flugschriftenkampf, besonders gegen den Angriff eines gewissen Wales verwickelt, worin er sich wacker genug finden ließ und gelegentlich *auch einige Seitenhiebe* nach Göttingen hinüber

gegen Professor Meiners führte, der sich in öffentlichen Blättern gegen das Recht beider Forster zur Herausgabe einer Reisebeschreibung ausgesprochen hatte.

Mit diesem Werke, aus welchem die Tageblätter in Deutschland Auszüge gaben, verbreitete sich Georg's Name und Ruf in seinem Vaterlande. Das Buch war sein Vorläufer, der ihm, dem jungen und für die damaligen Deutschen von Meerwundern umwitterten Weltumsegler, in hohen und niedern Kreisen eine dort freundliche, hier feierliche Aufnahme bereitete.

Indeß ließ dieser fernhin leuchtende Ruhm das Forster'sche Haus zu London im Dunkel von Noth und Kümmernissen zurück. Die Familie war erwachsen; doch scheint außer Georg keins der Kinder im Stande gewesen zu sein, mitschaffend und erwerbend an des Vaters Seite zu treten. Näheres aus dieser sorgenvollen Zeit ist nicht aufbewahrt. Wir wissen nur, daß doch reisende Deutsche, selbst aus höhern Kreisen, dem Sterne des Forster'schen Namens folgend, die dunkle Wohnung der ersten deutschen Weltumschiffer in Percysstreet aufsuchten. Wir wissen es ganz bestimmt vom Fürsten Franz von Dessau.

Dieser, von durchaus anderm Naturell als sein Großvater, der humoristische Tyrann und berühmte preußische Feldherr, war nach ein paar Jahren preußischen Kriegsdienstes früh zur Regierung berufen worden und hatte sie mit Opfern angetreten, indem er ein reiches Erbe und selbst sein Silbergeschirr zur Deckung der Kriegslasten und Kriegssteuern seines Landes darbrachte. Mit eingetretenem Frieden holte er die Schule des Reisens nach. Er besuchte Italien, Frankreich, Holland und Eng-

land, knüpfte gern mit Gelehrten und Künstlern an, und ließ den dadurch neu erworbenen Reichthum von Welt- und Menschenkenntniß, von Einsicht in Kunst und Gewerbe abermals seinem Lande durch Förderung und Verschönerung desselben zugute kommen. Bei jenem Besuch Englands sprach er im Forster'schen Hause ein, empfing belehrende Mittheilungen der Weitgereisten, und ließ sich kleine Geschenke von Tahitischen Stoffen und Arbeiten der Wilden gefallen. Es wird sich später zeigen, daß er doch auch manchen Blick in die bedrängte Lage der Familie gethan haben mochte.

Indeß brachte zu jener Zeit Georg noch die Mittel zu einem Ausfluge nach Paris auf. Es war im October 1777. Sein oder wol seines Vaters Zweck mag gewesen sein, einen Theil der von den Südseeinseln mitgebrachten Seltenheiten in Paris zu verwerthen, und zu versuchen, ob etwas mit einer französischen Ausgabe ihres Reisewerks zu machen sei.

Unter Forster's Papieren haben sich Tagebuchsbemerkungen über diese Reise vorgefunden, in der heitersten Stimmung niedergeschrieben, und wahrscheinlich als Rückfracht für ein englisches Journal bestimmt. Wir wissen wenigstens, daß er auch schon früher kleine Arbeiten in Journale und sogenannte Magazine gegeben hatte. Jenes Tagebuch ist weiter nicht bekannt geworden, und man weiß nur Einzelnes daraus. So, daß er einmal mit Franklin zu Tische geladen war. Der heitere Greis, „der ehrwürdige Philosoph der westlichen Welt", in hellgrauem Anzuge erzählte über Tisch lustige Geschichtchen, bis er zu seinem Mittagsschläfchen ging. Auch den großen Natur-

forscher Buffon besuchte Georg und gewann eine zweistündige Unterhaltung mit demselben; sowie er denn auch mit den Akademikern Le Roy, Sage und d'Aubenton angenehm verkehrte.

Mit bedeutenden Hülfsmitteln für das Haus scheint indeß der junge Freund nicht zurückgekommen zu sein. Vielmehr traten des Vaters Gläubiger immer drängender, drohender auf. Denn die Familie lebte seither, wenigstens theilweise, vom Borg. Das Wenige, was Georg's Reisebeschreibung eingebracht hatte, war bald verzehrt. Von Zeit zu Zeit, manchmal, wann eben die Noth am größten war, lief von diesem oder jenem Fürsten, dem der ältere Forster Seltenheiten der Südsee verehrt hatte, eine kleine Summe ein, freilich unzureichend um neben dem täglichen Bedarf alte Schulden abzutragen.

Unter diesen Umständen entschloß sich Georg in Deutschland Hülfe für den Vater zu suchen, irgendeine Stelle, wo der verzweifelnde Mann für die Seinigen einen Herd und für sich selbst Muth und Arbeit fände.

Haus und Welt, die beiden Pole jedweden äußern Daseins, erfaßten in ihrem anziehenden und abstoßenden Wechselwirken doch in eigenthümlicher Weise und Weite des jungen Forster's Leben, um es kaum mehr zur Ruhe in sich selbst kommen zu lassen. Heute braucht er Geld, morgen vermißt er Freiheit, und diese beiden Pulse des Hauses und der Welt bewegten sein bald bedrängtes, bald schwärmerisches Herz.

Ehe Forster London verließ, erschien ein neuer Gast, der für ihn zu einer schönen und dauernden Lebensverbindung bestimmt war. Ein gut und kräftig aussehender

junger Mann, am 18. August 1778 über Holland in London angekommen, trat als ausgezeichneter göttinger Student der Medicin und Naturwissenschaften sehr bald der Theilnahme beider Forster näher. Er hieß Thomas Sömmerring, und da er zu Thorn im polnischen Preußen geboren war, wurde er auch als engerer Landsmann begrüßt. Kaum anderthalb Monate jünger als Georg, schlossen Beide sich als gute Gesellen aneinander, besahen zusammen die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, machten Ausflüge und trieben Botanik. Sömmerring besuchte die anatomischen Vorträge des berühmten John Hunter, dem er so wohlgefiel, daß ihn der artige und reiche Anatom gern zum Frühstück bei sich hatte. Daneben trieb er sich mit dem jungen Meckel aus Berlin umher. Hatte er dann aber seinen Tag in dieser Weise oder mit seinen Studien und in Uebungen mit der Elektrisirmaschine und mit Einspritzen der Lymphgefäße zugebracht, so versäumte er keinen Abend das Forster'sche Haus in Percysstreet. Er erzählte von Peter Camper in Holland und wie freundlich ihn der berühmte Mann bei seinen prächtigen Sammlungen von Skeleten empfangen habe. Georg hatte die Absicht, bei seiner Reise nach Deutschland diesen als Arzt, Wundarzt und Zergliederer, als Künstler und Staatsmann so hervorragenden Menschen zu besuchen, daher ihn Alles von demselben interessirte. Am meisten mußte es in Verwunderung setzen, daß dieser Anatom nicht nur mit der Feder fertig zeichnete und in Oel malte, sondern auch den Bildhauermeisel zu führen wußte. Der Künstler mag allerdings einer genauen Kenntniß des Knochenbaus nicht entrathen; daß aber derselbe Mann, der mit dem

Zergliederungsmesser ein wirkliches Knochengerüst entblößen und darstellen kann, auch den Meisel in der Hand, ein gedachtes Skelet mit Marmor zu überfleischen verstehe, mag sich schwerlich zum zweiten mal vereinigt finden. Aus dieser Verbindung des Anatomen mit dem praktischen Kunstkenner ließen sich auch die geistreichen Ansichten Camper's über die von ihm aufgestellte Gesichtslinie und über die Schönheit der Formen in der thierischen und menschlichen Bildung erklären. Wie umfassend war also nicht das Gebiet dieses Geistes, der den Reichthum seiner Kenntnisse und Gedanken auch noch in vier Sprachen, selbst schriftlich, mittheilen konnte.

So begegneten sich denn beide junge Männer, Forster und Sömmerring, in allen Richtungen ihres Bestrebens; ihre junge Freundschaft setzte sich, sozusagen, in allen vier Elementen fest, — durch gleichen Boden der Herkunft, gleichen Fluß der Jahre, durch die Wärme derselben Studien und den Athemzug der Bewunderung für dieselben Heroen der Wissenschaft. Nur ein Geheimniß fehlte noch in diesem Bunde, um ihm eine mysteriöse Weihe zu geben. Forster führte es herbei, indem er den Freund in die Verbrüderung der Freimaurer brachte, der er selbst damals schon angehörte. Dieser Schritt ward für Beide verhängnißvoll: sie geriethen auf diesem Wege in eine Verirrung, in der sie mit der Stärke ihrer zunehmenden Freundschaft sich wechselseitig bestätigten, und Einer den Andern weiterführte, als er vielleicht allein gegangen wäre.

Doch ohne Ahnung einer solchen Verwickelung ihrer Zukunft trennten sie sich für diesmal. Sömmerring, dem

Rathe seiner wissenschaftlichen Freunde folgend, ging Anfang October nach Edinburg, wo er für britische Lebensweise eine lebhafte Vorliebe faßte, sodaß er auch seinen Briefwechsel mit dem Freunde in englischer Sprache führte, bis dieser ein paar Wochen später seine Reise nach Deutschland antrat.

Die Bedrängniß des Vaters Forster beschleunigte die Abreise. Seine Gläubiger, des Hinhaltens müde, ließen ihn ins Schuldgefängniß von Kingsbench einschließen. Welches Misgeschick der Weltumsegler! Der Vater wurde festgenommen, und der Sohn mußte — wenigstens seinem Gefühle nach — die Kreuzwege des Bettlers betreten.

„Gesund und frisch, geduldig und getrost, daß Gott sie nicht verlassen werde", segelte Georg am 23. October 1778 Nachmittags von Harwich ab und erreichte über Nacht Helvoet auf der holländischen Küsteninsel.

Sorgen und Suchen.

Mit Wechseln oder Schatzscheinen und Creditbriefen war der junge Reisende nicht besonders versehen. Statt deren führte er einen Ballen Pflanzen von 68 Pfund Gewicht und in einem, über 200 Pfund schweren Koffer noch andere Naturalien und Seltenheiten mit sich, woraus er, durch Verkauf in Holland, Reisegeld für sich und eine Rimesse für die älterliche Wirthschaft zu gewinnen hoffte. Zuerst freilich machten die schweren Sachen nur Schwierigkeit und Kosten des Transports.

Trauriger und bitterer hatte Forster noch keine Stunden erlebt, als die des Abschieds von Hause und der stürmischen Ueberfahrt waren. Theilnahmlos und nur mit den schweren Gedanken an die Seinigen beschäftigt, saß er zwischen den Reisegefährten. Wie anders, in Fröhlichkeit und Hoffnung, war er noch im vorjährigen Herbste nach Paris übergefahren! Doch, er suchte sich aus dieser trüben Stimmung loszureißen. Der humoristische Gedanke, man möchte ihn in seiner Stumpfsinnigkeit für einen Holländer nehmen, erweckte ihn; die Besorgniß, durch Trübsinn untüchtiger für sein Vorhaben zu werden, und den Menschen, deren Beistand er ansprechen mußte, zu

misfallen, rüttelte ihn auf, und das erwachende Gottvertrauen erhob sein Gemüth. Er überließ sich frommen Empfindungen gegen den Allwaltenden, der ihnen Leiden schicke, um sie zu künftigem Glücke vorzubereiten; indem ja Glück schwerer zu tragen, als Widerwärtigkeit auszuhalten sei.

Von Helvoet durchwateten die Passagiere unter Sturm die grundlosen, unfahrbaren Wege der Insel bis Briel, wo sie in einer elenden Herberge schmuzig übernachteten. Des andern Morgens wurden sie nach einer Insel der Maas übergesetzt, von wo sie in einer Trekschuyt über das hübsche, ansehnliche Delft mit einbrechender Nacht Rotterdam erreichten. Hier kam ihnen ein gutes Abendessen und bequemes Bett sehr zustatten; worauf die Fahrt nach dem Haag ging.

Hier hatte nun unser Reisender bald genug die betrübende Erfahrung zu machen, daß schlechterdings keine Möglichkeit sei, von den mitgebrachten Sachen etwas zu verkaufen. — „Ich sehe nichts als Finsterniß vor mir", klagte er in einem Briefe an seine Mutter; „aber ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, und ergebe mich in seine Schickung. O weh, mein armes Herz! Ich kann jetzt nicht mehr schreiben!" —

Sonst aber fand er viel Freunde und ward mit Einladungen bestürmt, daß er sechs Monate hätte bleiben können, um ihnen genugzuthun. Nur Camper war leider verreist. Unter andern Umständen würde ihn dies schmerzlich betrübt haben; jetzt in der Niedergeschlagenheit seines Herzens ließ er sich, wie zum Troste für den vergebens gehofften Besuch, gegen den bisher bewunderten

Mann fast ein wenig einnehmen. Er gerieth nämlich in den Kreis der Gegner Camper's. Diese bewegten sich um Vosmaer, einen kränklichen Mann von gründlichen, nur nicht methodischen Kenntnissen der Natur, beim Naturaliencabinet mehr aus Liebhaberei beschäftigt als eigentlich angestellt, da er ein hübsches Vermögen besaß. Eine Anmerkung Forster's in dem englischen Werke seines Vaters über die Südseeinseln in Betreff eines Orang-Utang der haager Sammlung hatte Vosmaer'n compromittirt, und dadurch die Unzufriedenheit des Hofes so sehr erregt, daß der Philosoph Hemsterhuis, Camper's Freund, von dem jene Anmerkung veranlaßt war, seinen ganzen Credit darüber beim Prinzen von Oranien verloren hatte. Der Bibliothekar des Prinzen ließ Forster'n beim ersten Besuch seine Misbilligung empfinden. Vosmaer selbst empfing ihn aber mit freimüthiger Höflichkeit, setzte ihm den Verlauf der Sache auseinander, zeigte ihm Briefe von Camper an Hemsterhuis, die Aufschluß gaben, und wies den bestrittenen Affen selbst ausgestopft vor, sodaß Forster seine Uebereilung einsah und bekannte, wodurch der Streit sich ins Freundliche ausglich. Allein nun bekam er, selbst von „excellenten Leuten", die schlimmsten Urtheile über Camper's Charakter zu hören. Ja, hieß es, er sei groß, wohlgewachsen, schön, bärenstark, ein trefflicher Redner, unvergleichlicher Zeichner, ein seltener Anatom und endlich auch ein Mann, der von Hochmuth und unleidlich übermüthigem Stolze ganz aufgezehrt werde, sich für den ersten Mann auf dem Erdboden halte, auf sein Geld und seine Riesenstärke poche, und dem man nie *zu niederträchtig* schmeicheln könne.

Forster war nicht geneigt, der übeln Nachrede ohne weiteres Glauben zu schenken; doch drückte sie noch auf seine ohnehin schwere Stimmung. Er vernachlässigte gewisse Kreise, die seine Aufmerksamkeit erwarten mochten. Hemsterhuis sah er nicht selbst, sondern nur seine Gegenbesuchskarte, und ließ sich die Meinung beibringen, daß dem Philosophen schwer beizukommen sei. Ebenso unterließ er, sich dem russischen Gesandten im Haag, Fürsten Dimitri Gallitzin, vorzustellen, wozu er von Herrn Magellan in London mit der Zusicherung des besten Empfangs aufgefodert war. Der Fürst beschäftigte sich mit Physik und Mineralogie, und besaß ein interessantes Mineraliencabinet. Aber auch dies zog Forster'n nicht an. Seines Vaters Misgeschick lag ihm zu schwer in Gedanken. Er dachte daran, sich für denselben an den Prinzen von Oranien zu wenden, bei dem er nach nunmehr aufgeklärter Orang-Utang-Geschichte Zutritt finden könnte; aber er fürchtete, vielleicht wochenlang auf die rechte Stunde und Gelegenheit dazu warten zu müssen. Dennoch verweilte der gefeierte junge Reisende auch wieder in Amsterdam, vergnügt, sich einmal unter heitern Deutschen und Franzosen zu befinden, und unbekümmert um Arsenale, vlämische Bauernlandschaften und um Hondhorst's Nymphen.

Endlich trieb ihn doch das Verlangen nach Kassel zu kommen, wo er sich noch am ehesten einen Platz für seinen Vater versprach. Und so setzte er Mitte November seine Reise über Arnheim rheinaufwärts fort.

Deutsches Leben.

Nach einer sehr beschwerlichen Reise auf den heillosesten Wegen, durch sehr wenig angebautes Land kam Forster den 21. November in Düsseldorf an. „Eine wohlgebaute Stadt, schöne, massive Hauser, gerade und helle Straßen, thätige, wohlgekleidete Einwohner, — wie erheitert das nicht dem Reisenden das Herz!“ Düsseldorf hatte auch in seiner Entfernung vom jetzigen Hofe in Manheim immer noch das Ansehen einer ehemaligen fürstlichen Residenz. Sie behauptete sich als Sitz einer Landesregierung, und besaß damals noch einen Schatz, der Reisende anziehen, Durchreisende festhalten mochte. Es waren jene kostbaren Gemälde, die später nach München gebracht wurden. Der Malerakademie stand Kammerrath Krahn als Director vor, ein alter, würdiger, für die Kunst enthusiastischer Mann. Er empfing Forster'n freundlich, und da dieser beim Anblick einiger guten Bilder in den Wohnzimmern rasch die Meister erkannte, nahm er ihn für einen Kunstkenner und brachte ihn auf die Säle über den kurfürstlichen Ställen, wo die jungen

Leute unter Modellen und Abdrücken von Antiken zeichneten. Als Forster des Nachmittags die Bildergalerie besuchte, fand sich der Sohn des Directors bei ihm ein, ein talentvoller Zeichner, der sich eben anschickte, in Rom unter Mengs sich als Maler auszubilden. Forster erfreute sich an manchen Gemälden, die Alles übertrafen, was er bisher gesehen, und fand sich in seinem Geschmacke mit dem jungen Künstler lebhaft übereinstimmend. Dieser, von der Unterhaltung angeregt, brachte ihn gegen Abend in die Akademie, da der Sonnabend einer der zwei Wochentage war, an welchen, zur Abwechselung mit Modellzeichnen, den jungen Leuten Kupferstiche nach den besten Meistern vorgelegt wurden. Diesen Abend galt es Poussin'schen Sachen, aus jener Sammlung von 24,000 Stichen, die der alte Krahn nebst 8000 Handzeichnungen von italienischen Meistern dem Kurfürsten um 26,000 Thaler verkauft hatte. Beim Weggehen fiel ein gelegentliches Wort des jungen Krahn, der seinen Fremden nicht kannte, auf jenen Forster, der die Fahrt um die Welt gemacht habe. — „Der bin ich selbst!" versetzte unser Reisender, und wie überrascht ihn der junge Mann anstaunte, läßt sich denken.

Diesem Zufall sollte Forster eine der anziehendsten und nachhaltigsten Bekanntschaften zu verdanken haben. Denn der junge Enthusiast ließ es nicht bei seiner vergnügten Entdeckung bewenden, sondern führte zum Abendtisch ins Wirthshaus zwei interessante junge Freunde herbei, den ausgezeichneten Kupferstecher Hesse und den Dichter Heinse. Diese nahmen nach lebhafter Unterhaltung Forster ohne weiteres auf morgen für Jacobi in

Beschlag, dem sie mit der neuen Bekanntschaft ein rechtes Fest zu machen erklärten.

An diesen Namen knüpfen sich bekanntlich die bedeutendsten literarischen und gesellschaftlichen Verbindungen jener Tage. Hier war es ganz besonders der Fall, was Goethe von jener merkwürdigen Zeit überhaupt sagt, daß bedeutende Existenzen zusammentrafen, und Menschen von einer Seite sich aneinanderschlossen, obgleich von der andern höchst verschieden. Und wenn es einmal dem jungen Weltumsegler bestimmt war, ins Binnenmeer der deutschen Literatur verschlagen zu werden, so konnte er an keiner glücklichern Insel landen. —

Pempelfort, der Sommersitz Jacobi's in der Nähe von Düsseldorf, war ein Glanzpunkt in dem damaligen deutschen, besonders literarischen Leben, wo bedeutende Persönlichkeiten ab- und zugingen. Welch reizendes Bild hat uns Goethe von jenem Sitze hinterlassen! „Ein freistehendes geräumiges Haus, in der Nachbarschaft von weitläufigen, wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genossen; Abends, oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen, großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend. *Heinse, mit zur Familie* gehörig, verstand Scherze jeder

Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.“ Jetzt aber zur Winterzeit wohnte der Hofkammerrath in der Stadt, und von ihm erhielt Forster am andern Morgen in aller Frühe ein vertraulich-hochachtungsvolles Billet, das ihn auf den ganzen Sonntag einlud.

Im Hause empfing ihn ein überaus einnehmender, schlanker, hoher Mann, in der Mitte der Dreißiger, von feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und sinnenden, herrlich blauen Augen; in seinen Bewegungen eine leichte, kräftige Jugendlichkeit; edler Anstand, natürlich und doch gewählt in Kleidung, Haltung und Ausdrucksweise. — Es war Friedrich Heinrich Jacobi, der jüngere Sohn eines aus dem Hannoverischen nach Düsseldorf übergesiedelten unterrichteten und betriebsamen Kaufmanns. Forster fand ihn sehr unähnlich dem ältern Bruder, Georg Jacobi, der als Amoretten- und Toilettensänger einen bedeutenden Ruf hatte und in Halberstadt mit dem Dichter Gleim traulich lebte. Ihn, als den vermeintlich Begabtern, hatte der Vater ursprünglich dem gelehrten Stande bestimmt, unsern Jacobi aber aus Unzufriedenheit mit seinen, wie ihm schien, geringen Talenten nach Frankfurt in kaufmännische Lehre gegeben. Von da war Fritz sehr bald nach Genf gekommen, wo er während dreier glücklichen Jahre neben dem Comptoir sich um wissenschaftliche Bildung bemühte und eine Vorliebe für gelehrte Beschäftigung faßte. Dieser Neigung entgegen mußte er in seinem zwanzigsten Jahre des Vaters Geschäft übernehmen und heirathete die ihm in *Vaels bei Aachen geworbene* Betty von Clermont. In

dieser Stellung und bei anstrengenden Geschäften hielt er sich doch mit der Literatur vertraut; indem er zugleich gesellig und brieflich interessante Verbindung pflog und erweiterte. Zu seinem täglichen Umgange gehörte der Statthalter in Düsseldorf, Graf von Goltstein. Dieser Mann von finsterer Laune hatte für Jacobi eine solche Zuneigung gefaßt, daß er ihm ungefragt eine Anstellung bei der Hofkammer, sogar mit einem übergewöhnlichen Gehalt erwirkte. Aber er hatte es bei dem Kaufmann, der es eben ungern war, richtig getroffen. Jacobi gab alsbald sein Geschäft auf und übernahm mit seiner Vorliebe für staats- und volkswirthschaftliche Studien die Verwaltung des Zollwesens. Auch in diesen Studien war er, seinem aristokratischen Wesen gemäß, entschieden dem physiokratischen System vor dem mercantilischen zugethan.

In dieser Stellung lebte er jetzt, unverdrossen thätig, soviel er auch über schwächliche Gesundheit zu klagen hatte, und höchst glücklich durch seine Betty. Nie hatte er, seinem Geständnisse nach, erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens, an Größe der Seele, an Liebe und Treue und himmlischem Wohlthun gleich gewesen wäre. Er hatte fünf Kinder, von denen die beiden ältesten Knaben bei Claudius in Hamburg erzogen wurden. Zwei Schwestern umgaben ihn als gute, gebildete Gesellschafterinnen, lebendig an Geist, scharf an Verstand, theilnehmend an allen literarischen Bewegungen. Beide erschienen aber auch als die obersten Priesterinnen der Bewunderung für den Bruder — ihren Stolz, ihr Orakel. Ihr starker Weihrauch blieb wol nicht ohne alle Schuld, wenn Ja-

cobi bei seinem feinen, vornehmen Thun und Lassen in
mancher Stunde eine naive Selbstbewunderung empfand.
In der Unterhaltung herrschte jener süße, überschwäng-
liche Ton, der damals in der gefühlvollen Gesellschaft ein-
geführt war und selbst die freundschaftlichen Briefe durch-
zog. Da „hielten die Herzen sich stets in sanfter Bewe-
gung und machten die Sinne zu den feinsten Rührungen
geschickt“. Das Entzücken über Natur, Poesie und Tu-
gend rang nach dem innigsten Ausdruck. Man umarmte
sich, drückte einander die Hände, Eins blickte abwechselnd
dem Andern, voll zärtlicher Rührung, ins Angesicht, die
selige Thräne der Empfindung stieg in die beiderseitigen
Augen, und man segnete den Gegenstand des Entzückens
mit dem heiligen Kusse der Freundschaft.

Eine lächelnde Nebengottheit des angebeteten Jacobi
erschien seine Betty — völlig einnehmend, wie Goethe
sie fand, ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig
fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Nieder-
länderin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr
tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte.

Forster, so frisch aus England herübergekommen,
brachte dieser deutschen Gemüthlichkeit ein junges, durch
Kummer etwas aufgeweichtes Herz zu, sodaß die zärtlich
Art, wie der vornehme Jacobi zwischen den bewundern
den Schwestern, zwischen Lotte und Lene, saß, ihn nic
ungerührt ließ. Dabei durfte er sich selbst als den G
genstand der heutigen Sonntagsfeier empfinden — „v
Allen auf den Händen getragen, auf alle ersinnliche
fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belleslettres-F
und den schönsten neuen Gedichten von Goethe unter

ten, mit köstlichem Champagner, Xeres und Capwein getränkt", wäre Forster gewiß des schönen Tages froh und ganz glücklich gewesen, hätte nicht soviel Aufwand und Auszeichnung seine natürliche Bescheidenheit doch ein wenig gedrückt, und vollends am Abend „ein Blick nach Paddington seine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückgerufen". Aber der Gedanke an die Seinigen und die Angst vor einem Mislingen seiner Absichten wichen nicht von ihm, und nächtliche Träume, quälerische Besorgnisse verkümmerten ihm die gesellschaftlichen Freuden des Festes. Sein Herz sprach sich Tags darauf in einem Briefe an seinen Vater aus. „Wenn ich", schrieb er, „den guten Jacobi zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, von Beiden geliebt und so ganz glücklich sehe, so gehen mir die Augen über, und ich möchte sogleich vergehen. Gott! ich saß ehedem auch so. Zwar nicht zwischen glücklichen Schwestern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Trost und Hoffnung einsprechen, die in meinem eigenen Busen nicht wohnten. Und jetzt, wo sind sie, was wird aus ihnen, wen haben sie, ihr Herz auszuschütten, wie sie es ihrem Bruder zu thun pflegten!"

So lebhaft mußte selbst der Anblick des Familienglücks den Sohn eines unglücklichen Hauses erschüttern.

Forster ließ sich von der liebenswürdigen Familie noch vier Tage in Düsseldorf halten. Alles, was er von den Verhältnissen und Verbindungen Jacobi's erfuhr, war ihm höchst anziehend, und eröffnete ihm die gelegensten Einblicke in das geistige Leben Deutschlands. Jacobi, weniger *zum Schaffen begabt*, als für Bildung bestrebt und

Bildung fördernd, erwies sich nach allen Seiten des Lebens und der Literatur empfänglich, nach allen anregend. In dieser Stellung ist er von Bedeutung und Verdienst für jene Zeit. Er unterstützte Talente und zog Persönlichkeiten an sich, die zuweilen seinem Naturell und seiner sonst bequemen Art zu sein durchaus widerstrebten. Glücklicherweise für solchen Hang sah er sich seit ein paar Jahren durch das ansehnliche Vermögen seiner Frau zu einer so breiten Gastlichkeit angethan, wie solche nicht leicht wieder von einem Privatmanne ausgeübt wird.

Um es anschaulicher zu machen, wie verschiedenartig und umfassend die Standpunkte waren, die Forster über das deutsche Culturleben, das er eben als Fremdling betrat, durch Jacobi's Bekanntschaften gewann, müssen wir einige derselben näher bezeichnen.

Als vorragendes Kleeblatt der Jacobi'schen Verbindung und des pempelforter Sommerweilers erscheint zwischen Fürstenberg und Hemsterhuis die Fürstin Gallitzin — dem Herzen jenes Domherrn als Freundin, der Feder dieses Philosophen als begeisternde Diotima angehörig. Fürstenberg, damals 50 Jahre alt, stand als Minister des kölner Kurfürsten Maximilian Friedrich an der Spitze der Regierung in Münster. Unter seiner trefflichen Verwaltung hatte das Münsterland sich von der Erschöpfung und der Schuldenlast des Siebenjährigen Krieges erholt. Der gesunkene Credit war wiederaufgerichtet, Ackerbau, Gewerbe, Leinenhandel wetteiferten zu allgemeinem Wohlstande. Nirgends war der Volksunterricht besser als dort begründet, die katholische Geistlichkeit auf *wissenschaftliche Bildung* gewiesen, die innere Ord-

nung durch echte Polizei, die Volkskraft durch tüchtige Waffenübung gefördert. Und in all diesen Richtungen des Staatslebens ging der prälatische Staatsmann als Lehrer und Lenker voraus, er selbst durch Studien und Reisen vorgebildet, und seine Erholung im Verkehr mit unterrichteten Männern und in wissenschaftlicher Beschäftigung suchend.

Ein solcher Mann, bei großer Wirksamkeit für sich selbst „sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde ruhend, alles Andere verschmähend", konnte freilich auch, wenn er aus einer so vielfachen Wirksamkeit schied, einen Halt in sich selber finden. Wirklich unterlag er dem Einfluß Oesterreichs bei einer nicht ganz ordnungsmäßigen Coadjutorwahl, zu der er sich als Mitbewerber im Anschluß an Preußen durch die Wünsche des Landes hatte bewegen lassen. Er legte darauf seine Ministerstelle nieder. Jacobi, der in jenen Tagen ihn besuchte, „fand ihn sehr heiter und mit noch einem Grade von Munterkeit mehr als gewöhnlich; kurz, voll jener herrlichen Ruhe, welche Demjenigen eigen ist, bei dem die alte Philosophie, daß die Glückseligkeit eine Eigenschaft der Person und nicht eine Folge äußerlicher Umstände sei, daß sie nicht davon abhange, wie sich das Schicksal gegen uns, sondern wie wir uns gegen das Schicksal verhalten, System des Herzens ist".

In dieser edeln Persönlichkeit verband sich große Weltkenntniß mit Unbefangenheit des Herzens, eine kühne Freiheit in Behandlung hergebrachter Gesellschaftsformen mit lebhaftem Eifer für das überlieferte Kirchliche in der Religion. Einer jener herrlichen Priester, die gegen das

Ende des 18. Jahrhunderts der katholischen Kirche Deutschlands einen so hohen Glanz verliehen.

Dieser staatsmännischen Thätigkeit des katholischen Prälaten trat die philosophische Speculation des holländischen Hemsterhuis an die Seite, desselben, den Forster im Haag verfehlt hatte. Von seinem Vater, dem berühmten Philologen Hemsterhuis, mit classischer Bildung ausgerüstet, erweiterte sein lebhafter Geist in platonisirenden Gesprächen jene auf sinnlichen Antrieben beruhende Forschung und Weltansicht (Sensualismus), mit welcher Locke bei der gebildeten Gesellschaft soviel Glück gemacht hatte. Aber „auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung ausgehend, neigte er sich mit platonischen Gesinnungen der Religion zu". Er besaß viel Eigenthümliches in seiner Naturbetrachtung und eine zarte Empfänglichkeit für das Harmonische im sinnlichen und sittlichen Leben. In seinen philosophischen Schriften bediente er sich, dem Holländischen abgeneigt, der französischen Sprache, und huldigte in mehren derselben der Fürstin Gallitzin unter dem Namen Diotima. Dabei war er nicht blos Kunstkenner, sondern auch gewandter Zeichner.

Und wie er mit seinem Stift seine Freunde gern zeichnete, liebte die Fürstin Amalie von Gallitzin sie zu modelliren — die Gemahlin jenes russischen Gesandten, den Forster im Haag vernachlässigt hatte, eine Tochter des Grafen von Schmettau, damals 30 Jahre alt. Der Fürst hatte sie 1768 in Spaa kennen gelernt, und sie war mit 20 Jahren seine Gattin geworden. Sie hatte vor ihrer Heirath einen Theil ihrer Jugend um die *Prinzessin Ferdinand*, Schwägerin Friedrich's des Großen

zugebracht. Nachher fand sie in dem hohen Leben in Wien, in Petersburg, Paris und dem Haag keine Befriedigung ihres frühen Triebs nach Erkenntniß und einem sittlichen Ideal. In einem kleinen Hause nahe beim Haag gab sie sich unter Hemsterhuis mathematischen Studien, Sprachen und griechischer Literatur hin, und lebte später bei der öftern Abwesenheit ihres reiselustigen Mannes und bei dem Mangel an Neigung für denselben in Münster oder in dem nachbarlichen Angelmodde. Ein Kreis geistvoller und ausgezeichneter Männer umgab diese mit schönen Anlagen und selbsterworbener wunderlicher Bildung ausgestattete Frau. Anfangs war sie mit Hemsterhuis etwas freigeisterisch gewesen, aber „früh zum Gefühl gekommen, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen und in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Doch in dem Maße, als sie mit zunehmenden Jahren durch Kränklichkeit fromm und aus Frömmigkeit bekehrungssüchtiger ward, unterlag ihr eigenthümlicher Geist einem wunderbaren Wechsel anziehender und abstoßender Kräfte. Jacobi selbst, der gläubige Verehrer, zerfiel späterhin mit ihr, und was er damals brieflich über sie äußerte, bezeichnet sowol die mächtige Begabung als die eigenthümliche Seelentrübung dieser bedeutenden Frau der pempelforter Beziehungen. „Ich fand sie", schrieb er, „wie ich sie immer gefunden habe: gespannt, zudringlich, buchstäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe und höchst unzuverlässig in Allem, was sie erzählt. Ihre Vorurtheile täuschen sie auf eine unbegreifliche Weise, verderben *ihr Auge, Ohr und Zunge*. Das Schmollen hat sie ab-

gelegt, aber dafür ist sie hetzender geworden, und hat die Gicht des Mönchthums in allen Gliedern.“ Und einige Zeilen später: „Ich muß noch einmal auf die Fürstin zurückkommen, um dir zu sagen, daß ich trotz alledem, was mir an ihr nicht lieb ist, sie dennoch unaussprechlich liebe, bewundere und verehre. Es ist eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe: sie hat ein wahrhaft fürstliches Gemüth, und jede Grazie steht ihr zur Seite, wenn sie nur winkt.“

Wir knüpfen an dies eigenthümliche Kleeblatt gleich noch ein anderes: Sophie Laroche mit ihrem Mann und ihrem Freunde. Durch geistige Begabung ausgezeichnet wie die Gallitzin, kam diese schöne Frau im Gegensatz von jener mit den Jahren mehr und mehr zur Harmonie ihres Wesens — die wunderbarste Frau, wie Goethe sie nennt, der keine andere zu vergleichen, mild gegen Alles und Alles in gleicher Weise erwidernd, selbständig gegen Gutes und Schlimmes. Bei Gelegenheit eines frühern Besuchs in Darmstadt gefiel sie dort weniger. Herder's Braut schrieb: „Sie tritt sehr leicht auf, wirft Jedem wem sie will einen Kuß mit der Hand zu; ihre schönen schwarzen Augen sprechen rechts und links und überall, und ihr Busen wallt noch hoch und jugendlich.“ In Wissen und Welterfahrung der Fürstin ebenbürtig, machte sie statt Proselyten wie diese — Romane, denen es nicht an Kenntniß des menschlichen Herzens, an Phantasie und edelm, einfachem Stile fehlt.

An den Platz des Staatsmanns von Fürstenberg tritt in dieser Gruppe Sophiens Gatte, der Geheimrath von Laroche, ein heiterer Welt- und Geschäftsmann in kurtrierischen Diensten, und im Thal von Ehrenbreitstein wohnhaft, bis er etwas später an der Nachwirkung seiner freimüthigen und sehr bittern „Briefe über das Mönchswesen" seine Stelle verließ oder verlor und nach Speier übersiedelte. Er war, obgleich Katholik, ein gründlicher Hasser des Mönchthums.

Und den Philosophen Hemsterhuis in jenem Dreiblatte vertritt hier der Poet Wieland, einst jugendlicher Bewerber um Sophiens Herz und nach ihrer Verheirathung ihr treuer Lebens- und Literaturfreund. Durch Sophie war unser Jacobi mit Wieland zuerst in Verbindung gekommen, und er erzählte gern von jenem Besuche, den der Dichter, sieben Jahre früher, in dem am Ende des Thals etwas erhöht, mit dem Blick auf den Rhein gelegenen Hause des Laroche abgestattet hatte. Der achtunddreißigjährige Poet kam angefahren und fragte die ihm entgegentretenden Männer sehnsüchtig nach der Freundin. Die vierzigjährige Sophie eilte hinunter und empfing mit ausgebreiteten Armen den lieben Gast, der mit zitternder Bewegung, den Hut rückwärts weggeworfen, auf ihre Hände stürzte und sein blatternarbig Gesicht, von Thränen gebadet, darein verbarg; worauf Sophie mit himmlischer Miene sich über ihn beugte und mit einer für die Clairon und die Dubois unnachahmlichen Stimme „Wieland, Wieland; Sie sind immer noch mein lieber Wieland!" rief, Wieland aber in ihr weinendes Auge blickte und sein nasses Gesicht auf ihren Arm sinken ließ.

Nach dieser Bekanntschaft hatte Jacobi an Wieland's Zeitschrift, dem „Deutschen Mercur", Antheil genommen, und dahin gearbeitet, daß dieselbe sich besonders auch für die Tische des Adels und der Damen einrichte. Ungeachtet der wechselseitigen Freundlichkeiten wäre es mehre Jahre früher beinahe zu einem förmlichen Bruche zwischen Beiden gekommen. Doch ging der Streit für diesmal noch mit Versöhnung aus.

Können wir auch Jacobi's Verbindungen hier nicht erschöpfen, so dürfen wir doch Heinse nicht unerwähnt lassen, der unsern Reisenden dort eingeführt hatte und ihm auch auf einer spätern Lebensstation wieder begegnen wird. Forster'n erschien er zuerst als „ein überaus witziger, satirischer Kopf von weitem Umfang und doch ohne Scheinbarkeit". Um fünf Jahre älter als Forster, hatte er durch Uebersetzungen aus dem unsaubern Petron, durch seine schlüpfrigen „Kirschen", durch seine Sinngedichte, „Laidion" und die Erzählungen bereits einen gewissen Namen. Aber selbst dem schalkhaften Wieland war seines Zöglings ausschweifender Muthwille zu viel; wie denn dies sonst kräftige, feinsinnige und vielbegabte Weltkind durch schwelgerische Sinnlichkeit zu keiner Vollendung mit sich selbst und mit seinen Productionen kam. Georg Jacobi hatte ihn von Wieland aus Erfurt mit nach Düsseldorf gebracht. Hier hing er nun fest im Verkehr mit dem Jacobi'schen Kreis und im bildenden Genusse der herrlichen Gemäldesammlung; wobei er zur „Iris" des ältern Jacobi und zu Wieland's „Mercur" Beiträge für gutes Honorar lieferte. Er arbeitete eben an seiner prosaischen Uebersetzung des „Tasso" und sprach von seinen spätern

Romanen. Allein Jacobi zweifelte, daß er je ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen werde, weil sein Herz echter, reiner Liebe unfähig sei. Es liege nicht in diesem sonst guten und schätzenswerthen Menschen, irgendetwas aus der Fülle zu thun. Und doch konnte der liebenswürdige Jacobi einen ihm so wenig zusagenden Geist als Gast halten und hegen.

Schließen wir mit Goethe! Gegen diesen, um sechs Jahre jüngern Dichter war Jacobi, ehe er ihn persönlich kannte, sehr voreingenommen gewesen, um der Schalkheit willen, die auch er gegen Georg Jacobi ausgelassen hatte. Doch das Vorurtheil schwand im Augenblick als Beide sich in der glücklichen Wechselstimmung eines poetisch-philosophischen Herzensbedürfnisses begegneten. Es war damals geschehen, als das frankfurter Weltkind, von den Propheten Basedow und Lavater in die Mitte genommen, nach Köln kam. Die rasch entstandene Freundschaft athmete so recht in der Substanz des Jacobi'schen Kreises. Sie sprachen über Spinoza, den Jacobi durch Hemsterhuis kannte. Daß dessen Philosophie auch die Fürstin Gallitzin beschäftigte, verräth ein gedruckter Brief ihres philosophischen Freundes — „Lettre de Diocles à Diotima sur l'athéisme". Goethe ließ sich von Jacobi belehren, und lebte sich in eine Philosophie hinein, von der sich Jacobi in einer spätern Schrift ganz losschälte.

Von Jacobi's Haus und Frauenkreis hingerissen, hatte Goethe bei jenem Besuche lebhaft empfunden, wie alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüthe lag, in der pempelforter Atmosphäre aufbrach und hervorkam. Und Jacobi, voll Bewunderung dieses „außerordentlichen Ge-

schöpfes Gottes", mochte sich wol gegen Forster'n, als er ihn mit den schönsten Gedichten Goethe's bewirthete, über den genialen Poeten in gleicher Weise wie früher gegen Sophie Laroche aussprechen: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben."

Mit dieser Gewißheit hatte Jacobi seine schriftstellerische Weihe emfangen. Früher hatte er blos einzelne Gedichte seines Bruders ins Französische übersetzt, in der Weise sich unterordnend, wie er in ihren Knabenspielen, wenn Georg den Prediger machte, als Küster hinter ihm hergegangen war. Dann hatte ihm Wieland kleine Aufsätze zum „Deutschen Mercur" abgeschmeichelt. Nun aber ging er an größere Sachen. Er gab in der „Iris" seines Bruders die Erstlinge von Allwill's Briefen. Die Briefform war damals für den Roman überhaupt beliebt oder vielmehr bezeichnend. Briefe machten durch ihre innerliche Ausdrucksweise den natürlichen Uebergang vom Lyrischen zur erzählenden Darstellung; sie kleideten die sentimentale Stimmung jener Zeit am besten, ja man führte mehr als heute ein wirkliches Briefleben. Jetzt, bei Forster's Durchreise, war Jacobi mit seinem „Woldemar" beschäftigt, und las eines Abends ein Bruchstück aus diesem poetisch-philosophischen Roman vor.

Aus den verschiedenartigen Unterhaltungen während der vier Rasttage faßte Forster sein erstes Urtheil über

Jacobi dahin ab: er sei ein überaus einnehmender, scharfsehender, einsichtsvoller Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meisten Gegenstände, Goethe's Busenfreund, auch Wieland's, Lessing's, Klopstock's, kurz, aller deutschen Genien Bekannter, Correspondent und Freund. —

Und nun steht unser Reisender im Begriffe, die gastfreundliche Familie zu verlassen.

In der Verwirrung so vieler rasch empfangener Eindrücke kam Forster vielleicht erst nach und nach zur Besinnung darüber, welch ein schöner Umblick auf das geistige Leben seines wiederbetretenen Vaterlandes ihm auf dieser zufälligen Ruhestation seiner Wanderschaft gegönnt worden — auf die mannichfaltigen Richtungen des Dichtens und Forschens, des Zerstörens und Verbesserns, des Wirkens und Schwärmens, wo überall junge muthige und übermüthige Kräfte sich bestritten und bestrebten. Es waren gerade auch die Bewegungen, in denen allein sich etwas von nationaler Einheit verrieth, und die allein auch in diesem Lande zu einem Unterkommen für seinen Vater und vielleicht auch für ihn selbst führen konnten.

Aber auch der Einblick in die Familie Jacobi's konnte in Forster's Herzen nur wohlthuend nachwirken. Jene Rührung, die er am ersten Abend empfunden hatte, aus der Erinnerung an die Seinigen entsprungen, führte doch auch zu einem Vergleiche der sorgenvollen Lage derselben mit dem durch Wohlstand, Bildung und Liebe so glücklichen Hause in Düsseldorf. Hätte doch der junge *Mann nach einer* so reichen Weltfahrt in solch einen

glücklichen Hafen einlaufen können, um in heiterer Muße jene Reise zu verarbeiten; statt daß er nun von einer deutschen Stadt zur andern pilgerte, eine Zuflucht für den Weltumsegler Forster und dessen dürftige Familie zu suchen!

Mit welchen Gefühlen und Nachklängen Georg aus Düsseldorf und von Jacobi geschieden war, verrathen seine ersten Briefe, in denen sein Dank, seine Verehrung und Liebe in wahrhaft schwärmerischen Worten laut werden.

Aber auch er ließ die angenehmsten Eindrücke zurück. Gleich hinter seiner Abreise schrieb Jacobi an die Freundin Sophie im Thal Ehrenbreitstein:

„Beinahe hätten Sie einen sehr interessanten Besuch bekommen von Herrn Georg Forster, der mit Cook die Reise nach dem Südpol und um die Welt gethan hat. Er war fünf Tage hier, und hätte sich wol gern auf sein ganzes Leben hier festsetzen lassen. Es ist ein gar herrlicher junger Mensch. Ich habe lange Niemand gesehen, der mir das Herz so abgewonnen hätte wie dieser Forster, und einen ähnlichen Eindruck hat er auf Alle gemacht, die hier mit ihm umgegangen sind."

Es läßt sich vermuthen, daß Jacobi mit so wohlwollendem Herzen hinter der reisenden Angelegenheit seines Gastes, wie zart und zurückhaltend Georg auch zu sein pflegte, doch etwas von der Noth und Bedrängniß der Forster'schen Familie wahrgenommen habe. Denn in einem Schreiben an den jungen Freund, worin er die allzu schnelle Flucht der mit ihm verlebten paar Tage beklagte, forschte er nach den Aussichten und An-

schlägen desselben, und — ob er vielleicht etwas für ihn thun könnte.

Wir besorgen im voraus, Forster möchte solche freundschaftliche Hülfe nöthig genug haben.

Jener Brief folgte dem Reisenden auf dem Wege nach Hessen-Kassel.

Deutsches Unterkommen.

Kassel hatte bereits einen glänzenden Aufschwung genommen, als Forster am 30. November zuerst dahin kam. Landgraf Friedrich II. war seit 1763 in seine Residenz eingekehrt. Er hatte zuletzt in Braunschweig in einer Art von Verbannung gelebt, von seinem Vater, seiner Gemahlin und den Kindern getrennt, seitdem sein Uebertritt zur katholischen Kirche bekannt und von ihm eingestanden worden. Seinem Regierungsantritt hatte das Land mit der Besorgniß entgegengesehen, er werde die Politik seines Vaters ändern und sich an die zum Schutze der Landesreligion von ihm ausgestellte „Religions-Assecurations-Acte vom 28. October 1754" wenig gebunden halten.

Durch österreichischen Einfluß, nicht ohne Vorspiegelung politischer Vortheile, war Prinz Friedrich, während eines Besuchs beim Kurfürsten Clemens August von Köln, katholisch geworden; unter österreichischem Einflusse suchte man ihn zu überzeugen, daß er durch jene, ihm von seinem strengen Vater abgenöthigte Acte (Verfassung) in seinen *angeborenen Fürstenrechten* viel zu sehr beschränkt werde,

als daß sie für ihn verbindlich sein könne. Allein so leicht der sanfte, gutmüthige Prinz sich erst hatte verleiten lassen, so entschieden hielt er bei seinem Regierungsantritt an den kirchlichen Anordnungen seines Vaters fest. In andern Stücken hatte dagegen der Fürst die annehmlichsten Veränderungen in seiner Residenz vorgenommen und dabei ungewöhnliche Kenntniß und Bildung an den Tag gelegt. Die Verwüstungen des Siebenjährigen Kriegs und zweier Belagerungen waren allmälig geheilt, die Festungswerke gänzlich abgetragen; die weiten Räume geschleifter Wälle und ausgefüllter Gräben theilten sich zu Bauplätzen ab und nahmen nach und nach hübsche Gebäude und neue Straßen auf. Aber nicht blos eine frischere Luft drang in die dumpfen Gassen der Altstadt: ein geistiger Hauch erfrischte zugleich das abständige Leben einer ziemlich philisterhaften Bevölkerung. Neben einer neugestifteten Maler- und Bildhauer-Akademie, die sich für Kassel fördernd erhalten hat, wurde die Musik lebhaft betrieben, leider von zwei französischen Marquis zu ausschließend auf italienische und französische Oper gerichtet. Desto erfreulicher war des Landgrafen Unternehmen, Kassel zu einem lebendigen Sitze für die Wissenschaften zu machen. Das überkommene Karls-Colleg gab den Mittelpunkt ab, an den in wiederholter Verjüngung desselben das wissenschaftliche Leben sich anschloß. Hier fanden sich seit 1773 bis zu Friedrich's Tode soviel literarisch ausgezeichnete und strebsame Köpfe zusammen, wie keine andere städtische Mauerkrone von so kleinem Umfang auf einmal umfaßt hat. Die Philosophie, die Welt- und *Naturkunde*, die Geschichte, Civil- und Staatsrecht, die

Kameralwissenschaften, Medicin und Entbindungskunst wurden von Lehrern vertreten, die eine bleibende, mehr oder weniger glänzende Stelle in der Geschichte unserer Literatur einnehmen, wie Dohm, Johannes Müller, Runde, Tiedemann, Mauvillon und Andere.

Hier suchte Forster für seinen Vater einen Platz. Sein Erstes war sich an die Minister zu wenden. Er fand eine schmeichelhafte Aufnahme bei Baron Waitz von Eschen und dem General von Schlieffen. Beide waren Männer von anerkannten Verdiensten, und Schlieffen im Besondern der eigentliche Agent und Vermittler der wissenschaftlichen Absichten seines Fürsten. Ein schöner Mann aus einem alten pommernschen Geschlecht, damals ein tiefer Vierziger, offen, lebhaften Ausdrucks und geistreicher Augen. Von Friedrich dem Großen aus einer Laune des preußischen Dienstes entlassen, war er nach Hessen gekommen und als Generallieutenant ins Ministerium getreten. Mit mannichfachen Kenntnissen ausgerüstet, die er sich durch eigene Studien erworben, arbeitete er damals an der zwei Jahre später anonym herausgegebenen „Nachricht von dem pommernschen Geschlecht der von Sliewin oder Schlieffen". Diese musterhafte Geschlechtsgeschichte gibt zugleich in einer Einleitung eine ausgezeichnete Geschichte des Adels überhaupt, in edler, körniger Sprache, voller Ergebnisse geistreicher Forschung.

Von beiden Ministern ward der junge Weltumsegler mit Gastmahlen geehrt, und in den ersten Tagen dem Fürsten im Kunsthause, vor den aufgestellten Antiquitäten vorgeführt. Diese in Italien gesammelten Schätze waren *des Fürsten schwache* Seite. Forster ließ es sich

etwas kosten, sie über Gebühr zu loben, und selbst mit etwas mehr Kindes= als Wahrheitsliebe seinen Vater für einen besondern Kenner und Forscher in diesem Fach aus=zugeben. Dennoch gelang es ihm nicht, die erwünschte Anstellung für denselben zu erlangen. Der Fürst hatte sich an seinen Sammlungen zu stark verausgabt, um dem alten Forster einen seinem Ruf und seiner starken Fami=lie angemessenen Gehalt anbieten zu können. Statt dessen wünschte er aber den Sohn, der ihm sehr gefiel, zu be=halten. Er foderte ihn auf, seine Weiterreise über eine Versammlung seiner Antiquitäten=Gesellschaft zu verschie=ben. In dieser hielt Forster eine schnell entworfene fran=zösische Rede mit allgemeinem Beifall. Unterhandlungen wegen einer Anstellung am Carolinum knüpften sich daran. Man bot 450 Thaler Gehalt mit Aussicht auf baldige Zulage und freie Muße zu eigenen Arbeiten. Für seinen Vater erhielt er Versprechungen und zur Anerkennung eines dem Landgrafen überreichten Werks den Werth einer goldenen Dose mit 50 Dukaten.

Nur ungern und auf Zurathen von Freunden ent=schloß sich Forster das Anerbieten anzunehmen und als Professor der Naturkunde in Kassel zu bleiben. Er fühlte sich mehr gedrückt als befriedigt. War er doch nach Deutschland gekommen, „nicht um für sich zu sorgen, sondern für den Vater irgendeine Lücke auszuspähen, wo der unglückliche Mann zur Ruhe kommen, d. i. in Sicherheit vor der schweren Last der Nahrungssorgen fort=arbeiten, der Welt und sich selber wieder nützlich sein könnte". Die Umstände hatten aber nur ihn begünstigt, *und dies nicht einmal* ohne Opfer. Denn — wie sollte

er seine Niederlassung und Einrichtung anders anfangen als mit Schulden? Und doch, mußte er sich nicht dazu entschließen, wenn auch nur „um nicht vollends in Unthätigkeit zugrunde zu gehen“?

Außerdem sagte ihm Kassel selbst sehr zu. Er fand die Stadt schöner als irgendeine gelegen, und das Leben der Professoren höchst einfach eingerichtet, zurückgezogen, auf die Familie eingeschränkt und bewundernswerth häuslich. Er rechnete seinem Vater die einfache Art des Kleideraufwandes, die billige Miethe der Wohnungen und den geringen Lohn der eingeführten blos weiblichen Dienstboten umständlich vor, als ob er ihm die Hoffnung, noch einen Platz in Kassel zu erhalten, durch Zahlen zuverlässiger machen wollte. Doch setzte er sich selbst nicht ruhig auf solche Erwartung nieder, sondern nahm mit seiner Anstellung gleich einen längern Urlaub zu seiner früher beabsichtigten Reise nach Preußen, wo er sich auch für seinen Vater ein Unterkommen versprach. Mit Anfang des Jahres 1779 reiste er ab.

Neue Bekanntschaften.

In Göttingen wurde Forster von den ersten Professoren mit Ehren empfangen. Für Gelehrte hatte sein Gespräch ein Interesse, für das wir jetzt keinen Maßstab mehr haben, wie Therese Huber in ihren „Nachrichten von Forster's Leben" bemerkt. „Für Michaelis, Heyne und andere geistvolle Forscher des Alterthums und der Menschengeschichte eröffnete er die Wissensquelle der Urwelt in der Bekanntschaft mit den noch von keiner Art Civilisation gemodelten Südseevölkern, sowie in der Kenntniß einer Natur, auf die noch keine Menschenkraft wirkte."

Aber auch Forster konnte neue Lebenskreise und eine neue Art von Menschen kennen lernen. Der weltläufige junge Mann war dem deutschen Universitätsleben doch zu fremd geblieben, als daß ihm Pedanten und Schulfüchse nicht hätten auffallen sollen. So fand er, von drei kleinen Kuderhunden unaufhörlich angeklafft, den ehrenwerthen Professor Büttner am Arbeitstische in einem Tabacksgewölke halb versteckt. Forster „dachte an Cerberus und den Acheron". Des gelehrten Sprachforschers Gedanken folgten so langsam aufeinander, daß er, hinter

hundert verschiedenen Sachen aus Forster's Munde bei seinem ersten Gegenstand stehen geblieben, nach einer halben Stunde wieder mit demselben fortfuhr, als spräche er im Zusammenhange mit seinem ersten Worte.

Professor Meiners war in einiger Verlegenheit. Er hatte sich durch Forster's Streitschriften über dessen Recht zur Herausgabe der Reisebeschreibung endlich überzeugt, daß er dem jungen Autor groß Unrecht gethan. Da er inzwischen aber sein erstes übereiltes Urtheil bereits durch weitere öffentliche Besprechung gutzumachen gesucht hatte, so war das Streithühnchen bald gerupft und in gutem Humor verzehrt. — —

Für Hofrath Heyne empfand Forster alsbald einen warmen Zug des Herzens. Sollte die Anerkennung dieses „vortrefflichen Mannes" vielleicht von einem leisen Vorgefühl der künftigen Verbindung mit ihm durch die Hand der Tochter begleitet gewesen sein? —

Die Zeit, die unser Reisender in seines Vaters Angelegenheit in Braunschweig verweilen mußte, wurde ihm durch Eschenburg's, Lessing's und besonders Jerusalem's Bekanntschaft „versüßt", — wie er sich ausdrückte. Denn sein Anliegen war von der Art, daß es einem Mann von seinem Zartgefühl durch leidige Gänge und bittliches Aufwarten sauer genug werden konnte. Er wollte nämlich nicht blos den Herzog um Verwendung bei dem König von Preußen wegen einer Stelle für seinen Vater angehen, sondern womöglich auch durch die Gunst dieses Fürsten und durch die Beihülfe einflußreicher Männer von der Loge die Mittel zur Befreiung seines Vaters aus dem Schuld*gefängniß gewinnen*. Diese Geschäfte, die abge-

wartet werden mußten, ließen ihm Zeit zu den literarischen Bekanntschaften, an denen er sich erholte.

Mit Lessing scheint Forster gerade in kein näheres Verhältniß gekommen zu sein, so sehr man sich denken sollte, daß beide so klare und bestimmte Geister einander gut verstanden haben müßten. Freilich konnte Forster nicht ahnen, daß dieser Träger unserer Literatur und Bildung dem Ausgang seines Lebens so nahe sei. Denn schon im zweiten Jahre nachher starb er. Der geistigen Entwickelung seiner Zeit weit vorausgeeilt, schloß er sein Leben mit 52 Jahren und mit „Nathan dem Weisen" ab, um dessen Vermächtniß der drei Ringe immer wieder neuer Eifer und Streit entbrennt.

Eschenburg, der gelehrte hamburger Kaufmannssohn, kam schon in nähere Berührung mit Forster'n durch seine gründliche Kenntniß der englischen Literatur, aus welcher er mit Sprach- und Sachkenntniß uns durch Uebersetzung den Shakspeare vermittelte.

Am meisten aber zog Jerusalem unsern Freund an. Der damaligen religiösen Stimmung Forster's entsprach ein Mann, der während eines längern Aufenthalts in London etwas von dem eleganten Christenthum der englischen Theologen angenommen hatte, und mit viel Welterfahrung sich auch als Prediger um die Aufklärung seiner Zeit bemühte. Der philosophische Gedankengehalt und die gute Prosa seiner „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" und seiner „Predigten" fanden später eine rühmliche Anerkennung. Abt Jerusalem war auch auf unfreiwillige und schmerzliche Weise in unsere poetische Literatur verflochten. Er war bekannt-

lich der Vater jenes jungen, begabten Mannes, der aus unglücklicher Neigung zur Gattin eines Freundes sich erschossen, und dadurch dem jungen Goethe, der ihn zu Wetzlar flüchtig kennen gelernt, Stoff und Anlaß zu dessen „Werther's Leiden" gegeben hatte. Forster kannte den gewaltigen Einfluß, den dies Buch seit vier Jahren auf die damalige schwüle Zeitstimmung ausübte, an welcher der Dichter selbst gelitten hatte, und die auch unsern Reisenden zuweilen nicht unangefochten ließ.

Auch mit Leisewitz wurde Forster bekannt, jenem Poeten, dem sein einziges Product, das prosaische Trauerspiel „Julius von Tarent", einen Namen in unserer Literaturgeschichte erhält. Mit echt Forster'scher Hingebung bezeichnete er ihn gleich als „einen vortrefflichen Jungen, der eine edle Seele hat". —

Erst Ausgang Januar 1779 kam Forster nach Berlin, wo er auf den König und die Männer des Einflusses bei demselben zählte. Während der fünf Wochen, die er verweilte, erfuhr er hinsichtlich der mitgebrachten Vorstellung von dieser großen Stadt einen betrübenden Umschlag. Das Aeußere derselben erschien ihm viel schöner, das Innerliche aber viel schwärzer, als er es sich gedacht hatte: — „Gastfreiheit und geschmackvollen Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit und Prasserei, freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei."

Er hatte „Geistliche von außerordentlicher Art erwartet, von Gott mit seinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder", und mußte „den Stolz und *Dünkel der Weisen und* Schriftgelehrten" entdecken.

Spalding gefiel ihm noch am besten; Nicolai war ihm ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, wenn auch etwas von sich eingenommen. Mit Forster'n hatte dieser thätige Buchhändler manche Berührungspunkte. Auch er hatte seine Bildung und Kenntnisse sich nicht auf den Schulbänken angesessen, sondern durch Selbstbelehrung erworben, und besaß Weltkenntniß und Weltmanier. Dabei mußte man ihm Verdienste um die Literatur zugestehen, weniger als Autor denn als Factor. Seine Thätigkeit fiel zwischen die Periode der Pedanterei vor Lessing und der Poesie nach Lessing. Dort bekämpfte er das geistlose zähe Alte, hier begriff er den kühnen neuen Geist nicht. Er bespöttelte Goethe und bestritt Kant; indem er seinen verstandesmäßigen Geschmack und seine populäre Philosophie solchen Geistern als Maßstab anlegte. Diesen Dünkel merkte ihm denn auch Forster an. Sonst war Nicolai ein tüchtiger Buchhalter der Literatur, und wirkte für diese und für Aufklärung überhaupt durch seine „Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften". Und wie er diese sich, nach dem Zeitbedürfniß, in die „Literaturbriefe" und in die „Allgemeine deutsche Bibliothek" verwandeln ließ, verstand er es auch zur Förderung derselben die stets nachwachsenden literarischen Kräfte an sich zu ziehen. Berühmt ist er auch durch seine Spürnase für alle Geheimbündnerei und für Jesuiten. Ob er Forster'n die Maurerei anmerkte, ist nicht ermittelt; doch begegnen sich Beide später noch über andern Geheimnissen.

Engel erschien unserm Reisenden als launisches, sehr gelehrtes Geschöpf; Ramler als die Ziererei und Eitelkeit in Person. Sulzer'n, den Aesthetiker, fand er auf

dem Sterbebette. Er, der im Widerspruche mit Lessing als Grundlage des Schönen das Gute foderte, verstand es, durch Heiterkeit und Theilnahme bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit wenigstens schön zu sterben.

Dem reisenden Vielgereisten machte sich besonders die berliner Neubegierde recht lästig. Bei unzähligen Mittag- und Abendeinladungen quetschte man ihm mit denselben Fragen immer wieder die alten Geschichten aus; als ob er nur geliehen sei, müßigen Leuten die Zeit zu vertreiben. In einem Briefe an Jacobi beschwerte er sich in den lebhaftesten Ausdrücken, wie ihn diese „Seccatori" fast zu Tode gequält hätten. Ebenso verdrießlich ward ihm die allgemeine Vergötterung und Anbetung des Königs, diese Lobpreisung auch Dessen, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich am alten Fritz erscheinen mußte. Ganz unleidlich fand er das berliner schöne Geschlecht, — in Eigenliebe und Gefallsucht so verderbt wie in Paris oder irgendwo, den Ton der guten Gesellschaft auf fade, abgeschmackte Witzeleien und Complimente, auf das unaufhörliche Ersinnen der sogenannten jolis riens gestimmt, wo gar nichts gedacht, und außer der größten Sinnlichkeit nichts empfunden werde. — Hätte Forster nicht als ausdrücklich befriedigend einzelner Abende erwähnt, die er bei Nicolai, Engel und Andern heiter und mit guten Einfällen und Histörchen verbrachte, wir würden ihn für hypochondrisch gestimmt oder unzufrieden mit seinen Bemühungen halten.

Doch dies letztere war er wirklich. Er hatte um seines Vaters willen die verschiedensten Menschen von Einfluß *angehen und sich in sie schicken* müssen, nur um keinen

übeln Eindruck zu hinterlassen, wie es selbst Goethe'n ergangen war, der bei seinem Besuche durch sein wenig biegsames Wesen allgemein misfallen hatte, sich selbst aber auch an der verdorbenen Brut wenig erfreut haben sollte. Und nach dem Allen hatte Forster außer schwanken Andeutungen und umnebelten Hoffnungen wenig Tröstliches in Potsdam erwirkt.

Damit reiste er ab, besuchte in Klosterbergen den Abt Resewitz, einen alten Freund, zu dessen Geburtstagsfeier er eben recht kam, und ging dann nach Dessau, zu dem humanen Fürsten, den er aus London kannte.

Fürst Franz gehörte unter den kleinen Regenten des 18. Jahrhunderts weder zu den selbstherrschenden Despoten, noch zu den wollüstigen Vermiethern ihrer „von Gott verliehenen" Macht, sondern war einer der wenigen, die eine ererbte Kleinstaaterei von der idyllischen Seite des Volksfamilienlebens auffaßten. Seit der Rückkehr von seinen Reisen hatte er sich besonders mit Verschönerung seines Landes und um die Bildung seines Völkchens bemüht. — Bildung und Aufklärung der Menschheit war damals die Losung, und man betrieb dieselben mit solcher Schwärmerei, daß man gerade den wunderlichsten Wegen zu diesem Ziel am liebsten Vertrauen schenkte. So hatte der Fürst den Neid von ganz Deutschland auf sein kleines Dessau gezogen, als er den Ausbund aller seltsamen Zeitfiguren, der sich zur Begründung einer großen Bildungsanstalt öffentlich ausbot, meistbietend gewonnen hatte. Es war der bekannte Basedow, jener schmuzig aussehende, liederlich aufziehende Enthusiast, jener eitle Trunkenbold *und streitsüchtige* Grobian, der als widerwärtiges Gefäß

den Heiltrank der Menschheit zu enthalten einen Preiszettel an sich trug. Basedow's Philanthropin in Dessau war aber bereits wieder im Verfall; er selbst, nachdem er durch seine Unverträglichkeit die besten Lehrer, wie Salzmann, Campe, vertrieben hatte, war ausgeschieden. Doch traf Forster bei seinem Besuche mit einem russischen Obersten zusammen, der seinen Sohn in die Anstalt gebracht hatte. Was der Fürst weiter für Schulen, Bauten u. s. w. in Dessau und Zerbst that, fällt größtentheils später. Das Lustschloß Wörlitz war aber schon fertig, das Luisium, wie es der Fürst nach seiner Gemahlin Luise nannte, dieser durch schöne Gestalt und Geistesbildung ausgezeichneten Frau. Hier weilte der Fürst am liebsten. „Zu edel, um die erzwungenen Bücklinge und Narrenpossen der Hofetikette leiden zu können", hatte er die einfachste Einrichtung des Hofstaats angeordnet. —

Der Frühling meldete sich bereits an einzelnen Tagen mit freundlichen Sonnenblicken an. Der Fürst nahm daher seinen Gast mit nach Wörlitz. Forster blieb drei Tage. Man machte Morgenspaziergänge zusammen, und an einem der Abende beim Thee, den die Fürstin schenkte, hielt Forster einen Vortrag über die Kunstsachen aus der Südsee, die der Fürst hier aufbewahrte. — „Jetzt bin ich wieder mit dem Geschlechte der Durchlauchtigkeiten so halb versöhnt", schrieb Forster an seinen Vater, „um der guten Fürsten willen, die ich hier fast noch besser finde als damals in England. Für das bischen Höflichkeit, das wir ihnen in London erwiesen, können sie sich nicht oft genug erkenntlich zeigen, und von den paar Lappen tahitischen Zeugs, die wir ihnen gaben, habe ich alle Tage hören müssen."

Vor dem Scheiden von Wörlitz nahm der Fürst eines Morgens Forster'n mit in seine Bibliothek, wo er ihm auf die zarteste Weise als Zeichen seiner Dankbarkeit und Bereitwilligkeit dem alten Forster nützlich zu sein, 100 Louisdor für denselben mit den Worten zustellte: „Sie wissen, meine Kräfte sind nicht groß, aber kann ich sonst durch meine Freunde in London noch etwas für Sie bewirken, so sagen Sie es nur, ich verpflichte mich zu Allem."

Noch aus Dessau kündigte Forster seinem Vater die Summe an, die ihm centnerschwer anzunehmen geworden sei. Es ist dabei die Rede von Ausrüstung des Ueberzugs nach Halle, und daß wol bereits durch die Bemühung der wenigen edeln Seelen, die sich des Vaters angenommen, alle Schwierigkeiten gehoben sein würden. Dies zielt offenbar auf Forster's Lösung aus Kingsbench, und es läßt sich errathen, daß der Herzog von Braunschweig und die Maurerei dazu geholfen haben. In Berlin war zugleich eine Professur an der Universität Halle für den ältern Forster in Aussicht gestellt worden.

Einrichtung und Verkehr.

Der Frühling begrüßte Forster'n bei seiner Wiederankunft in Kassel. Er fand die Gegend reizend schön; die Obstgärten prangten mit einer Verschwendung von Blüten, und allenthalben war's voll Nachtigallen. Er fühlte sich außerordentlich wohl, und auf den Morgenspaziergängen sein ganzes Wesen von den herrlichsten Empfindungen getragen.

Das Carolinum, von nur wenig Studenten besucht, gab ihm keine volle Beschäftigung. Indem er aber diese Muße zu Studien und literarischen Arbeiten zu benutzen suchte, fehlte es ihm an Hülfsmitteln. Seine Bücher, Pflanzensammlungen und Instrumente waren auf der Ueberfahrt von England über Hamburg durch Stranden des Schiffs theils verloren, theils verdorben worden. Kassel bot keinen Ersatz. Er nannte es eine ordentliche Wüste, wenn es auf neue Bücher ankomme, indem der Fonds zu Anschaffungen für die fürstliche Bibliothek aus jährlich nur 400 Thalern bestehe, und alle Fächer daher entsetzlich lückenhaft seien. Glücklicherweise hatte er Göttingen mit Bibliothek und Naturaliensammlung in der

Nähe. Nur banden ihn die Lectionen am neuerrichteten Cadettencorps dergestalt, daß er Kassel ohne Aushülfe eines Mitlehrers, die dann auf andere Weise wieder verbindlich machte, keine Woche verlassen konnte.

Da regte sich denn schon früh jener Zwiespalt, der Forster'n sein Leben lang zu klagen gab. Es war der Widerspruch zweier Bedürfnisse, die einander auszuschließen schienen, einander aber nur ablösten. Wir meinen das Verlangen zu reisen und Bücher, Instrumente u. dergl. anzuschaffen. Beides, da er weder dem Einen noch dem Andern widerstehen konnte, brachte ihn gar oft in Geldverlegenheit.

Noch hatte es aber mit dieser Unzufriedenheit nicht viel auf sich. Der Frühling und die Freundschaft beschäftigten sein Herz. Mit der Andacht an die glücklichen düsseldorfer Rasttage erhob er das Bild Jacobi's zu den Penaten seiner Miethwohnung. „In meiner Einbildungskraft stehen Sie vor mir", heißt es in seinem ersten Briefe an den Freund, — „ich schaue in das weite, offene, durchdringende Auge tief hinein; ein heller Lichtstrahl fließt aus Ihrem Blick, den ich begierigst einschlürfe. Dann überfällt mich's wieder, daß ich die große, weitschauende Seele nicht fassen kann; das Gefühl eigener Schwäche drückt mich nieder, und der Lichtstrom brennt wie elektrisches Feuer, daß ich nicht länger im Stande bin ihn zu ertragen, und — blinze. Courage, mon coeur! wieder aufgeschaut! nicht in die funkelnden Augen, sondern auf die schöne, hohe, freundliche Stirn, die wieder sanftes Zutrauen erweckt, die mir meinen Platz in dem edelsten *Herzen anwies*, und meines Jacobi Hand mir

reichte, wo die Sonne so warm, wohlthätig und milde scheint" u. s. w.

Der Ausdruck dieser Briefstelle ist durchaus bezeichnend für Forster's Stimmung nach dieser neuen Bekanntschaft und einzig für seinen Stil. Man sieht welch mächtigen Eindruck die Persönlichkeit Jacobi's auf den damals sehr niedergedrückten jungen Mann gemacht hatte. Es ist aber auch, als ob Forster eine kleine Ansteckung aus der Jacobi'schen Umgebung ausfieberte, oder als ob ein dunkles Nachgefühl der dort herrschenden Hausandacht der Schwestern Lotte und Lene den Schreibenden überkommen und angetrieben hätte, nach einem Ausdruck für seine Verehrung zu ringen, der zugleich den gespannten Ansprüchen des Verehrten genugthäte. Denn sonst lag das Ueberschwängliche nicht in Forster's Feder, sowenig als das Schwulstige, wie es in jener Stelle: „die Stirn, die eine Hand reicht", zum Vorschein kommt.

In dieser Stimmung fand Forster kurz nach seiner Rückkehr im Aprilhefte des „Deutschen Museum" ein Bruchstück des Romans „Woldemar". Er war entzückt, er las es sich laut und mit dem eigenen Ausdruck vor, wie er es aus Jacobi's Mund vernommen hatte. Freilich war Forster damals auch für jenes grübelnde Seelengemälde in einer empfänglichen Stimmung, sodaß er sich lebhaft freuen mochte, Jacobi's religiöse Ansichten so übereinstimmend mit den seinigen zu finden. Und das war's denn auch: der Roman schlug gerade einzelne Saiten in Forster's Herzen an, oder — wie er selbst schrieb — „gewisse abgerissene Worte, gewisse Wendungen und *Ausdrücke Woldemar's fielen ihm* aufs Herz". Sonst

würde seinem gesunden Sinn für das Schöne und Wahre doch mehr aufgefallen sein, wie unerquicklich in diesem Roman geistreich vornehme, selbstbewußte Personen sich in unnatürlichen, erkünstelten Verhältnissen sprungweise bewegen und über die geheimsten Vorgänge im menschlichen Herzen spitzfindig klügeln. Der Freund bewunderte noch zu lebhaft Jacobi's Persönlichkeit, um es auffallend zu finden, wie sehr dieselbe sich in dem Roman spiegelt und darin abgespiegelt liegt.

Der Roman, der nach jenem Bruchstück bald erschien, erregte große Theilnahme in den gebildeten Kreisen. Die Stimmung der Zeit kam der Tendenz des Buchs entgegen, oder fand sich darin ausgedrückt, indem die Individualität des Menschen in ihrem augenblicklichen Empfinden und Behagen zum unabhängigen Herrn auch über das Sittliche im Leben gemacht wird. Forster hatte sonst strengere Grundsätze, auch hat das Buch nicht nachhaltig auf ihn eingewirkt, da später selbst seine religiösen Ansichten sich der Jacobi'schen Philosophie ganz entzogen. Wir betrachten daher diesen Roman nicht genauer, zumal er heutige Leser so schwer anzieht und so leicht fallen läßt.

Bald kam auch zu Forster's reiner Verehrung gegen Jacobi ein Zusatz von Dankbarkeit für — einen Geldvorschuß, den der poetische Philosoph von Pempelfort dem neuen kasseler Professor zu dessen erster Einrichtung leistete. Dies Gefühl dankbarer Verpflichtung gegen einen angebeteten und wohlhabenden Gönner war ein sowenig drückendes Band für Forster'n, daß er, nach seinem eigenen *Bekenntniß, als* er später Gehaltszulage erhielt, gar nicht

eilte, es durch Rückzahlung des Betrags wieder zu lösen. Diese Empfindung, so begreiflich für den Seelenkundigen, hatte vielleicht doch etwas Verführerisches für einen Mann, der noch mehrmals, auch unter andern Umständen, in die sonst so peinigende Verlegenheit Schulden zu machen kommen sollte.

In Forster's Leben stoßen wir auf manche vorahnende Aeußerung, auf manches vorbedeutsame Begegniß. Vielleicht ist dies im Leben der meisten Menschen nicht weniger der Fall, und man erkennt nur nicht das Vorzeichen, oder hat es vergessen, wenn es sich erfüllt. Wir werden auf dergleichen bei Gelegenheit hinweisen, wie wir schon das Knabenerlebniß mit dem gefundenen Goldstück als vorbildlich bezeichnet haben. Ebenso läßt sich in einer Bemühung Jacobi's zur Verbesserung der Lage seines jungen Freundes ein verhängnißvoller Fingerzeig erkennen.

Zu Anfang des Jahres 1779 war nämlich Jacobi nach München berufen worden, um in dem Ministerium seines Gönners von Hompesch verschiedene neue finanzielle Einrichtungen bearbeiten zu helfen. Er wurde zum Geheimrath befördert, und stimmte dafür, daß der bisher verpachtete Landzoll in den Herzogthümern Jülich und Berg von 1780 an in Administration genommen würde. Jacobi sollte dann die Direction übernehmen, und hatte schon im Stillen die Absicht gefaßt, Forster'n zum Generaladministrator vorzuschlagen, die Caution von 30,000 Thaler für ihn zu stellen und in der Arbeit mit zuzugreifen, bis der Freund sich würde eingeschossen haben. Dann sollte es Forster'n ein Leichtes sein, neben

dem einträglichen Amte noch Muße für seine wissenschaftlichen Interessen zu erübrigen.

Mit dieser edelmüthigen Gesinnung berührte er unbewußt die heimlichsten Träume Forster's. Der junge Professor hegte damals keinen innigern Wunsch, als entweder ein paar akademische Jahre frei von allen Geschäften für sich zu haben, oder eine Civilbedienung zu finden, wozu — wie er scherzend meinte — „ein armer Weltumschiffer von der Linie her allenfalls noch Verstand genug mitgebracht habe".

Indeß drohte dem Unternehmen, worauf Jacobi's gutes Vorhaben berechnet war, eine münchener Cabale. Jacobi hatte sich gegen Einführung der bairischen Mauth in Jülich-Berg gesetzt und die Nachtheile der Mauth, selbst für Baiern, dargelegt. Dies war ungnädig aufgenommen worden, und man ließ es ihn nach seiner Rückkehr empfinden. Die Gegner seiner Entwürfe setzten nun auch leichter durch, daß der Landzoll nicht in eigene Verwaltung genommen, sondern wie früher in Pacht gegeben wurde.

Ob Forster auf dem Verwaltungsposten seine innerste Befriedigung gefunden hätte, läßt sich nicht versichern. Doch wäre ihm mit dem bessern Auskommen und einer praktischen Thätigkeit damals sehr geholfen gewesen. Denn keine Stellung war ihm weniger angemessen als auf dem Katheder. Hier war der sonst so beredte, weltgewandte Mann befangen und unbeholfen. Er selbst erkannte es, erklärte das „systematische Dogmatisiren" für ein ihm völlig verschlossenes Geheimniß, und konnte einer Professur, selbst auf der *ersten Universität*, nichts Schmeichelhaftes abgewinnen.

Vorbedeutsam finden wir aber Jacobi's Absicht einmal als Fingerzeig, der Forster'n mit seinem innersten Zwiespalt an den Staat weist, in welchem Haus und Welt sich ausgleichen; sodann als Vorzeichen jenes letzten unglücklichen Schritts, da Forster in die öffentliche Verwaltung eingreift im Augenblick, als der revolutionäre Staat unter ihm zusammenbricht. —

In derselben Zeit, während Forster die freundschaftlichen Absichten Jacobi's abzuwarten hatte, erwuchsen ihm selbst freundschaftliche Bemühungen für Sömmerring. Dieser war im April aus England nach Göttingen zurückgekehrt und bewarb sich um die eben vacant gewordene Lehrstelle der Anatomie am kasseler Carolinum. Forster wendete sich an den Minister von Schlieffen, der am meisten persönlichen Einfluß beim Landgrafen hatte. Diesem war aber schon die Meinung beigebracht worden, daß in Strasburg und in Frankreich überhaupt die besten Anatomen gebildet würden. Es erfoderte daher alle Klugheit, den Fürsten von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen und für einen Deutschen zu stimmen, der selbst noch keinen literarischen Namen hatte. Schlieffen gab seinen Rath, hielt sich aber, um den Landgrafen nicht argwöhnisch zu machen, im Rückhalt. Forster instruirte den Freund für das einzureichende Gesuch. Sömmerring sollte besonderes Gewicht auf die Ehre legen, die ihn antreibe im Dienste eines Fürsten zu stehen, der eine so seltene Menagerie unterhalte, um derentwillen der Bewerber die günstigen Berufungen nach Jena und Halle auszuschlagen bereit sei. — „Sie können", schrieb ihm Forster, „Ihro Durchlaucht das Maul mit Com-

plimenten nicht zu voll schmieren, damit gewinnt man hier öfter."

Wirklich scheint Sömmerring gut geschmiert, und Schlieffen von hinten gut angetrieben zu haben; denn der junge Freund fuhr ganz gut. Er bekam im Laufe des Juni die Stelle, und eilte nach Kassel, wo das anatomische Theater am Geburtstage des Landgrafen eingeweiht werden sollte, und Sömmerring daher sein Antrittsprogramm zu beeilen hatte.

Diese Wiedervereinigung mit dem Freunde war ein erfreuliches, erquickliches Ereigniß für Forster's Leben in Kassel. Die bleibende Amtsgenossenschaft, ein neues Band zu den frühern Verbänden, versöhnte ihn mit dem Katheder und ließ ihn die verlorene Zöllnerschaft vergessen, die ihn ja doch von Kassel und dem Freund entfernt hätte. Beide unverheirathet, vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Mittagstisch, wodurch sie sich mehr und mehr verbrüderten und als Duzfreunde, verwandt durch wissenschaftliches Interesse und durch Gesinnung, sich in ein Vertrauen hineinlebten, das bald verhängnißvoll für Beide werden sollte.

Ein so inniger Anschluß hielt Forster'n freilich von lebhaftem Verkehr mit den andern Professoren ab, unter denen ausgezeichnete Männer waren. Wir nennen Dohm, der aber noch in demselben Jahre nach Berlin zum Departement des Auswärtigen und zum Geheimen Archiv mit dem Titel eines Kriegsraths abging. Er lebte seit drei Jahren in Kassel, wo er auch mit Boje das

„Deutsche Museum" herausgab. Seine bekannten „Denkwürdigkeiten" fallen später.

Tiedemann der Philosoph, war zwar als Philolog nach Kassel berufen worden, beschäftigte sich aber hier wieder mit jenen räthselvollen Fragen, die bald darauf Kant zu lösen suchte, und schrieb „Untersuchungen über den Menschen". Bei Forster's lebhaftem Geist ist der Umgang mit diesem Philosophen gewiß nicht ohne vielfache Anregung geblieben. —

Auch an gelehrten Franzosen fehlte es an jenem halbfranzösischen Hofe des Landgrafen nicht. Marquis de Luchet, der sich mit Poesie und Literatur früh befaßt hatte und mit einer Empfehlung des alten Voltaire nach Kassel gekommen war, spielte eine große Rolle bei Hofe, als Director des französischen Theaters und als ständiger Secretär der Antiquitäten-Gesellschaft, in welcher Forster zuerst aufgetreten war.

Ein Mann, der uns durch Verkehr mit Forster'n einige Besorgniß für diesen Freund einflößen könnte, war Jakob Mauvillon. Er war vom Wege- und Brückenbau als Hauptmann und Lehrer des Kriegsbauwesens zum Cadettencorps übergegangen. Ueber zehn Jahre älter als Forster, hatte er sich schon mit Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und Sprachen befaßt und im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannoverischen Diensten gestanden. Jetzt war er mit Professor Schlettwein zu Gießen in Verbindung gegen das physiokratische System, dem Jacobi anhing. In näherer Beziehung zu Forster werden wir ihm noch begegnen.

Andere Verbindungen knüpften sich bald nach des

Freundes Niederlassung in Kassel mit der Universität Göttingen. So oft er Urlaub erhalten konnte, eilte er hinüber, meist zu Pferde, wozu er fünf Stunden brauchte. Seine Einkehr war sehr oft bei dem damals noch unverheiratheten Lichtenberg, mit dem er dann in launigen Gesprächen zu Rapp's schmackhaften Schüsseln wandelte.

Die Freundlichkeit, mit welcher dieser berühmte Spötter den zwölf Jahre jüngern Forster gleich aufgenommen hatte, erregte dessen warme Hingebung. Forster war ein liebevolles Gemüth, zur Anerkennung ausgezeichneter Menschen — und hierin bis zur Schwärmerei gestimmt. Diese überdauerte nicht immer den guten Verstand und edeln Sinn, womit er seinen Irrthum oder seine falsche Schätzung bald erkannte. Witz und Spott war auch sonst seine Vorliebe nicht: doch kehrte Lichtenberg vielleicht in persönlichem Umgang mehr Herz heraus, als wir ihm hinter dem scharfen Spotte seiner Schriften zutrauen. Wenigstens nennt ihn Herder von einem Besuche desselben in Bückeburg her — „einen kleinen, buckeligen, schwachen Menschen, aber eine schöne, allerfreuliche Seele". — Durch die Schuld einer Wärterin verwachsen, besaß er als Entschädigung, oder wol auch als zweites Unglück, einen scharfen Blick und Witz für alles Schiefe, Verzwickte und Verkrümmte im Leben. England gab Berührungspunkte für beide Freunde. Der im Darmstädtischen geborene göttinger Professor der mathematischen Naturwissenschaften war zwei mal dort gewesen, wo er an den großartigen und handfesten Verhältnissen des Landes und Volks den Blick geübt hatte, um mit Humor über die kleinlichen, sentimentalen Erscheinungen im damaligen

Deutschland hinzustreifen. Neben Forster fehlte ihm dessen großartige Gesinnung und eine auf den Kräften des Gemüths oder der Macht des Geistes ruhende Ueberzeugung, die ihm über seine Zweifelsucht und manche Aengstlichkeit hinausgeholfen hätte. So kam er aber zu keiner festen Anschauung der Welt, und brachte mit seiner schönen Begabung kein umfassendes Werk zustande. Seine Gesinnung ging übrigens mit dem Fortschritt der Zeit, während er selbst mehr und mehr vereinsamte, und nach reichlich verausgabtem Spott und Spaß für sich selbst und seine letzten Jahre die Melancholie übrigbehielt.

Der Verkehr Forster's mit Lichtenberg ward noch lebhafter durch das „Göttinger Magazin der Wissenschaften und Literatur", das Beide von 1780 an unternahmen. Dadurch änderte sich aber auch Manches in Forster's Meinung von seinem gelehrten Geschäftsgenossen. Wir finden es ausgesprochen bei Gelegenheit eines etwas spätern literarischen Streits, worin Lichtenberg einen groben Angriff Voßens im „Deutschen Museum" mit bitterstem Spott abfertigte. Jacobi war sehr ungehalten darüber, und Forster äußerte darauf über Lichtenberg:

„Er ist aus Muthwillen und Leichtsinn zusammengesetzt wie Kästner, nur so dreist ist er nicht, und dies fällt vielleicht auf Rechnung des Körpers. Ich ehre seine Talente, seine mathematische Wissenschaft, seine Schreibart, seinen Witz und seine muntere Laune, seinen oft philosophischen Blick; aber ich finde schlechterdings nichts für mein Herz bei ihm, und unsere Freundschaft kriecht jetzt wieder *in die Schranken der gewöhnlichen* Bekanntschaft zurück."

Die Nachklänge aus dem unglücklichen Vaterhause, eine vorherrschende religiöse Empfindsamkeit und jene Schwärmerei, auf die wir nachher kommen, hielten Forster's Gemüth noch etwas schwer und sentimental gestimmt. Besonders hing es von seiner religiösen Stimmung sehr ab, wie er eben die Menschen und die Dinge ansah. Als er daher nachmals diese Krise glücklich überstanden und sich zu freierm Lebensblicke durchgerungen hatte, gab er sich doch wieder sehr an Lichtenberg hin und ging nicht selten auf dessen scherzhaften Ton ein, obschon Witz und Humor nie seine entwickelte Seite war.

In jenem Streite nahm er indeß auch nicht für Voß Partei, dem Jacobi geneigter schien, sondern nannte ihn den hochmüthigsten Gelehrten, den er aus Schriften kenne, und dessen Gelehrsamkeit er oft, dessen menschenfreundliches, sanftes Herz er aber nie habe rühmen hören.

Wir müssen hier ein für alle mal auf Eines aufmerksam machen, was Forster's Art bezeichnet, daß er nämlich so leicht, auch bei ganz alltäglichen Anlässen, sich in hohe Seelenstimmungen oder auf umfassende Standpunkte der Betrachtung versetzt, wie es nur den edelsten Geistern gegeben ist. Wir denken solche Aeußerungen, die nicht blos ihn charakterisiren, sondern für den Leser auch etwas Anregendes haben, in diese Lebensgeschichte wörtlich aufzunehmen, hoffend, daß so edle Worte unserm Versuch einigen Werth verleihen sollen. — Da ruft denn unser Freund bei jenem Federgefecht aus:

„Lassen Sie uns die Wahrheit suchen, um sie festzu*halten und zu küssen*, nicht um sie unerkannt und unge-

nossen, weil wir sie in diesem oder jenem schlechten Gewande nicht vermutheten, unsern Händen entschlüpfen zu lassen. — — — Daß sich doch immer Einer um den Andern und Keiner um sich selbst kümmert! Ein Geschäft, wie die Sorge um Andere, ist das heiligste auf Erden; es setzt Menschen voraus, die dem Ziele der Vollkommenheit so nahe sind, daß sie auch Andern den Weg weisen können. Nach dieser Definition wird mir allerdings Alles oder doch das Meiste von Dem, was heutigentags Philosoph, Professor, Priester, Prediger heißt, zum Ekel. — Wenn wir keinen untrüglichern Wegweiser zur Wahrheit, zur Weisheit und Glückseligkeit als diese hätten, so wäre es besser nicht zu sein. Ich danke Gott, daß ich erkenne, daß die Wahrheit von Menschen ganz frei und unabhängig ist; daß Keiner im Stande ist, sie dem Suchenden vorzuenthalten; daß Der, der sie erkannt hat, bei ihrem eigenen Lichte wandelt und nicht irren kann, so er von diesem Führer nicht muthwillig weicht.“ —

Bedeutender für Forster und für seine Zukunft verhängnißvoll war das gastliche Haus des Professors Heyne. Seit sechzehn Jahren war es mehr und mehr der Vereinigungspunkt für ausgezeichnete Männer und junge, aufstrebende Talente geworden. Heyne's Persönlichkeit übte eine mächtige Anziehung nicht blos durch umfassende Gelehrsamkeit, Geist und Geschmack, sondern auch durch zartes Gemüth, milde, schonende Gesinnung und feines, anständiges Benehmen. Sohn eines armen, aus Schlesien nach Chemnitz geflohenen Leinwebers, hatte er auf den Schulen und in den drückenden Lagen, in die der Siebenjährige Krieg ihn versetzte, sich mit Noth und Mis-

geschick herumschlagen müssen, und auf dem mühsamen Wege seines Unterkommens „Menschen zu ertragen und zu gewinnen" gelernt. Wodurch er so allgemein anzog und einnahm, war sein vermittelnder Geist und Sinn. Mit dem Bestreben, das römische und griechische Alterthum in die gebildeten Kreise der Gesellschaft einzuführen und Deutschland mit den ausgezeichnetsten Werken der Engländer und Franzosen bekannt zu machen, mit diesem Humanismus in der Literatur verband Heyne die liebenswürdigste Humanität im Leben — schonend, versöhnend in Meinungen und Kämpfen, ohne Vorurtheil in philosophischen und kirchlichen Lehren. Als Mann von Einsicht und Charakter, verdient um den Aufschwung der Universität, um die Förderung der literarischen Anstalten und Einrichtung der großen Bibliothek in Göttingen durfte er sich für anerkannt und geschätzt halten, und genoß durch seine Bemühungen zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften und zur Bildung von Lehrern im Geiste des neuen Lebens eines ausgebreiteten Ruhms.

Heyne war damals 50 Jahre alt und seit kurzem zum zweiten mal verheirathet mit einer Schwester des nachmals als Publicist und Staatsmann bekannt gewordenen Ernst Brandes in Hannover. Seine Tochter erster Ehe, Therese, kam in demselben Jahre 1779 aus einer hannoverischen Pension zurück, 15 Jahre alt, und von der Stiefmutter als jüngere Freundin aufgenommen. Therese war ein stark und blühend heranwachsendes Mädchen, unter ernster Haltung eine lebendige, leidenschaftlich erregbare Natur. Im Verkehr mit edeln Jünglingen und würdigen Männern des väterlichen Kreises bildete sie sich

immer mehr zu jener Selbständigkeit im Denken und Unbefangenheit im Benehmen, auf die es schon die Umstände ihrer frühesten Kindheit angelegt hatten. Ihre Mutter, kränklich und schwermüthig, ließ nämlich das Kind ohne Aufmerksamkeit, ja ohne Gespielen im engen Haus und öden Gärtchen gewähren. Von dem zwei Jahre ältern Bruder lernte sie lesen, und blieb übrigens ohne Unterricht. Aber sie athmete in der gelehrten, geistvollen Umgebung des Vaters. Aus dem Spieleckchen des Zimmers hervor lauschte die Kleine dem jungen Dichter Bürger, den beiden Grafen Stolberg und andern talentvollen Studenten, die ab- und zugingen. Später hörte sie Herder'n, während des kurzen Aufenthalts einer erwarteten Anstellung in Göttingen, der Mutter den „Messias" Klopstock's vorlesen, den jungen Dänen Balle ihr den Homer übersetzen, und der Vater pflog über Tische belehrende Unterhaltung mit dem Töchterchen.

Bald nach ihrer Rückkehr aus der Pension brachte Therese Heyne ein paar Mädchenjahre in Gotha zu, wo sie auch ihre innigste Mädchenfreundschaft schloß. So gerade in der interessantesten Zeit ihrer Entwickelung der ruhigen Beobachtung Forster's entzogen, scheint sie den angenehmen Hausfreund erst in der letzten Zeit seines kasseler Aufenthalts mehr überrascht als allmälig eingenommen zu haben. — —

Dieser Verkehr mit Göttingen zog unsern jungen Professor, wie es scheint, mehr an als das innere Leben in Kassel. Seine Briefe wenigstens, sonst voll traulicher Ergüsse gegen Jacobi und seinen Vater, enthalten außer dem Lobe *der schönen Gegend fast* nur Klagen über die

geringe Theilnahme der Kasseler an der Literatur. Sonst findet man wol die Professoren an den Erholungs- und Vergnügungsplätzen; Forster gedenkt aber nicht einmal der lockenden Spazierläufe nach Spickershausen über der nahen hannoverischen Grenze, wo die in Kassel verfolgten Kaffeemühlen noch laut und lustig knarren durften. Denn der Landgraf gehörte zu jenen deutschen Fürsten, die den alten Fritz auch in dessen Kaffeeverboten nachahmten; nur daß dieser das Kaffeetrinken eigentlich steuerbar — der Landgraf aber nur strafbar machte, um nach damaliger Finanzpolitik kein Geld aus dem Lande zu lassen.

Das damalige Leben in Kassel wäre überhaupt ein anziehender Gegenstand der Beobachtung für einen Mann wie Forster gewesen, hätten nicht Sorgen und Anliegen anderer Art sein Gemüth eingenommen gehabt. Es war ein eigenthümliches Leben am Hofe des Landgrafen. Infolge seines Uebertritts zur katholischen Religion hatte sich seine Gemahlin, eine Tochter Georg's II. von England, mit den drei Söhnen von ihm getrennt. Der Landgraf, human, für den Umgang mit heitern, fröhlichen Menschen gestimmt, lustig und guter Dinge im Genusse des Lebens, wenn auch nicht ohne Grillen und Chimären im Denken und Glauben, war von italienischen Priestern umgeben, die ihn in dem Einen und Andern nicht störten.

Mit Ernst und mit Aufwand betrieb er die Angelegenheiten des Museums, der Bibliothek, der Sternwarte, der Oper, des französischen Theaters und seiner Antiquitätensammlung. Er sah gern Gelehrte und *Männer von Talent* um sich, zog sie an seine Tafel und

gefiel sich in ihren Augen als Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften.

Nach dem Tode seiner Gemahlin versuchte es der Landgraf, obgleich ein Funfziger, mit einer zweiten Heirath. Er nahm die junge Prinzessin Philippine von Brandenburg-Schwedt. Diese neue Landgräfin, schön, reizend, war in keiner allzu tugendhaften Umgebung aufgewachsen und brachte einen neuen Ton und Schwung in das Hofleben, das schon bisher, wenn auch ohne den Schmuck und Reiz einer Fürstin, doch eben nicht zu den trübseligen gehört hatte. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen noch zu. Kleine Spiele dehnten die lustigen Abende bis in die tiefe Nacht und über das schlafengehende Podagra des Landgrafen hinaus.

Die Fröhlichkeit endigte mit einer Scheidung des fürstlichen Paars, und Philippine heirathete später ihren Oberstallmeister von Wintzingerode.

Doch auch seitdem mag es am Hofe des Landgrafen nicht gerade auf ein durchaus bußfertiges und erbauliches Leben abgesehen gewesen sein. Dies geht aus einer Aeußerung Forster's in seiner damaligen sittlichen Strenge hervor. „Tugend wohnt an unserm Hofe nicht", schrieb er an Jacobi, „und wie könnte ich nur den Anschein haben, einen Menschen zu ehren und zu lieben, der sie mit Füßen tritt? Ich glaube Alles gethan zu haben, wenn ich Ehre gebe, dem Ehre gebührt; aber man fodert mehr, und ich kann nicht schmeicheln."

Besuche.

Wir gehen hier in jene Kreise des kasseler Lebens nicht tiefer ein, als sich Forster selbst davon berühren ließ. Anziehender war ihm eine neue persönliche Bekanntschaft, die er im ersten Jahre seiner Anstellung machte. Anfang September 1779 erhielt er Besuch von einigen Fremden. Da sie aus Weimar kamen, fragte er bei einem derselben nach Goethe. Der Befragte war es selbst. Unser Professor wurde in Beschlag genommen und aß mit ihnen zu Nacht in der Stimmung seiner aufgeregtesten Freimüthigkeit. Goethe war sehr ernsthaft, fragte viel nach den Südländern, über deren Einfalt und kindliches Wesen er sich freute, hielt sich aber, sobald der Oberforstmeister von Wedel ins Wort fiel, zuhörend zurück. Des andern Tags, während die Fremden sich den weißensteiner Park — Wilhelmshöhe — besahen, erfuhr Forster, daß dieser Oberforstmeister Niemand anders als der Herzog sei. Er war nun froh, daß ihm in seiner gesternabendlichen Lebhaftigkeit keine Sottise entschlüpft war, meinte aber, es habe Goethe'n gewiß Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über seine Treuherzigkeit nicht „loszuprusten". Er

brachte die Reisenden noch in die Kunstkammer und zu den Alterthümern des Landgrafen. Auf dem Rückwege zum Gasthof ließ Forster, an Goethe's Seite, seiner Verehrung für Jacobi freien Lauf, ohne zu wissen, daß dieser auf den Dichter, von dem er sich verletzt glaubte, damals sehr ungehalten war. Goethe hörte ihm gedankenvoll, aber mit Theilnahme zu, und gab nur, als Forster sich über den „Woldemar" aus überfließendem Herzen ergoß, dann und wann sein lakonisches, trockenes Ja darauf. Der erste Theil ist nunmehr gedruckt, bemerkte er zuletzt.

Vom zweiten sind Bruchstücke im „Museum" mitgetheilt, antwortete Forster.

„Daß er doch nicht hat warten können!" rief Goethe. „Warum Bruchstücke? Konnt' er's nicht ersparen, bis der Theil ganz fertig gewesen wäre?"

Diese flüchtige Misbilligung ausgenommen, äußerte sich Goethe nur freundlich über Jacobi. Er nannte ihn beim altvertraulichen Namen Fritz, und trug nach eingenommenem Mittagsmahl, bei ihrer Abfahrt nach Darmstadt, Forster'n wiederholt auf ihn zu grüßen.

Der Herzog hatte Forster'n gefallen, als ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel wisse, sehr einfach sei und gescheite Fragen thue. Für einen zweiundzwanzigjährigen Fürsten, der seit vier Jahren sein eigener Herr war, fand Forster viel mehr in ihm, als er erwartet hätte. Goethe'n, damals in dem schönen Alter seines dreißigsten Jahres, bezeichnete er seinem Vater als einen gescheiten, vernünftigen, schnellblickenden Mann, der wenig Worte mache, gutherzig, einfach in seinem Wesen. „Pah!" rief er aus, „Männer, *die sich aus dem* großen Haufen auszeichnen,

sind nicht zu beschreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben; er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann." Keinen Augenblick fand Forster den Dichter in jener ausgelassenen Laune, die ihm Goethe's Freund Berisch in Dessau geschildert hatte.

Und — sonderbar genug! Kaum war Faust den Kasseler Berg hinab, als Mephistopheles hinter ihm herkam — Kriegsrath Merck, auf seiner Rückreise nach Darmstadt, wohin ja Goethe — freilich, um genau zu erzählen, zwei Monate früher — voraus war. Merck, von Lichtenberg seinem Freund empfohlen, sprach bei Forster'n ein, der aber, wie er an Jacobi schrieb, keine Zeit fand, ihm den Teufel anzusehen. Doch fühlte er sich durch Mittheilungen Jacobi's in einem folgenden Briefe zu dem Ausrufe veranlaßt: „Warum gibt es Menschen in der Welt wie Merck? Ich kann sagen, mir schaudert."

Jacobi war durch Forster's Mittheilungen über Goethe's Besuch an ihren Zwist erinnert worden, über den er nicht so heiter wie der Dichter hinwegkommen konnte. Man fühlt es Forster's Briefen an, wie sehr er von des verehrten Mannes Empfindlichkeit und Schwäche betroffen war, und obgleich er sich sagte, Zwietracht stiften sei auch ein Geschäft für die Welt, so zog er es doch vor, den verstimmten Mann zu Muth und Erhebung anzumahnen. Bei dieser Gelegenheit kam er auch auf den literarischen Parteigeist in Deutschland zu reden. Er erblickte in demselben eine Krise zu großen Veränderungen, nicht blos in der gelehrten, sondern auch in der theologischen und poli-

tischen Welt, eine Krise, die er bei allem Hang seiner Seele zur Ruhe herbeiwünschte, auf die er große Hoffnungen gebaut hatte.

Hinter solchen Besuchen und Erörterungen trat gleich wieder der alte Kummer hervor, der ihn noch immer nicht verlassen wollte. Die Lage seines „bedrückten und doch nicht verdienstlosen Vaters" lastete schwer auf ihm; das Verlangen, ihn, „die kranke, tugendhafte Mutter, die schuldlosen Geschwister" endlich in Ruhe zu wissen, war so lebhaft in seinem Herzen, daß er nur mit dem Aufgebot aller vernünftigen Grundsätze sich der Anfechtungen von Schwermuth und Menschenhaß erwehren konnte. Wie gern hätte er ein paar seiner Schwestern zu sich genommen; allein sein jetziges Einkommen ertrug es noch nicht, ob ihm gleich die Wonne, mit ihnen zu sein und ihres Umgangs zu genießen, größerer Leiden werth schien, als er bisher noch zu erfahren gehabt.

Wie wir wissen, hatte Forster in Kassel und in Dessau Geld für seinen Vater empfangen. Aber es hatte nicht weit gereicht. Seitdem war der bekümmerte Sohn „im Gefühl eigenen Unvermögens, und weil Noth kein Gebot kennt", mit großer Selbstverleugnung wiederholt beim Könige von Preußen eingekommen und hatte die königlichen Schwestern, Prinzessin Amalia und Herzogin von Braunschweig, ja den Herzog selbst und den Prinzen Karl von Hessen um Vermittelung und Fürsprache angegangen. Durch Abt Jerusalem erhielt er gute Zusagen des Herzogs, und durch Herrn von Catt, den Vorleser des Königs, einige Aussicht auf die Anstellung in Halle. Endlich war es soweit gekommen, daß sein Vater, haupt-

sächlich durch den Herzog Ferdinand — „einen der besten Menschen und nebenher auch Fürsten", wie ihn Forster bezeichnet — mittels einer ansehnlichen Rimesse aus dem Labyrinth gezogen wurde: die londoner Gläubiger wurden befriedigt und die Professur der Naturgeschichte in Halle angeboten. Da setzte der Tollkopf den alten Eigensinn oder Hochmuth auf und wollte, pochend auf seine gerechten Foderungen an die englische Krone, nichts davon hören, daß er edeln und großmüthigen Seelen in Deutschland etwas kosten solle. — Doch scheint er sich bald eines Bessern besonnen zu haben; denn nicht lange darauf hatte er Kingsbench verlassen und traf Anstalten zu seinem Ueberzug nach Halle.

Forster beschloß sein erstes kasseler Jahr mit einer kleinen Druckschrift, die im Spätherbst erschien: „Leben Dr. Wilhelm Dodd's." — Er hatte sie schon vor zwei Jahren, gleich nach der Hinrichtung dieses englischen Geistlichen, auf Verlangen des Verlegers binnen 14 Tagen geschrieben und war sehr ungehalten über die Verzögerung der Herausgabe, ohne daß ihm eine nochmalige Ueberarbeitung der „Scharteк", wie er sie nannte, war vergönnt gewesen.

Es ist die interessante Lebensgeschichte eines unglücklichen Geistlichen, dem zu einer hübschen Gestalt und einnehmendem Aeußern eine leidenschaftliche Neigung für das andere Geschlecht gegeben war — eine Erzählung, die sehr anziehend entwickelt, wie des jungen Mannes früher Hang zu Zerstreuung und Wohlleben an seinem lebhaften und begabten Kopfe leider einen allzu bereitwilligen Vermittler findet, bis er selbst in die Schlinge des Hen-

ters fällt. Jacobi nannte diese Geschichte lehrreicher, insonderheit für unsere Zeit, als irgendein Dichter sie hätte ersinnen können, und gestand, daß er in Betracht der Jugend des Verfassers bei mancher Stelle vor Verwunderung gestutzt habe.

Allerdings sticht in der für das Volk bestimmten Darstellung das Moment der moralischen Belehrung etwas stark und zuweilen jugendlich hervor. Doch bleibt es bei der klaren, angemessenen und anmuthigen Sprache dieses Lebensgemäldes immer erstaunlich, daß auch schon des jungen Forster's Feder, die doch öfter auch ins Französische und Englische tauchte, in seinen deutschen Schriften so rein und richtig fließt und niemals eine fremdsprachliche Wendung in ihrer Spule zurückbehält.

Oekonomie und Philosophie.

Der Frühling des Jahres 1780 ließ sich für Forster'n mit guten Aussichten auf Verbesserung seiner Lage und auf muntere literarische Thätigkeit an. Der Landgraf bewilligte ihm, mit Uebertragung der Aufsicht über das Naturaliencabinet, 100 Rthlr. Zulage. Dies Cabinet, eines der magersten, das sich denken ließ, war von Forster's Vorgänger in größter Unordnung hinterlassen worden; es diente aber dem Landgrafen zur Unterhaltung. Er besuchte es täglich, und Forster ward bald genug inne, daß es zu diesem Amt gehörte, dem Fürsten einen Theil seiner Langeweile zu vertreiben.

Literarisch erschien von ihm zunächst freilich nur früher Geschriebenes. Das zweite Stück des „Göttinger Magazin" brachte Cook's Leben, zwar von Lichtenberg verfaßt, aber dem Inhalte nach fast gänzlich von Forster, der auch das Bildniß Cook's für sprechend ähnlich erklärte.

Damit es denn aber dem April nicht an Frostgestöber fehle, lief, vom 15. dieses Monats datirt, ein französischer Brief Camper's aus dem Haag ein. Camper war letzten Herbst in Kassel gewesen, ohne Forster'n besucht zu

haben, und dieser, der sich gegen ihn nicht ganz klar fühlen mochte, hatte ihm darüber geschrieben. Nun kam die Antwort, und zwar so derb, als es sich nur immer in gutem Französisch geben läßt. Forster's Haltung auf der Durchreise im Haag, seine Besuche bei Vosmaer, ein diesem mitgetheilter Brief und die Unaufmerksamkeit gegen Männer, denen er Achtung schuldig sei, wurden ihm zum Vorwurf gemacht und sollten als bedenkliche Züge seines Charakters angesehen werden. Camper erklärte ihm geradezu, er schätze seine Kenntnisse, aber Freundschaft messe man einem Manne nicht nach dessen Geist und Wissen, sondern nach moralischer Gesinnung ab. Sobald Forster sich in Betreff seiner behaupteten Ehrlichkeit ausweisen werde, wolle er ihm alle Genugthuung geben, und was dergleichen mehr war.

Forster fühlte sich in den Augen eines so vorzüglichen Mannes zu sehr gedrückt, als daß er sich zu rechtfertigen hätte unterlassen mögen. Und daß er es konnte, geht aus einem, freilich erst im Spätsommer eingelaufenen weitern Schreiben Camper's hervor, worin er sich vollständig befriedigt erklärt, Forster'n um Austausch ihrer Freundschaft und um die Gefälligkeit bittet, ihm von Zeit zu Zeit zu schreiben.

Inzwischen wollte die neue Zulage und Verbesserung seines Einkommens nicht lange vorhalten. Nach kaum neun Monaten finden wir Forster'n in einer Art von Verzweiflung über sein Budget. Einzelne kleine Schuldposten im Belang von 400 Rthlrn. waren ihm, wie kleines Ungeziefer, *am lästigsten*, sodaß er darauf dachte,

eine Summe von 1000 Rthlrn. aufzunehmen, um jene loszuwerden, und nur einen einzigen Gläubiger zu haben. Allein er konnte nur 600 Rthlr. erhalten, was nicht zureichen wollte, Schulden und laufenden Bedarf befriedigend auszugleichen. Er enthielt sich nicht, gegen Jacobi zu klagen, nur um seiner Bedrängniß etwas Luft zu machen. Statt des erwarteten Raths erfolgte das Anerbieten eines jährlichen Vorschusses von 25 Pistolen zu häuslicher Erleichterung. Anfangs lehnte Forster diese Herausfoderung der Freundschaft auf Pistolen gerührt ab, weil er, wenn auch sich damit erleichtern, doch seiner Plage kein rechtes Ende machen könne.

Man sieht, wie schwer es dem Freunde ward, zu wirthschaften, seine einzelnen Ausgaben zu messen, und mittelst einer Verbesserung seiner Einnahme kleine Schuldposten nach und nach abzutragen. Diese waren so unvermerkt aufgewachsen, bis sie ihn quälten; nun erfaßte ihn die Ungeduld, sie auf einmal loszuwerden. Gerade so hatte er sich einst in die warringtoner Pastetchen hineingegessen. Und gerade so nahm er auch wieder, laut seines Briefes an Jacobi — „da, wo menschliche Hülfe nicht zureichen wollte, zum alten Gottvertrauen seine Zuflucht und machte die alte Erfahrung, daß, je mehr der Sturm sause, desto ruhiger Alles in seiner Seele werde, — ein Vorbote heitern und sanften Wetters".

In der That folgte diesen Vorboten guten Wetters bald darauf, um die Mitte des Jahres 1781, eine heitere, weite Aussicht, nämlich — nach Mitau, wohin Forster einen Ruf an das akademische Gymnasium als Professor der Philosophie erhielt. Das Anerbieten schien sehr vor-

heilhaft: für wöchentlich vier Stunden Vortrag wurden 400 Species, nebst einem gewissen Deputate an Weizen und Korn, einem fetten Ochsen und Matrikelgeldern geboten. Zur Reise waren 100 Dukaten ausgesetzt, und mit Einem Worte, allerlei Annehmlichkeiten seiner Lage in Aussicht gestellt. —

Die erledigte Stelle war bisher von jenem Herrn Stark besetzt gewesen, den Forster von der Petrischule in Petersburg her kannte und der nun als Oberhofprediger nach Darmstadt ging. Es galt also bei Forster's Berufung um keine Professur für Wissenschaften, die im weitern Sinne zur philosophischen Facultät gerechnet werden, sondern um Vorlesungen über eigentliche Philosophie. Niemand stand aber Dem, was Schulphilosophie heißt, entfernter als unser Forster. Betrachten wir dies Verhältniß mit ein paar Worten, um einen Blick in Forster's Denkungsart zu thun!

Forster's Schule hatte, wie wir gesehen, keine philosophische Classe gehabt. Die sogenannten philosophischen Collegien, die er als lehrender Knabe in Warrington nebenher mitnahm, sind wol nicht in Anschlag zu bringen. Philosophie kümmerte ihn auch nicht, als besonderes Studium, wenn er zuweilen von Kassel aus die Universität Göttingen besuchte. Hier ward überdies auch eigentliche Philosophie gar wenig getrieben. Prosa und Praxis galten, und Heyne selbst suchte sein schönstes Verdienst darin, das Alterthum auf geschmackvolle Weise dem modernen Leben anzueignen. Solche Studien und Bestrebungen lockten damals nach dem berühmten Göttingen, bis *Poesie und Philosophie* eine Nationalsache wurden,

und Jena als leuchtender Herd der neuen Bildung die Jugend anzog und das alte Göttingen in Schatten stellte.

Doch ohne Schule und Schulphilosophie war Forster von Natur zum praktischen Philosophen angelegt und dazu getrieben, die vereinzelten Erscheinungen der Welt, die er mit scharfen Sinnen erfaßte, zu bedenken, nach ihren Gesetzen zu forschen, ihre Beziehungen zueinander zu ermitteln, die Bestimmung des Menschen und das Glück der Gesellschaft zu ergründen, und mit den uns verliehenen Kräften die Welt als ein Ganzes zu fassen, sie aber auch gegen das Uebersinnliche zu begrenzen. Das Speculative war nicht für ihn da; das heißt, er wollte nichts davon wissen, fast möchte man sagen — er hielt es sich vom Leibe.

Um diese Zeit erschien Kant's „Kritik der reinen Vernunft"; Forster aber, obgleich er noch in Kassel eine große Umwandlung im Denken bestand, war doch schon zu tief in sein Interesse am Wirklichen, in seine naturwissenschaftlichen Studien eingefahren, um der gewaltigen Umgestaltung und Steigerung des philosophischen Gedankens, die jenes ewige Werk anregte, so leicht zugänglich zu sein. Die Kant'sche Forschung mußte erst durch ihre Wirkung auf die Welt und Wissenschaft ein Gegenstand der Erfahrung für ihn werden, ehe sie ihn anzog.

Wo er jetzt noch von philosophischen Schriften entzückt wird, sind es immer solche, die von der philosophischen Profession als philosophisch nur belächelt werden — gemeinverständliche, edle, auf das Leben der Natur und der Menschheit gerichtete, Herz und Sinn erhebende Erörterungen. In dieser Richtung finden sich denn auch in

Forster's Schriften zahlreiche Stellen, die zum Edelsten und Herrlichsten gehören, was wir in unserer Literatur an Gedanken des Herzens besitzen. Hier aber müssen wir einige seiner zu verschiedenen Zeiten gemachten Aeußerungen über Philosophie zusammenstellen, um zu prüfen, ob wir ihn auf dieselben hin für den philosophischen Lehrstuhl zu Mitau zum Doctor promoviren können.

„Ich habe nie eine Logik gelesen und gehört, nie eine Metaphysik und Naturrecht. Alles, was ich davon weiß, ist wahrhaftig nicht viel mehr als bloße Empfindung" — schrieb er einmal an Jacobi, und ein andermal:

„Ich mag von den Herrlichkeiten der Philosophie mehr nicht wissen, als was zu meinem Frieden dient." — — „Philosophen und kein Ende! Mich dünkt die Herren schwächen ihr Empfindungsvermögen, indem sie ihre Vorstellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen sie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreschen ewig Stroh. Der Weise sucht Weisheit — nicht leeres Wort, sondern lebendige Gotteskraft, nahrhafte Lebensspeise, und wenn er sie findet, wo die Welt sie nicht des Aufhebens würdigt, so ist des Frohlockens in seiner Seele kein Ende."

Und an Sömmerring schrieb er noch einige Jahre später:

„Wenn mich etwas aus der Fassung bringen und zum Aerger treiben könnte, so ist's gerade dies, daß die Metaphysiker ihre Subtilitäten und Wortkämpfe, wenn sie sich auch herauszuwinden und ihnen das Ansehen eines Zusammenhangs anzudichten wissen, doch alle mal so *verzweifelt abstract machen* und so dunkel, über gewöhn-

liche Faßlichkeit hinaus, daß unter einer Million Menschen kaum Einer ist, der sie wahrhaft faßt und versteht, — und daß sie nun doch behaupten wollen, vom Glauben an ihre Lehren hingen Glück der Staaten und Seligkeit der Menschen ab." —

Hiernach könnte doch Forster, wie uns scheint, nur mit dem größten Opfer seiner alten wissenschaftlichen Ueberzeugung und mit ganz neuen Studien die wünschenswerthe Verbesserung der 400 Species und den Genuß des fetten Ochsen in Mitau versuchen. Er scheint dies auch selbst bald erkannt zu haben. Wenigstens kam ihm gleich der Gedanke, den auswärtigen Ruf als Mittel zur Verbesserung seiner kasseler Lage zu benutzen. Wäre nur Eins nicht so verlockend gewesen: die kleine Weltfahrt, die mit 100 Dukaten Reisegeld in die Junggesellenwohnung winkte! Auf solchen Kreuzwegen zwischen Haus und Welt wurde Forster leicht, wenn auch nicht zum Philosophen, doch ein wenig zum Sophisten. „Wenn ich wenigstens hinreiste, — wäre es nicht Nahrung für meinen thätigen Geist?" — schrieb er vertraulich an Jacobi. Doch ehe er mit sich selbst ganz einig wurde, zerschlug sich die Sache, und ihm war am Ende, wie er selbst gestand, eine kleine Zulage in Kassel lieber als in jener Ferne ein glänzendes Gebot. Er bezog jetzt 800 Thaler Gehalt. Ueberdies verstand sich nun auch der Landgraf zu dem von Forster früher gewünschten unverzinslichen Vorschuß zur Deckung der Schulden, sodaß der vergnügte Professor nun vollkommen Ursache zur Zufriedenheit mit seiner Lage zu haben glaubte.

Diesen hohlen Ruf nach Mitau, der wenigstens eine *klingende Verbesserung* der Umstände Forster's veranlaßte,

können wir als etwaiges Vorzeichen einer spätern folgereichen Berufung nach jener Richtung hingestellt sein lassen. Aber den Namen Stark wollen wir einen Augenblick festhalten. Es war jener in allen geheimen Gesellschaften damaliger Zeit thätige Mann, der bald genug des heimlichen Katholicismus verdächtig, nach seinem Tode als lutherischer Oberhofprediger zu Darmstadt in seinem verkappten römischen Jesuitismus wirklich erkannt wurde. Es liegt etwas Ironisches darin, daß Forster an dessen Platz eingeladen wurde, — er selbst damals in einem geheimen Irrthum, in einer später oft und schmerzlich bereuten Täuschung und Schwärmerei begriffen. — Wir müssen diese wichtige Periode der Entwickelung unsers Freundes etwas näher betrachten. Es war freilich ein verborgener Proceß, der größtentheils errathen werden muß.

Verirrung.

Schon durch die von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten scheint Forster, in der Weise, wie ein leidendes Glied des Körpers die Einflüsse der Atmosphäre leichter aufnimmt, für gewisse Geheimbestrebungen jener Zeit empfänglicher gewesen zu sein. Bekanntlich kamen kurz nach Aufhebung der Jesuiten andere geheime Orden und Bündnisse in Aufnahme und beschäftigten die Köpfe der Zeitgenossen. Das deutsche Gemüth scheint immer einen oder den andern dämmerigen Schlupfwinkel nöthig zu haben, wohin es sich gegen äußern Druck rette. Gegen seine landesväterlichen Tyrannen suchte man damals geheime Gesellschaften und Naturgeheimnisse auf, wie man sich später unter der Fremdherrschaft der Franzosen in die speculative Philosophie und in die romantischen Dämmerungen der Poesie flüchtete.

Zu jenen Verbindungen gehörte der Bund der Rosenkreuzer, der anderthalb Jahrhunderte früher durch mancherlei Schriften aus seinem alten Dunkel hervorgetreten, aber bald wieder in Vergessenheit gefallen war. Unter dem Aushängeschild einer Verbesserung der Kirche

und Begründung der öffentlichen Wohlfahrt verdeckten die geheimen Bekenner mit ihren Schurzfellen und wunderlichen Symbolen oft nur das Kohlenfeuer der Alchymie, in deren Kesseln und Retorten die unedeln Metalle sich in reines Gold läutern sollten. Eine sich immer wieder erneuernde Verlockung! Denn schon in den ältesten Zeiten, so früh der Mensch dazu kam Metalle zu gießen und zu mischen, bestrebte man sich ein Mittel zu entdecken, um gemeines Metall durch stufenweise Veredelung in Gold zu verwandeln. Lehrte doch jene Urzeit auch schon eine allmälige Läuterung unsers übersinnlichen Wesens durch Seelenwanderung. Man forschte nach der Substanz des Alllebens; es galt um irgendein Mittel, das durch den in ihm enthaltenen Urstoff aller Materie — die Hyle — jeden Körper in seine Urbestandtheile aufzulösen vermöchte.

Diesem „Stein der Weisen" sollte zugleich die Kraft beiwohnen, allen Krankheitsstoff aus dem Menschen zu entfernen. Natürlich wollte man, um des Goldes froh zu werden, das man so reichlich zu gewinnen hoffte, auch gesund, womöglich unverwüstlich sein, und jedenfalls lange leben auf Erden.

Indeß war es dies nicht allein: eine ganze Sippschaft von Schwärmereien, Gaukeleien und Gaunereien zigeunerte in Deutschland. Wir begnügen uns, mit einigen bekannten Namen an diese verschiedenen Bestrebungen zu erinnern.

Um die Zeit als Forster nach Deutschland herüberkam, war Pater Gaßner noch ganz bei der Hand mit Wundercuren, und trieb in Baiern Teufel aus, die doch immer

wieder dahin zurückgekehrt sind, ja in neuester Zeit von lutherischen Gottesmännern förmlich wieder installirt werden. —

Mit ihm stand Lavater in Verbindung und gab sich selbst mit protestantisch=wunderbarem Gebet ab. Zu gleicher Zeit wurden auch denkende Männer von Mesmer's magnetischer Materie angezogen.

Um das umfassende Treiben der Illuminaten, dieser jesuitischen Gegenfüßler der Jesuiten, zu übergehen, gedenken wir noch des Grafen St.=Germain, der ein Lebenselixir besaß, durch welches er selbst schon 300 Jahre alt war. Und wenn er nebenher auch noch Diamanten machen konnte, so blieb dagegen dem Kaffeewirth Schröpfer, ungeachtet seiner überirdischen Verbindungen, nichts übrig, als hienieden Bankrott zu machen und sich mittelst einer Kugel zu seinen Geistern zu retten.

Doch auch solche Enthüllungen des unglaublichsten Betrugs brachten die Schwärmerei nicht zur Besinnung, obgleich sie doch in den höhern und gebildeten Kreisen grassirte und selbst Prinzen und regierende Herren beherrschte. All diese Geheimnißkrämerei und selbst die Langeweile beförderte das Clubwesen und bildete so jene Wachszellen aus, worin demnächst die Revolution ihre Eier brüten konnte.

Daß ein so allgemein herrschendes, schleichendes Fieber seine Ansteckung auch nach Kassel verbreitet habe, läßt sich bei der krankhaften Mischung der dortigen Atmosphäre, besonders der Hofluft, leicht denken. Um diese Vermuthung zu bekräftigen, treten auch am landgräflichen Hofe *so räthselhafte* Charaktere und wunderliche Persönlichkeiten

auf, wie solche überhaupt jene Jahrzehnde mysteriöser Bestrebungen bezeichneten.

Ein solcher lebendiger Schriftzug war jene bettelhafte französische Marquise, deren Erscheinung zu Kassel im Sommer 1782 Forster'n interessirte. Witwe eines spanischen Granden, galt sie für unermeßlich reich, bis sie auf eine Pension des Landgrafen Jagd machte und zur Augustmesse eine goldene Dose von 150 Louisdor an Werth annahm. Diese siebzigjährige alte Hexe war gekommen, dem Landgrafen einige Geister zu zeigen, erklärte ihn aber für nicht fromm genug, vom Teufel in körperlicher Gestalt versucht zu werden. Sie war von einem alten Franzosen begleitet, einem halben Narren und Taschenspieler, der den Leuten erzählte, daß die heilige Dreifaltigkeit zur Taufe jener Alten herabgekommen sei. Beide gingen eigentlich darauf aus, den Leuten den katholischen Glauben beizubringen und Besessenen den Teufel auszutreiben. Zu seiner Empfehlung erzählte der alte Herr mit feierlicher Ausschmückung, wie er in Paris eine Frau vom bösen Geiste wirklich befreit habe. Er legte ihr nämlich seine Hand auf die Brust, worauf sich der Teufel alsbald abwärtsflüchtete. Er aber folgte ihm mit der Hand und trieb ihn aus einer Verschanzung in die andere hinab, bis dem beängstigten bösen Geist kein anderer Ausweg blieb, als wo ihn der Beschwörer in einem bekannten schnell ergriffenen Topfe einfangen konnte.

Wie Forster zu jener geheimen Verbrüderung gekommen, ersehen wir aus einem, nach seinem Austritt geschriebenen Briefe an Heyne vom 28. September 1786. „Ich bin selbst *durch die Freimaurerei* mit den Rosen-

kreuzern genau bekannt geworden", gesteht er, „und weiß am besten, was sie Uebles wirken. In Kassel hat mir die Erfahrung, die ich über diesen Punkt einsammeln mußte, manchen Tag und manche Stunde geraubt." — Wie weit er aber verwickelt gewesen, läßt sich aus einzelnen Andeutungen im Briefwechsel und aus den von Sömmerring hinterlassenen Papieren nicht genau ermitteln. Soviel ist aber gewiß, daß beide Freunde, Forster und Sömmerring, eingeweiht waren. Unzufrieden mit der Maurerei und mit Dem, was sie von den Brüdern erlebten, suchten sie nach reichern und reinern Geheimnissen — Beide durch fromme Erziehung gläubig und selbst durch ihre exacte Wissenschaft auf Wunder und Wandlungen in der Natur hingewiesen. Auch bekennt Forster, wie verlockend für ihn die Eitelkeit gewesen sei, „den großen Zusammenhang des Schöpfungsplans zu übersehen, und als Vertrauter der Geisterwelt und selbst ein kleiner Halbgott den verborgensten Naturkräften zu gebieten".

In solchem schwärmerischen Drange nach unbegrenztem Wissen bekräftigt man sich leicht durch theilnehmende Freunde. Doch scheint es in Kassel auch nicht an Männern der höhern Gesellschaft gefehlt zu haben, die verlockend oder verführend wirkten. Selbst der Curator des Karls-Collegiums, der Minister von Fleckenbühl, genannt Bürgel, scheint dem Bunde angehört zu haben, und eine Andeutung Sömmerring's in seinem Tagebuche von 1780 — daß er sich mit Major von Canitz über den Rosenkreuzerbund viel unterhalten habe, läßt noch mehr solche Verbindungen vermuthen. So führen auch Aeußerungen Forster's auf Mauvillon, den wir schon unter seinen kasseler

Bekannten kennen gelernt haben. Dieser lebhafte Kopf steckte in allen geheimen Verbindungen jener Zeit, und aus seiner nachmaligen Freundschaft mit dem bekannten Grafen Mirabeau läßt sich auf verwandte revolutionäre und moralisch ungebundene Denkungsart schließen. Er haßte wie dieser die Fürsten, an deren Höfen der ehrgeizige Mann eben keinen Platz fand, und legte als Republikaner seinen aristokratischen Ton und Geschmack nicht ab. Er war jedenfalls ein Mann, der Forster'n, wenn er ihn etwa zu dem Geheimbunde mit verlockt hatte, auch durch seine moralische Gesinnung am ehesten wieder zur Besonnenheit bringen mußte.

Als Naturforscher mögen beide Freunde, Forster und Sömmerring, besonders bei den alchymistischen Tiegeln der Rosenkreuzer und den Versuchen zur Gewinnung der Goldtinctur bemüht gewesen sein. Wir haben Grund zu vermuthen, daß sie solchen Versuchen, oder den betrügerischen Adepten derselben, nicht unbedeutende Opfer gebracht haben. Zeitverluste gesteht Forster brieflich ein, und hiermit hängt es zusammen, daß er und Sömmerring gerade in jenen Jahren sowenig für die Literatur zustande gebracht haben. Von diesen doppelten Verlusten rühren ohne Zweifel auch die öftern Geldverlegenheiten und Schulden Forster's her, die ihn dann freilich immer wieder zu den versprechenden Schmelztiegeln trieben. Und wenn wir hierin nur das alte Vertrauen zu rettenden Mächten erblicken, so können wir es umsomehr entschuldigen, als wir finden, wie selbst der kalte und scharfe Denker Lichtenberg sich mit demselben Aberglauben mehr befaßte, als daß er etwa blos die Krallen des Spotts, mit denen er

sonst so gern auf die Verkehrtheiten der Menschen schlug, von den heißen Retorten der Goldmacher zurückgehalten hätte. Im September 1782 setzte er Forster'n durch die ernstliche Mittheilung in Staunen, daß ein Dr. Price in England vor einer Anzahl sachverständiger Richter Quecksilber in wirkliches Gold verwandelt und Proben davon dem König vorgelegt habe. Er gab das Nähere der Mischungsmengen an, worauf Forster an seinen Vater mit dem bedeutsamen Ausrufe schrieb: „Ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll!"

Lichtenberg verhehlte auch in Betracht solcher Dinge seine Philosophie nicht. „Ich bin sehr abergläubig", schrieb er einmal an Forster; „allein ich schäme mich dessen gar nicht, sowenig, als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde stillstehe. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, die dieses corrigiren kann."

Aber nicht blos die Goldtinctur, auch Ermittelungen aus der Region der Unsterblichkeit durch Verkehr mit den Abgestorbenen gehörte zu den Bestrebungen des Rosenkreuzerbundes, und unsere Freunde glaubten auch an diese Möglichkeit. Solche Mysterien verbinden sich gewöhnlich mit religiösen Weihen. Sich mit überirdischen Mächten und mit Gott selbst in Verbindung zu setzen, dienen feurige Gebete, und diese zu erregen und zu steigern, gehört mit zu den Weihen. Welch großes Vertrauen Forster schon früh zu der Macht des Gebets hegte, ist uns aus seiner Knabenzeit bekannt, und die ihm damals bescherte Guinee hatte seinen Glauben auf lange, ja bisjetzt, gegen allen Grünspan von Zweifeln vergoldet.

In dieser Kapelle des Geheimbundes, oder vielleicht auch in der alchymistischen Küche war noch ein berühmter Mann unter den Vertrauten und — Bethörten: der berühmte Geschichtschreiber Johannes Müller. Er war vom Minister von Schlieffen an Dohm's Stelle nach Kassel berufen worden, und im Mai 1781 dahin gekommen. Obgleich nur zwei Jahre älter als Forster und wie dieser ein Pfarrerssohn, nämlich aus Schaffhausen, fand er bei unserm Freunde doch, wenigstens anfangs, durchaus keine Sympathie. Forster, sonst so leicht hingerissen von ausgezeichneten Männern, ließ sogar Müller's ersten Besuch unerwidert, und hielt in einem Briefe an Jacobi das bitterste Urtheil nicht zurück. „Er ist mir nichts und kann mir nichts werden", schrieb er, „wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und auf beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland, verspottete dessen Freiheit und machte das Eloge des Despotismus — um dem Minister von Schlieffen zu gefallen. Er blasphemirte beim französischen Gesandten, und Mauvillon (!) erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratische Liebe schuldgibt. Witz und Voltaire'sche Antithese und Scheinphilosophie kann man ihm nicht absprechen."

Wie sich dennoch ein freundschaftliches, ja ein herzliches Verhältniß einfand, ob beim alchymistischen Tiegel und auf dem Betstuhle des Geheimbundes, oder diese durch jenes, ist nicht zu ermitteln. Jedenfalls war bis zum Jahre 1783 in Forster's Gesinnung eine große Umwandlung zu Müller's Gunsten geschehen. Er that ihm denn auch gewissermaßen Abbitte bei Jacobi, indem er *diesem im Februar schrieb:* „Ich freue mich Ihnen sagen

zu können, daß ich diesen guten Menschen jetzt recht lieb habe, weil Sie ihn auch schätzen, obgleich es unmöglich ist, daß Sie ihn von der Seite kennen sollten, die ihn mir genähert hat. Ehedem schrieb ich Ihnen ganz anders, und hatte damals Recht; allein es hat sich Vieles geändert, und Müller wird sich zeitlebens an Kassel mit Rührung und anbetendem Danke gegen Gott erinnern. Er verdankt dem Aufenthalt hier seine ganze moralische Glückseligkeit. Doch hiervon bleibt Alles unter uns!"

So hätte Müller jedenfalls aus jenen Geheimnissen noch den sichersten Gewinn an der moralischen Goldtinctur davongetragen. Denn daß er mit der Rosenkreuzerei, ob eingeweiht oder nur Schüler, in Verbindung gewesen, geht aus einem Briefe Forster's an ihn hervor.

Müller hatte schon im Sommer 1783 Kassel wieder verlassen und sich mit dankbaren Erinnerungen nach Genf zurückgezogen, um sich seinem väterlichen Gönner, dem achtzigjährigen Generalprocurator Tronchin, zu widmen. Gewiß hatte Forster auch Müller's frühere Aeußerungen über sein Vaterland zu hart aufgenommen, als Ergüsse der Gesinnung, während es vielleicht Urtheile der Einsicht waren. Denn Müller hing an der Schweiz, und seine große Schweizergeschichte beschäftigte ihn damals. Als zarter, zappeliger, kurzsichtig-unbehülflicher Knabe von den Spielen der derben Schweizerjungen ausgeschlossen, hatte er von seinem mütterlichen Großvater alte Schweizergeschichten vernommen und hierdurch die erste Anregung und Nahrung für sein historisches Talent gefunden. In der Freundschaft mit Bonstetten, durch die Gunst des Staats-*raths Tronchin*, war er dann, mehre Jahre am Genfer-

see lebend, als Historiker gewachsen. Nun dahin zurückgekehrt, schrieb er an Forster über seinen Gemüthszustand, und dieser antwortete darauf mit der Mahnung, ja bei seinem Entschluß zu bleiben und — keine geheimen Gesellschaften und Wissenschaften zu suchen. Forster wollte es dahingestellt sein lassen, ob es überhaupt geheime Gesellschaften gäbe; soviel bliebe aber ausgemacht, daß das Meiste, was von dieser Art in der Welt umhergetragen werde, falsche Vorspiegelung, Lug und Trug oder mindestens fromme Selbstverblendung sei.

Diese Aeußerung, die uns Forster's schon damalige Rückkehr zur bessern Einsicht vermuthen läßt, bringt uns auf die Frage, wie lange wol die Verirrung beider Freunde gedauert, wie früh oder spät so treffliche Köpfe sich wieder zurechtgefunden. Wären sie nur in ihren brieflichen Mittheilungen nicht so ängstlich, vorsichtig oder verlegen gewesen! Ende 1781 mögen sie noch tief und gläubig im Bunde befangen gewesen sein. Forster war nämlich damals zum Besuche der Seinigen nach ihrem neuen Wohnort Halle gereist, wo er Alles von Art und Aussehen wie in Paddington, der letzten englischen Wohnung, fand; nur daß seine jüngste Schwester inzwischen herangewachsen war. Von hier schrieb er seinem Sömmerring voll Ungeduld über die Gesellschaften, in denen er von Morgens bis Mitternacht mit einfältigen Zoten und Späßen gelangweilt werde. — „Mit Einem Wort“, heißt es, „ich bin ganz außer meinem Centro verrückt, und du kannst dir vorstellen, wie mich nach dir und unsern lieben Brüdern verlangt.“ Einige Wortabkürzungen und *Chiffern* verrathen die Rosenkreuzerange-

legenheiten. Forster bittet Gott, er möge das Werk von Sömmerring's Händen segnen. Sömmerring soll für ihn beten, da ihm bis auf die Augenblicke, die er Gott selbst geweiht habe, nichts von Zeit zueigen bleibe. Er klagt, wie enge und gedrückt es ihm unter den Seinigen ums Herz sei, weil er keine Seele auch nur von fern einen Blick dürfe hineinthun lassen. Er bemerkt, daß er in Leipzig, weil ihn sein Vater dahin begleiten wolle, mehr als je Behutsamkeit nöthig habe, wenn er einige Nachforschungen anstellen wolle. „Man kann nie zu verschlossen sein", schrieb er. „Gott sei Dank, bisjetzt ahnt man auch nicht einmal etwas von mir. Der Geist Jesu leite uns in Demuth, Geduld und Liebe. Amen!" —

Manches Ereigniß mußte doch endlich die Freunde stutzig machen. Schröpfer endigte durch Selbstmord, und im October 1783, also nach jenem Briefe an Müller, sollte Forster auch erfahren, was er von des Dr. Price in Gold verwandeltem Quecksilber zu denken habe. „Dr. Price", schrieb er seinem Vater, „der Goldmacher, hat sich aus dem Staube gemacht, indem er ein Nößel concentrirtes Lorberwasser getrunken hat, an einem zweiten Experimente verzweifelnd." —

Ein etwas späteres Bekenntniß Forster's verräth uns auch, wodurch er hauptsächlich zur Besinnung gekommen ist. „Ich war ein Schwärmer", heißt es; „aber wie sehr ich's gewesen bin, welchen hohen Grad ich erstiegen hatte, das konnten, weil ich's für Pflicht hielt es zu verbergen, so wenig Menschen wissen. Ich habe Alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß Diejenigen, die mich zu diesem *Glauben verführten*, keine moralisch guten Menschen wären,

öffnete mir die Augen; ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Gebäude auf einer Nadelspitze ruhend zu sehen, und wie ich die untersuchte, fand ich sie auch verrostet und unsicher."

Doch so mit einem male abgeschüttelt wird ein so schwerer Irrthum nicht, ohne daß man noch lange Zeit fühle, wo er gehaftet. Daß die Freunde noch jahrelang ein Interesse für jenen fortdauernden Bund behielten, läßt sich begreifen; ins Unverständliche aber fällt die Furcht und Vorsicht, die sie hinsichtlich desselben nicht loswerden konnten. Der ganze Aufenthalt in Kassel war ihnen verleidet. Doch kam Forster früher darüber hinaus als Sömmerring, den eine wunderliche Aengstlichkeit fast nicht mehr verließ. — Ob sie durch besondere Schwüre gebunden waren, — oder ob mächtige Mitglieder des Bundes ihrem Austritte zürnten und sie mit der Rache der Brüder bedrohten? —

Innere Entwickelung.

Geheimnisse der bezeichneten Art bergen in ihrer dunkeln, moorigen Tiefe keine Quellen innerlicher Befriedigung. Sucht man in denselben doch auch keine Offenbarungen, die uns vom Drange des wandelbaren Daseins befreiten, sondern gerade solche, die diesem Drange dienstbar machen: die Geheimnisse der Natur sollen Gold schaffen, die Geister die man erbetet, sollen als Gespenster erscheinen. Daher unterlag denn auch unser Forster während der Jahre des Rosenkreuzerbundes dem wunderbarsten Wechsel der Stimmungen, — einem Fieberpulse, wie solcher freilich die Krise einer so tiefen Seelenentwickelung zu begleiten pflegt. Es wird uns interessiren diese wechselnden Stimmungen zu betrachten.

Vor allem nimmt uns Wunder, wie bereitwillig Forster auf jede Veränderung seiner Weltstellung eingeht, sobald sich eine solche darbietet, oder auch nur in ferne Aussicht stellt. Bald findet er die Verbesserung seines Einkommens, bald die Erweiterung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit höchst erwünscht, je nachdem die *neue Stelle unter* den einen oder den andern Gesichtspunkt

fällt. So war er gegen Jacobi bereit, Generalzolladministrator zu werden, und bald darauf hätte er sich dazu verstanden, als Professor der Philosophie nach Mitau zu gehen. Und jetzt äußerte einmal der uns bekannte Vosmaer in einem holländischen Briefe, wie sehr es ihm bei seiner Kränklichkeit am Herzen liege, die Oberleitung des haager Cabinets in Hände wie Forster's kommen zu sehen. Forster fand zwar, daß der von Vosmaer für die Stelle bezeichnete Gehalt (het tractement alhier) von 600 holländischen Gulden ihn eher zurückwerfe als fördere; dennoch schrieb er gleich sehr angelegentlich an Camper: „L'idée de diriger un jour un cabinet qui doit être l'un des plus complets, et des plus beaux en Europe, a quelque chose de fort attrayant pour moi.“ Dagegen ließ er, in dem schönsten Liebesalter des Lebens, keine Neigung des Herzens und keinen Wunsch nach einem glücklichen Hausstande bemerken. Im Gegentheil, als gegen Ende seines dritten kasseler Jahres ein Gerücht von seiner Verheirathung auskam, erklärte er es in einem Briefe an Jacobi für ganz grundlos. Wer in Göttingen einen Professor besuche, der eine mannbare Tochter habe, meinte er, müsse auch gleich ein Auge auf dieselbe haben wollen. Und fügte hinzu: „Ich habe das Weib noch nicht gesehen, das ich heirathen möchte. Wenn Sie aber jemals hören, daß ich verheirathet bin, so freuen Sie sich, daß ich glücklich bin, und lachen Sie, wenn Sie wollen, über die Art wie ich es bin. Sowie ich jetzt denke, heirathe ich nie.“ —

Vielleicht dürfen wir hier, auch ohne Vorausblick auf sein *späteres eheliches Verhältniß*, die allgemeine Bemer-

kung erheben, daß die Liebe in Forster's Herzen niemals eine leidenschaftliche Macht besessen zu haben scheine. Nicht, als ob es ihm an Wärme des Herzens und an Begeisterung gefehlt hätte; vielmehr waren seine Empfindungen lebhaft und er selbst gerade damals sogar ein Schwärmer. Allein seine Gefühle sprechen sich überall am wärmsten über reinmenschliche, über sogenannte höhere Angelegenheiten des Lebens aus und werden, wo sie sich auf die Liebe beziehen, von einer ursprünglich so edeln, besonnenen Anschauungsweise getragen, daß eine starke Beimischung sinnlicher Antriebe als vorausgegangen, und mit Kampf ausgeschieden, kaum anzunehmen steht. Zwar nennt er sich einmal in einem spätern Briefe an Sömmerring „sinnlich", meint es aber von seiner Empfänglichkeit für Lebensgenuß, und erklärt es ein andermal für Sünde, dem Triebe nachzugeben, der bei ihm nie so heftig sei, daß Vernunft nichts über ihn vermöchte. Wollen wir daraus aber auch nicht sogleich auf ein ursprünglich sehr gemäßigtes Temperament schließen, so lag doch damals schon soviel von Schicksalen und Erlebnissen hinter dem jungen Professor, daß es als Läuterungsmittel auch eines sehr leidenschaftlichen Naturells hinreichend gewesen wäre. Unter strenger väterlicher Zucht hatte Georg früh genug Selbstüberwindung neben der Beschäftigung mit ernsten Wissenschaften gelernt. Bald begegneten auch dem Knaben=Jüngling auf der Reise um die Welt die großartigsten Erscheinungen der Natur und nahmen mit Räthseln und Aufgaben seinen Sinn und seine Seele gefangen. Zugleich erschütterte die Krankheit des Scorbut *seine Gesundheit* für das ganze Leben, — ein Uebel, das

alle üppigen Lebensreize des Blutes zu schwächen geartet scheint. Und als ob es das Schicksal Forster's darauf abgesehen hätte, alle Zauber der Geschlechtsliebe für ihn auch noch geistig zu zerstören, erlebte er auf derselben Fahrt ein zweites — Unglück darf es wol für sein damaliges Alter heißen. Wenn nämlich unter Kulturvölkern gerade die verhüllte und verschämte Neigung mit ihren Reizen und Räthseln die Phantasie eines Jünglings aufs lebhafteste beflügelt und das Verlangen entflammt, so mußte der junge Forster auf Neuseeland, auf Tahiti und den Societätsinseln so oft den Anblick erleben, daß der thierische Drang der Matrosen und die auf europäische Spielereien versessene Hingebung der Töchter jener Naturvölker einander oft nur im Schatten eines verwachsenen Manglebaums begegneten und der entblößte und entblödete Trieb das Naturgeheimniß der Liebe ohne Scheu und Scham entweihte. Wie viel durch wiederholte Eindrücke solcher Herabwürdigung das Herz des jungen Mannes verloren habe, läßt sich gar nicht berechnen. Als ein Gewinn davon darf vielleicht sein Zartgefühl in geschlechtlichen Beziehungen gelten. Hierüber ist ein heiteres Zeugniß überliefert. Der alte Forster liebte unter Männern eine schlüpfrige Unterhaltung, witzige Zweideutigkeiten und Anspielungen. Sobald aber sein Georg sich näherte, flüsterte er: „Jetzt aber still, mein Alter kommt!“ —

Kehren wir nach Kassel zurück!

Zunächst fand Forster in seiner sehr getheilten Thätigkeit sich zu seinem Verdrusse mehrfältig gestört. Von innen durch wechselnde Kränklichkeit, die ihn den ganzen Sommer 1782 mit den Folgen eines epidemischen Fluß-

fiebers heimsuchte und ihm — wahrscheinlich alte scorbutische Schärfen erst auf die Finger, dann auf die Zehen versetzte. Er hatte sechs Wochen das Zimmer zu hüten und konnte sich kaum vom Bett zum Schreibepult schleppen, auf welchem seines Vaters „Bemerkungen über die Südländer" zum Uebersetzen und Umarbeiten aus dem Englischen für die Michaelismesse dringend lagen. Und von außen ward er mit dem Frühling folgenden Jahres in der Uebersetzung des ziemlich „unterhaltenden" Werks von Pagès: „Voyage autour du monde", und den ganzen Sommer hindurch von einem Strom Fremder gestört, die damals Kassel fleißig besuchten und denen er theils von Amtswegen, theils auf Empfehlungen die Herrlichkeit der Residenz zeigen mußte. Dazu gehörten die Alterthümer, für welche der Landgraf besonders eingenommen war, sodaß er selbst viel Zeit mit denselben zubrachte, und daher Forster'n oft in Anspruch nahm. Kam aber, wie nicht selten, fürstlicher Besuch, so versammelte er gern seine Alterthumsgesellschaft zu einem feierlichen Act. So hatte Forster im März 1782 bei Anwesenheit des Herzogs von Braunschweig und seiner Familie nebst der Herzogin von Würtemberg, deren Sohn, der nachmalige dicke König, eine Tochter des Herzogs geheirathet hatte, sich schnell auf eine Rede gefaßt machen müssen. „Es war", schrieb er an seinen Vater, „ein Gewäsch ohne allen Bezug auf Alterthümer, wie man es aber bei solcher Gelegenheit vorzubringen die Erlaubniß hat." — Bei dergleichen Vorfällen ging es denn nicht ohne huldreiche Fragen nach Forster's Reise um die Welt und ohne gnädige Zusage, *die Beschreibung* derselben zu lesen, ab.

Weiter machte sich um diese Zeit ein höherer Aufschwung religiösen Gefühls bei Forster bemerklich. Zwar verleugnete seine Denkart zu keiner Zeit den Pfarrersohn, dessen Vater, wenn auch kein freudiger Theolog, doch immer ein kirchlicher Mann geblieben war. Jetzt aber erschien die religiöse Stimmung vorherrschend, besonders in den Briefen an seine Schwestern aus dem Sommer 1782, die ausschließend religiösen Inhalts waren, — voll Selbstprüfung in den Neigungen und Schwächen seines Herzens und voller Mahnung zur Selbstbeherrschung, zur Liebe Gottes und zum Streben nach der Glückseligkeit, die er nur in der Annäherung zur Gottheit finden kann. — Außerdem, daß diese Briefe in Forster's rosenkreuzerische Andachten fallen, stand er auch mit seinen Schwestern, durch Entfernung und Erinnerung, noch auf der frühern Frömmigkeit häuslicher Noth und jugendlicher Leiden. Wir haben in dieser Hinsicht ein zwei Jahre späteres Bekenntniß an seine Verlobte, das seine damals überwundene fromme Stimmung erklärt. „Sie wissen", schrieb er, „daß ich von Jugend auf Vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die noch dazu unglücklich war, getragen habe, daß ich in dem Alter, wo man sich dem lachenden, einladenden Rufe der Natur sonst überläßt, wo man ganz Gefühl zu sein und kein Geschäft als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu diesem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geisteskräfte erschlaffendes Leben geführt, so zum Einzigen was mir *übrigblieb, zur religiösen* Schwärmerei hinübergetrieben

und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar für schädlich anzusehen."

In dieser Zeit der Eingenommenheit seines Gemüths scheint Forster den politischen Vorgängen weniger, als er sonst pflegte, gefolgt zu sein. Ein vaterländisches, wenigstens residenzliches Ereigniß trat ihm aber so nahe, daß er desselben gegen seinen Vater gedachte. Im Februar 1783 kehrten nämlich die drei Prinzen, die der Landgraf seit 29 Jahren nicht gesehen hatte, weil sie nach der Religions-Assecurations-Acte von ihm getrennt waren erzogen worden, nach Kassel zurück. — „Es ward soviel vor Freude geweint, daß auf der Parade alle Soldaten unter den Waffen in Thränen waren, als der Landgraf seinen ältesten Sohn zum Generallieutenant aller hessischen Truppen erklärte. Er selbst weinte lange und so thaten alle Prinzen. Prinz Karl und Friedrich gingen bei ihren Bekannten unter den Offizieren herum und sagten: Gott Lob und Dank, nun sind wir wieder beisammen!"

Forster spricht sich über diesen Auftritt weiter nicht aus und scheint an dieser Rührung selbst keinen Theil genommen zu haben. Vielleicht schlug er die natürliche Tugend der Liebe zu seinen Kindern da weniger hoch an, wo sie von eigentlichen Fürstentugenden überstrahlt werden sollte.

Auch andere interessante Bekanntschaften, neue und alte, nahmen den Freund auf erheiternde Weise in Anspruch. So hatte er im Nachsommer des vorhergegangenen Jahres mehre Tage in freundlichem Umgange mit

der Fürstin Gallitzin zugebracht, die wir aus Jacobi's Kreise kennen, und die von dem damals sehr besuchten Bade Hofgeismar herüber nach Kassel gekommen war. Und nun erschien in jenem unruhigen Sommer 178[illegible] auch Goethe wieder in Kassel, besuchte den Hof und noch fleißiger Sömmerring's Anatomie. Forster fand ihn ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener, kälter, auch blässer und magerer, doch freundschaftlich und mit einem Etwas, das zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntniß. Naturgeschichte schien er fleißig zu studiren, denn er wußte Vieles davon zu reden. — Briefe von ihm und dem Herzog knüpften sich an diesen wiederholten Besuch.

Solche Erquickungen fielen indeß nur sehr einzeln. Und wenn Forster nach Tagen, die er mit Leuten verschleudern mußte, — „ihm so fremd wie Perser und Elamiter, oder wie Gog und Magog" — ein wenig zur Ruhe kam, so rief er wol aus, wie er schon vor dem Sommerdrange dieses Jahres gegen Jacobi gethan: „Wie wohl wäre mir in meinem Schneckenhäuschen, wenn nicht jeden Augenblick Jemand käme und mich hervorriefe. Bald werde ich es wie andere Schnecken machen müssen, die sich nur desto fester verschließen, je mehr man sie heraushaben will."

Er wußte schon damals, daß man ihn mit seiner Zurückhaltung nicht verstand und der Menschenscheu beschuldigte. In der That nahmen aber Anwandlungen von Trübsinn und Verstimmung in den letztern kasseler Jahren zu. Da fehlte es denn nicht leicht an etwas, woran man seinen Mismuth heftet, und so beklagte er

gewöhnlich den Mangel an Hülfsmitteln, wie Bücher, Naturalien und Instrumente, sodaß er verzweifelte, je wieder etwas Eigenes schreiben zu können. Und es schien ihm doch „so traurig, die Zeit, da er pflügen und säen sollte, ungenutzt vorbeigehen zu lassen, obgleich bereit, alle sonst gehegten Begriffe von häuslicher Glückseligkeit aufzuopfern, wenn er dadurch das Mittel erlangen könnte, in seinem Berufe nützlich zu werden“.

Späterhin erkannte er freilich, daß die Rosenkreuzerei ihn und Sömmerring um Zeit und Geld gebracht habe. In jener muthlosen Verstimmung aber schien ihm seine Fähigkeit zu Geschäften aller Art so sichtbarlich abzunehmen, daß er sich manchmal selbst fragte, ob er noch der Alte sei. — „Ruhe des Geistes“, klagte er, „freudige, heitere Empfindung des Daseins sind so von mir verscheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum traure, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu sehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Aussichten gewahr. Es ist schrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich sonst bei meinen Leiden stärkte und tröstete, welches mich zum Stoiker und mehr — zum christlichen Helden umzuschaffen pflegte, jetzt so erkaltet, so leise und schwach ist, daß alle meine Anstrengung es nicht anfachen kann. Muthlosigkeit, Trübsinn und Zweifel haben sich meiner Seele bemeistert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen.“ —

Wir fühlen uns versucht, gerade hier eine Aeußerung Forster's einzusprengen, die den ungemeinen staatsmännischen Blick des Mannes während seiner Gemüthsbefangenheit verräth; wenn man nicht etwa annehmen will, daß

auch hier wieder ein gerade gedrücktes, leidendes Herz vom Vorgefühl der Zukunft bewegt, oder daß wol gar ein rechter Mismuth zum Propheten des Unglücks werden könne. Merkwürdig bleibt jedenfalls diese Aeußerung Forster's in einem Briefe an seinen Vater aus 1782, mithin sieben Jahre vor der Französischen Revolution. — Die Rede war von dem alten König Fritz, der in seinen letzten Tagen zu neronisiren anfange. Forster meinte, die Wolken, die sich von allen Seiten sammelten, trieben einen Mann aufs Aeußerste, der den Sturm als unvermeidlich und dessen Ausgang für ungewisser als je ansehe, und setzte hinzu:

„Europa scheint auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Wirklich, die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann. Vom Throne bis zum Bauer sind alle Stände von Dem, was sie sein sollten, herabgesunken, und keiner mehr, als unsere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wol sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als Pharisäer und Schriftgelehrte je waren, unwissender im Geist der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. — — Es ist den Ungläubigen unserer Tage nicht zu verargen, wenn sie die Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten derselben nicht schätzen."

Zu all diesen wechselnden Stimmungen kam gegen Ende 1783 eine moralische Beunruhigung, über welche Forster gegen Jacobi und Müller — freilich nur eine allgemeine Beichte ablegt. — „Ich bin diesen Sommer

hindurch nicht so glücklich gewesen wie Sie, einige Schritte weiterzukommen", schrieb er unterm 20. December an Müller in der Schweiz; „ich bin vielmehr einige Schritte zurückgekommen, und diese Demüthigung ist mir heilsam gewesen. Ich armer schwacher Mensch fühlte das zweifache Gesetz in mir, dessen Paulus erwähnt, und sage mit ihm: Wer will mich vom Leibe des Todes erretten? Durch vieles Fallen und Wiederaufstehen lernen die Kinder gehen. Das ist mein Trost."

Dasselbe Bekenntniß, allerdings auch unter demselben Datum, machte er gegen Jacobi fast mit denselben Worten; nur daß er statt auf das zweifache Gesetz des Paulus sich auf die zweifache Seele des Cyrus bezieht, von denen die unartige in ihm noch laut mitsprechen könne. Er gesteht, daß er darüber eine zeitlang ganz zerrüttet gewesen sei.

Worin er aber gefehlt, sagt Forster nicht, und gibt nur durch den brieflichen Zusatz, — das Nähere davon ließe sich nicht schreiben, dem Räthsel noch einen verschämten Reiz. Ohne Zweifel war aber auf den Rosenkreuzerbund gezielt, und wir werden mithin wieder auf den Sommer 1783 zurückgeführt, in welchem also die Freunde zur Einsicht über ihre Verirrung gekommen wären. Um darüber, daß diese Verirrung gemeint sei, keinen Zweifel zu haben, darf man nur die Angst und Beschämung ins Auge fassen, womit die Freunde noch nach Jahren auf ihre Thorheit zurückblickten. Noch im Jahre 1821, als Forster's Witwe seine Briefe zu sammeln begann, verweigerte ihr Sömmerring nicht blos jene, die er *in Händen hatte*, sondern beschwor Theresen auch mit

Drohen und Bitten, der Ordensverbindung in ihren Nachrichten über Forster's Leben nicht zu gedenken. Die Rache einer unsichtbaren Macht würde sie und ihre Kinder treffen. So sehr bethörte nach beinahe 40 Jahren noch immer die Furcht einen so ausgezeichneten Mann! Denn daß Therese Huber in ihren Mittheilungen unter dem „vertrauten Freunde" Sömmerring gemeint habe, ist kein Zweifel. Nur er lebte damals noch von den im Rosenkreuzerbunde mit Forster vertrautesten Freunden, und wirklich findet sich auch kein an Sömmerring gerichteter Brief in der Sammlung des Forster'schen Briefwechsels. Erst nach dem Ableben des ängstlichen Anatomen und Akademikers hat Rudolf Wagner in seinem „Leben Sömmerring's" eine Auswahl jener interessanten und merkwürdigen Briefe herausgegeben.

Lebenswechsel.

Betrachten wir Forster's Lage in Kassel beim Ablauf des Jahres 1783, so drängt sich uns lebhaft der Gedanke auf, daß der junge, strebsame, stets ins Weite getriebene Mann die Elemente seiner kasseler Existenz erschöpft, Kassel, sozusagen, ausgelebt hatte. Er selbst mochte eine Empfindung der Art haben, als er einem Freunde schrieb, er sehe wohl ein, daß er der Welt weit nützlicher sein würde, wenn er noch eine große Reise thun, unbefangen sehen und das Gesehene ehrlich aufzeichnen könnte. — Solcher Zerfall mit den irdischen Verhältnissen erscheint bei gläubigen Gemüthern nicht selten von religiöser Erhebung begleitet, wie ja mancher Fäulniß auch ein Phosphorschimmer beigegeben ist.

Wie viel begabte Naturen fallen nicht in ähnliche Erschöpfung! Ihre Berufsarbeiten, ihre amtliche Thätigkeit sind ein Mechanismus geworden, ein Rad, dessen abgeriebene Kämme nur noch lahm ins Lebensgetriebe eingreifen; die Hülfsmittel ihrer Stellung sind aufgebraucht, die lebendigen Quellen der Mittheilung versiecht oder getrübt, die Erholungen befreundeten Umgangs, die Zer=

streuungen der gesellschaftlichen Ordnung abgewelkt; kurz die Lagen der Menschen und der Dinge zeigen sich in ihren Fundamenten gesunken oder durch höhere Einflüsse verzogen.

Wirklich hatte Forster, in seine Geheimnisse versunken und gegen alte Beziehungen sich verschließend, gar manchen Bekannten vernachlässigt und sich wohlwollende Männer fremd werden lassen, — ein Verlust an Freundschaft zu den Verlusten an Zeit und Geld, dreifache Opfer, seinen Geheimnissen dargebracht. Dies Alles vermehrte begreiflicherweise seinen Verdruß an Kassel, der vielleicht durch die beschämende Erinnerung, als er seine Bethörung einsah, sich nur noch verschärfte. Daß hauptsächlich dieser Verdruß am abgebrochenen Verhältniß zu den Bundesbrüdern ihm Kassel widerwärtig machte, äußerte er selbst noch vier Jahre später in einem Briefe an Sömmerring mit den Worten: „Wäre nicht der Ekel und Abscheu gegen den Orden gewesen, so wäre ich doch nicht von Kassel weggegangen, und folglich auch du nicht." —

An diesem Weggehen stehen wir nun. Was hätte damals Forster'n Glücklicheres begegnen können als ein Ruf in die Ferne, als eine Bestimmung, die für seine Zukunft viel versprach und ihn in diejenige Thätigkeit zu versetzen das Ansehen hatte, die er sich nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Studien wünschen mußte! —

Im December 1783, also fünf Jahre nach seiner ersten Ankunft in Kassel, ward er an die neue Universität Wilna, an die Stelle des abgegangenen Franzosen Gilibert, als Professor der Naturgeschichte berufen. Man

hatte in Polen die Güter der aufgehobenen Jesuiten zur Nationalerziehung bestimmt. Eine Commission aus mehren Großen des Landes, — den Fürsten Primas, Bischof Poniatowski, Bruder des Königs, an der Spitze — war vom Reichstage zur Verwaltung dieser Güter und zur Errichtung von Schulen und Universitäten ernannt worden. Von dieser Commission erfolgte Forster's Berufung. Allerdings war sein Name ausgebreitet genug; doch kam ihm gerade für Polen die besondere Bekanntschaft eines warschauer Freundes zugute. Der vom König zum Baron ernannte Bergrath von Scheffler, der 13 Jahre früher, damals selbst von Schicksalen gebeugt, Forster'n zu London in trauriger Lage kennen gelernt hatte, war ihm ein herzlicher Freund geblieben und hatte ihn bei dem Bischof Poniatowski aufs nachdrücklichste empfohlen.

Eine Hauptabsicht seines neuen Berufs ging dahin, die Verwendung der inländischen Naturproducte bekannter und allgemeiner zu machen. So verband sich gleich mit dem neuen Wohnort eine neue Aufgabe für Forster'n, — die Erzeugnisse des Landes, ihren wirthschaftlichen und medicinischen Nutzen, ihre Anwendung für Künste und Handwerke, Färberei, Manufacturen und Handel, ihre Verbesserung, leichteste Culturart, Erhaltung u. dergl., zu studiren. Wenn aber diese Aufgabe auch seiner praktischen Richtung gar wohl gelegen war, so brachten dafür die Vorlesungen, da sie in lateinischer Sprache gehalten wurden, doch eine neue Schwierigkeit mit sich, deren er jedoch, vorwärtsschreitend, durch Uebung bald Herr zu werden hoffte.

Die Zusagen des Fürstbischofs Poniatowski ließen Forster'n erwarten, dort in volle Activität zu kommen, und für die Naturgeschichte alle Unterstützung zu erhalten, die ihm in Kassel abging. Sein Vertrauen auf diese Versprechungen wurde durch den Minister von Schlieffen bestärkt, der den Bischof persönlich kannte. Zwar erwog der Freund auch, was Polen durch Klima, Sitten, Charakter und vielfältige Unbequemlichkeiten Abschreckendes mit sich brachte; dafür aber fielen ganz annehmliche baare Vortheile in die andere Wagschale. Mit der Stelle waren unter Geheimrathscharakter 400 Dukaten Gehalt nebst freier Wohnung verbunden. Es wurden aus besonderer Rücksicht für ihn 200 polnische Gulden für Correspondenz zugelegt, und ein jährlicher kleiner Fonds zur Vermehrung des Naturaliencabinets und der Büchersammlung, zur Unterhaltung des Botanischen Gartens und zu Streifereien auf Pflanzen und Mineralien verfügbar gestellt. —

So sah Forster eine neue Laufbahn eröffnet, die ihn, wenn auch nicht in glänzende Verhältnisse, doch dahin brachte, daß sein Haushalt ordentlicher und die Sorge für sein Auskommen wie für die Befriedigung seiner Gläubiger weniger ängstlich blieb. In Kassel würde er — wie er sich gegen Jacobi äußerte — den einzigen Fall einer reichen Heirath ausgenommen, sich nur mit äußerster Mühe wieder ins Reine, frei von Schulden und in eine Lage gesetzt haben, seine wissenschaftlichen Kenntnisse praktisch zu erweitern. Wie anziehend erschien also diesmal eine neue Welt, die auch ein verbessertes Haus, *vielleicht ein neues versprach!* Dennoch unterließ er nicht,

seine Freunde zurathe zu ziehen. Heyne und Lichtenberg riethen zu; Sömmerring enthielt sich, aus Furcht vor seiner leicht parteilichen Liebe, des Zuspruchs wie des Abrathes. Bei seiner Rosenkreuzerangst mochte es ihm auch leid sein, sich von dem Freunde verlassen zu denken, während er doch dessen Glück anerkennen mußte.

Die Unterhandlungen mit Forster gingen Namens des Königs von Polen durch dessen Bruder, den genannten Bischof von Plock, der sich dabei des Bergraths von Scheffler und eines Dr. Czempinski bediente. Der Abschluß zog sich über den Januar des folgenden Jahres hinaus. Aus einem französischen Schreiben des Bischofs an den genannten Doctor geht hervor, wie viel Werth man auf Forster'n legte. Es ist von Einsicht und Humanität dictirt und hebt Forster's durch Reisen und Schriften begründeten Namen und anerkannte Eigenschaften des Herzens hervor. Und indem der Bischof beklagt, daß der dermalige Stand der Kasse nicht erlaube, bei Forster's Abgang aus Kassel den ihm geleisteten Vorschuß des Landgrafen zu übernehmen, benachrichtigt er Czempinski, daß der deshalbige Betrag durch eine Subscription gedeckt sei, wozu der König als Protector der Erziehungscommission sowie mehre Mitglieder derselben verhältnißmäßig, er selbst auch 100 Dukaten beigesteuert hätten. Diese Summen und 200 Dukaten Reisegeld sollen Forster'n zur Verfügung gestellt werden. Weiter enthält das Schreiben Fingerzeige über Forster's Reiserichtung durch die fruchtbarsten Gegenden des Landes und über den Weg, auf welchem ein gewisser Jankiewicz das Reisegepäck nach *Wilna zu besorgen* habe. —

Ein von Forster's Vater erhobenes Bedenken ist eben so bezeichnend für diesen als die Beseitigung desselben für den Sohn. Indem dieser nämlich den Vater versichert, daß er in Polen nie werde katholisch werden, setzt er hinzu: „Obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner noch Calvinisten, noch Katholiken oder Griechen, noch irgendeiner andern christlichen Sekte übereinstimmen, so werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römisch-katholische Religion ist mir vor allen andern zuwider, wegen ihres despotischen Geistes und ihrer Unduldsamkeit. Deshalb machte ich es mir zum Grundsatze, sie nie aufzumuntern, in welcher Gestalt es auch sein möchte." —

Der Erste, den Forster von seiner Annahme und von der Entscheidung seines Schicksals in Kenntniß setzte, war Heyne — „sein väterlicher Freund". Doch verräth noch keine Silbe ein Herzensanliegen für dessen Tochter Therese. Nur, daß er sich einstweilen als guten Haushälter zu erkennen gibt, indem er um Verschwiegenheit bittet, damit ihm nicht, wie es Abziehenden leicht begegne, die Haus- und Handwerksrechnungen erhöht würden.

Bald sollte ihn aber ein betrübendes Ereigniß an seine einsame Lebensstellung aufs lebhafteste erinnern. Jacobi's Frau, die liebenswürdige Betty, starb zu Anfang März 1784, und eine seiner Schwestern gab dem kasseler Freunde diese Trauernachricht. Forster schrieb sein Beileid und kam dabei auf folgende Betrachtung: „Ach! armer Einsiedler, der du seit mehr als fünf Jahren *keinen häuslichen* Gesellschafter kanntest, der du die

Süßigkeiten des häuslichen Umgangs solange entbehren, und bei so manchen harten Vorfällen, wo Andere gerade den seligsten Genuß von ihren Hausgenossen, — Trost, Aufmunterung, Zerstreuung, Beruhigung erhalten, dich allein behelfen, dich von Allem, was die Freundschaft und gesellige Liebe Beglückendes hat, entwöhnen mußtest — du bist nicht fähig, den Schmerz zu fühlen, den ein solcher Verlust in den Seelen der Verlassenen hervorbringt!"

Und wie mit dieser theilnehmenden Empfindung das Herz einmal soweit aufgegangen war, drängte sich hinter der Nachricht von seiner häuslichen Veränderuug gleich noch ein anderes Bekenntniß nach. „Ich fühle", schrieb er, „daß wir Mannspersonen selten zum Wirthschaften Anlage haben, zumal ist dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die ausgefüllt werden müssen; wundern Sie sich also nicht, wenn die Veränderung des Wohnorts bald auch eine Veränderung meiner bisherigen einsamen Lebensart nach sich ziehen sollte."

Er erwähnte zwar ausdrücklich, daß er noch keinen „Gegenstand" habe; allein im October hatte er 14 Tage bei Lichtenberg in Göttingen zugebracht, — die fröhlichsten, die er jemals dort verlebt zu haben dem Gastfreunde versicherte. Damals war Therese Heyne im väterlichen Hause, und ob nicht etwa ihr Bild im Hintergrunde seines Herzens jene lebhafte Empfindung seiner traurigen Einsiedlerschaft erregte, die er bei Betty's Tode nur laut werden ließ, hatte er vielleicht selber noch nicht bedacht.

Der Besinnung auf sein vereinsamtes Leben trat ein erhebendes Bewußtsein zur Seite. In seinem Denken glaubte er kürzlich eine Revolution bestanden zu haben, die zu seiner künftigen Zufriedenheit beizutragen versprach. Er nannte es „eine gute Portion Schwärmerei, die er fahren gelassen habe" — froh, daß es noch vor seinem dreißigsten Jahre geschehen sei. Er fühlte sich dadurch in seinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Pflichten außerordentlich gestärkt; da es ja die Wirkung aller falschen Schwärmerei sei, Menschen von Menschen zu entfernen.

Rückblick und Aussicht.

Forster, da er seine neue Bestimmung nicht vor Ende März 1784 wollte stadtkundig werden lassen, hatte darum auch das Prorectorat am Karls-Colleg für das neue Schuljahr nicht abgelehnt. In der Rede, womit er es angetreten, sprach er über den bedenklichen Beruf eines öffentlichen Lehrers in Betreff der Ausbildung der Schüler, deren Lebensrichtung, nur allzu oft im Widerspruch mit ihren natürlichen Anlagen, von der Convenienz der Gesellschaft bestimmt zu werden pflege. Da es aber eine weise Anordnung der Karlsanstalt sei, daß die Lehrer selbst nach den Fähigkeiten der Schüler deren Studien zu bestimmen hätten, so foderte der Redner die Aeltern auf, zu diesem Ende ihre Absichten mit den Pflichten der Lehrer in glückliche Uebereinstimmung zu bringen.

Während nun Forster sich zur Abreise rüstet und seine Papiere packt, fallen uns noch einige seiner kleinern Arbeiten in die Augen.

Die jeweiligen Versammlungen der Alterthumsgesellschaft brachten es mit sich, daß ein und das andere Mitglied einen Vortrag in französischer Sprache hielt. Wir

kennen deren mehre auch von Johannes Müller, unter denen die „Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8 siècle" vielleicht als Vorläuferin seiner ebenfalls in Kassel geschriebenen „Reisen der Päpste" betrachtet werden kann. — So hatte Forster schon Ende November 1782 ein „Mémoire sur les pygmées" vorgelesen. Auf das Lob des Landgrafen und seines Sohnes gab er nichts, weil sie kein Urtheil über den Gegenstand hätten. Aber er bearbeitete später, unzufrieden mit jenem eilig und ohne literarische Vorbereitung hingeworfenen Aufsatze, das Räthsel der Pygmäen gründlicher, indem er, durch Tyson's „Anatomy of a pigmy" veranlaßt, Dasjenige, was bisher über diesen Gegenstand beigebracht worden, verglich, die hervorstechendsten Ergebnisse zusammenstellte und hier und da seine eigenen Gedanken einknüpfte. Er hatte diese räthselhaften Wesen, deren schon Homer gedenkt, zuerst in der Natur gesucht, und fand sie endlich in der mythologischen Symbolik der alten Aegypter auf. Im vierten Bande seiner „Gesammelten Schriften" steht die kleine gelehrte Abhandlung zu lesen.

Anziehender ist die Abhandlung über den Brotbaum, die vor seiner Abreise im Druck erschien. In gedankenreicher, ansprechender Darstellung leitet der Weltumschiffer den Blick des Lesers nach jenen begünstigten Klimaten, wo dieser völkernährende Baum, eines der kostbarsten Geschenke der Natur, auf den üppigen Inseln Asiens wild, aber unter so vielen herrlichen Naturerzeugnissen vernachlässigt, wächst, und durch seine frühe Verbreitung über die *glücklichen Eilande der* Südsee veredelt, der Ernährer

eines zerstreuten, einfachen und harmlosen Naturvolks wird. Mit der Anschaulichkeit und dem Reize des Selbsterlebten führt uns Forster unter die schattigen Aeste dieses prächtigen Baums, uns zu belehren, wie derselbe im Wechsel der Jahreszeiten sich reich befruchtet, wie der Mensch ohne Mühe und Sorgen sein Brot von den Zweigen, sein leichtes Halbgewand aus dem Stamme nimmt, und wie „die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt ist". —

Und jetzt sehen wir Forster'n gegen Ende April aus Kassel scheiden. Wie damals, als er aus Berlin über Dessau zurückkehrend sich hier niederließ, brach eben wieder der Frühling aus. Freund Sömmerring begleitete ihn bis Münden. Der Abend war ungewöhnlich mild, und als Forster nach genommenem Abschied auf dem Wege nach Göttingen weiterzog, leuchtete der Mond so freundlich, „als wüßte er nichts von der schmerzlichen Wehmuth des Scheidens". Dieser Wehmuth hing der Freund nach. Es machte ihn nicht irre, daß keiner von Allen, die zu seiner Fahrt nach Polen die Köpfe schüttelten, das Leid begreifen würde, das er in der Erinnerung an vergangenes Glück und bei der Erfahrung empfand, wie sehr er doch noch am Zurückgelassenen hange, und was in Freud' und Leid ein Mensch dem andern sei.

Sein erster Brief an Sömmerring ist noch bewegt von aufgeregten Reiseempfindungen und Gedanken. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus diesem schönen Briefe *einzuschalten*, die uns einen lebhaften Begriff von der

Innigkeit und vom Gehalte — vom Schrot und Korn — einer so seltenen edeln Freundschaft gibt. Forster spricht von dem Schmerze, der die Uebergewalt seiner Betrachtungen unterbrochen habe:

„Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig stand es vor mir da, wo wir zusammengewesen, was wir gemeinschaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebessert, gehalten hatte, — ein schöner, schöner Traum! Wie forschten wir nach Wahrheit so absichtslos und unbefangen! Im Genusse der schönen Gegend, wie heiter philosophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tags! Selbst jener Pfad, wo uns der Anblick eines tiefangelegten, systematischen Betrugs überraschte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menschliche Herz und in die Schicksale der gesammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verstehen lernten, daß unser ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundschaft entstand, und Einer des Andern Schutzengel ward; daß strenger Wahrheitssinn zur Schonung sich gesellte, und wir einander fortbildeten da, wo die gemeine Erziehung aufhört, zu diesem hohen Bewußtsein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, diesem Frieden, der höher ist als alle Vernunft." —

In dieser Stimmung faßte er auch seine Zukunft mit einem großen Blick ins Auge. Ihm bangte vor Polen; aber — „wenn auch alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menschenbildung, von Aussaat und Hervorgrünen wissenschaftlicher Cultur unter einem fremden *Himmel zerronnen sind*, dann finde ich mich selbst

dort noch wieder. Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft, uns auffodert, für Andere zu wirken, das ist der erhabene Zweck unsers Daseins, wobei wir nur das Zusehen haben. Ich ringe acht bis zehn Jahre mit neuen Verhältnissen, sammle neue Vorstellungen, neue Begriffe, lasse durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eigenen Selbst, die mir jetzt noch unbekannt sein mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage! So geht ein vollkommeneres Wesen hervor mit erhöhtem Bewußtsein, mit andern Quellen des Genusses, mit einem umfassendern Sinn, zu erlesenern Freuden und Leiden gebildet!"

Möge den edeln Mann auch im sandigen Lithauen diese verklärte Erhebung der Seele nie verlassen!

Zweites Buch.



Auf Freiersfüßen.

Forster hatte Kassel mit der Ueberzeugung verlassen, daß in seinem Denken kürzlich eine Revolution vorgegangen sei. In einem Stücke schien es so. Denn hatte er früher an Jacobi geschrieben — wie er jetzt denke, werde er sich nie verheirathen: so war es nun nach dem herzlichen Lebewohl von Sömmerring sein Nächstes, sich in Göttingen um Therese Heyne zu bewerben.

Seit ihrer Rückkehr aus der hannoverischen Pension ins väterliche Haus hatte Therese einige Zeit in Gotha bei einer befreundeten Familie verlebt, und im letztverflossenen Sommer, 1783, einen weitern Ausflug in die Schweiz gethan, wohin sie den Oheim Blumenbach auf seiner wissenschaftlichen Fahrt begleitete. So stand sie nun da, anmuthig und interessant entwickelt, ohne gerade schön zu sein. Forster, der sie in letzter Zeit mehr beobachtet zu haben scheint und den Weg ihrer Entwickelung kannte, hielt es für ein Glück, daß sie bei emporstrebendem Geiste ganz durch sich selbst gebildet, daher frei im *edelsten Wortverstande* und ganz Natur in ihren Gefüh-

len und Handlungen war. Er fand sie jedem Eindrucke des Schönen und Guten offen, bereichert durch ausgebreitete Lectüre, die sie mit Vernunft und guter Beurtheilung zu gesunder Geistesnahrung verarbeitet hatte. Ihre Schätzung der Welt und der Menschen erschien ihm richtig, mit seinem Gefühl übereinstimmend, und mit Muth und Entschlossenheit für das Leben verbunden. In Gesellschaft belebte sie sich zu witziger Unterhaltung, sodaß sie ihn mehr und mehr angezogen hatte; bis er mit der allmäligen Umwandlung seiner Ansichten und Grundsätze auch mehr Uebereinstimmung zwischen sich und ihr entdeckte und sie nun vollends liebgewann, als ein Mädchen von Geist und Herz — „wie er es nie in der Welt zu finden gehofft hatte".

Hofrath Heyne scheint zwar dem jungen Forster, so sehr dieser sich zu fördern und zu verbessern suchte, doch nie zu einer Stelle an der Universität oder Bibliothek in Göttingen gerathen und seinen Einfluß angeboten zu haben; aber er hegte die höchste Achtung vor einem so edeln Manne von Geist, Bildung und Charakter. Dennoch stiegen dem Vater manche Bedenken in Betreff der materiellen Verhältnisse und selbst der nächsten Lebensstellung des Bewerbers auf. Was diese letztern betraf, so glaubte man damals in den politischen Kreisen an dauernde Ruhe in Polen; da die Nachbarmächte durch die erste Theilung befriedigt und das Reich unter russischem Einfluß durch die dem noch bestehenden Polen auferlegte Constitution geordnet schien. Heyne selbst hatte, bei all seiner Vorsicht, doch ebenfalls diese Meinung, und fand es für Forster'n heilsamer, nach Wilna zu gehen, als daß

er in Kassel geblieben wäre. Denn welche Opfer hier der junge Mann seiner Verirrung unter die Rosenkreuzer gebracht hatte, war ihm nicht unbekannt geblieben. Der Irrthum war nun wol abgethan; allein so geistesfrei und herzensmuthig er den jungen Freund auch jetzt vor sich sah, wußte er ihn doch noch keineswegs auf dem Wege zu bürgerlichem Wohlstande, ja noch nicht einmal schuldenfrei. Daher wünschte er als fürsorgender Vater, daß wenn Therese nicht etwa aus eigenem Herzensantriebe Forster's Bewerbung ablehne, die Entscheidung der Angelegenheit wenigstens noch schwebend gehalten werde, und Forster ohne abgeschlossene Verabredung seinem neuen Berufe folge, auch über seine Absichten auf Therese noch Stillschweigen beobachte.

Therese nahm ihrerseits die Bewerbung an. Wir haben hierüber ihr eigenes Bekenntniß in den „Nachrichten von Forster's Leben". Dort sagt sie wörtlich:

„Das junge Mädchen hatte Forster'n bei seinen Besuchen in Göttingen während seines Aufenthalts in Kassel einige mal gesehen: die innigste, bis zu seinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm; Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn im öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz spornten sie an, mit dem berühmten Mann ein ernstes Schicksal zu theilen, und so gab sie Forster'n vor andern Aussichten den Vorzug."

Also Liebe, Mädchenleidenschaft entschied eben nicht für Forster'n; aber bei den „andern Aussichten" auch nicht gegen ihn. Jenen Mangel scheint Therese selbst leise *andeuten zu wollen.* Wir halten die ausgezeichnete Frau

in ihren Mittheilungen aus dem Jahre 1829 durchaus nicht für unwahr; allein in dem unglücklichen Ausgang ihrer Ehe mit Forster liegt ein Umstand, der ein nachrechnendes Herz unvermerkt täuschen kann, auch wenn es darin keine ausdrückliche Selbstentschuldigung sucht. Jedenfalls lag zwischen den mit Ueberlegung abgefaßten Bekenntnissen Theresens, als sie zum zweiten mal Witwe war, und zwischen jenem Frühling ihrer ersten bräutlichen Empfindungen eine so schwere Luftschicht unglücklicher Jahrzehnde, daß die Erinnerungen des vielgeprüften, schmerzlich heimgesuchten, vielleicht auch bereuenden Herzens Manches an der Klarheit und Schärfe der Umrisse verlieren können. Wir haben jene Mittheilungen aus Forster's Leben, selbst in äußern Thatsachen, nicht durchaus genau mit andern Nachrichten und selbst mit den Briefen übereinstimmend gefunden; wie viel leichter kann man sich in der Erinnerung an Empfindungen und Seelenstimmungen irren? —

Was aber die „andern Aussichten" betrifft, so beziehen sie sich vielleicht auf Wilhelm von Humboldt. Er hatte ihre Bekanntschaft in Göttingen gemacht und war in dem Maße ihr Verehrer geworden, daß seine nähern Freunde („Henriette Herz") die feste Ueberzeugung hegten, er werde keine Andere heirathen.

Treffend ist ohne Zweifel Theresens Zeichnung von Forster's äußerm Erscheinen. Und da man gerade auf Freiersfüßen seine ganze Person geltend zu machen sucht, so erscheint hier der geeignete Platz für Forster's Porträt.

„Seine Persönlichkeit vermehrte das Interesse, das *er als Weltumsegler* einflößte; nicht weil er hübsch war

— seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlitten und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne gänzlich verdorben; aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannichfachsten Ausdruck, und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch Geist und Empfindung einer größern Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre. Ein Ausdruck von Bescheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anstand der besten Gesellschaft, sodaß er in dem geistvollsten Cirkel gefiel und im vornehmsten an seinem Platze war. Unaufgeregt sprach er nicht, aber sobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er sich, nicht im Deutschen allein, sondern auch im Englischen und Französischen mit soviel Leichtigkeit und in so klarem Zusammenhang aus, daß seine Unbehülflichkeit, auf dem Lehrstuhle zu sprechen, gar nicht zu erklären ist. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer so fein und gesittet wie in der Gesellschaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachlässigte er seine Kleidung, sein Zimmer, noch die Aufmerksamkeit eines Mannes von feinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei diesem höchst gebildeten Betragen bezeigte er die gütevollste Theilnahme an fremden Schicksalen, wurde leicht heimisch im engern Kreise und machte keine Art von gesellschaftlichen Ansprüchen. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf *halbem Weg entgegenkamen*, was ihm bei seinem sehr

weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteigerten Freundschaft gewährte."

Wie schön verbinden sich hier die Vorzüge der großen Welt mit den Gaben für die Häuslichkeit! Und wir hoffen, sie werden sich durch den Bund der Ehe zu jenem befriedigenden Glücke durchdringen, das dem Freunde bisjetzt noch nicht beschieden war.

Therese schwankte also mit ihrer Hingebung an Forster's werbende Hand nicht; sie fügte sich aber in des Vaters Ansichten, sodaß der auf Hoffnung Vertröstete ohne eigentliche Verlobung abreiste. Und zwar ohne auch nur den nahen 7. Mai, Theresens Geburtstag, abzuwarten, an welchem sie ihr zwanzigstes Jahr zurücklegte, während er in Mitte seines dreißigsten stand. Er ging nach dem Harz, nach Zellerfeld. Als er Abends 10 Uhr an Heyne's Wohnung vorüberfuhr, sah er des arbeitsamen Professors Licht. Der Gedanke erschütterte ihn, mit fünf Schritten von dem lieben Manne doch so fern, so getrennt zu sein. „Und dann die liebe Therese! Kaum war der Schmerz auszuhalten."

Von der Ungewißheit gequält, wendete er sich von Zellerfeld aus an die Hofräthin Heyne, die junge Stiefmutter Theresens, die auf seiner Seite war. Noch vor Theresens Geburtstage hatte er von der artigen Frau und von Heyne selbst beruhigende, befriedigende Zeilen. Einen herrlichen Brief nannte er das Schreiben der geistreichen Frau. Alles wollte er nun anwenden, um nächstes Jahr heirathen zu können, und der liebe Gott sollte sein Gedeihen geben, daß es gut gehe, — schrieb er an Sömmerring.

Wie wir nun das Paar als innerlich einander angehörig betrachten dürfen, finden wir in Forster's unterwegs geschriebenen Briefen ein Bekenntniß, das wir als Abschluß ihres beiderseitigen Einverständnisses ansehen mögen: —

„Sie sind mir das edeldenkendste, beste Mädchen, das ich je sah, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nicht nach einigen allgemeinen Grundsätzen an sklavische Tugend glaubt, sondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beste zu wählen wünscht und strebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menschen heutzutage eben nicht allgemein ist; wir fühlen uns dadurch einander näher, verstehen uns und haben durch Selbstprüfung und Selbstverleugnung gelernt, mit der menschlichen Natur nachsichtsvoll zu sein, nicht zu viel von ihr zu fodern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückseligkeit das Ziel bleibt. Wir wissen, daß das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, in Mittheilung besteht, in Liebe, die sich selbst in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum Ihrigen macht. — Ich dächte in dem Allen läge für uns eine solche Gewißheit der Glückseligkeit, soweit sie von uns und nicht von äußern Umständen abhängt, daß wir ruhig der frohen, fröhlichen Stunde entgegensehen müssen, die uns ganz und unzertrennlich verbindet."

Ob in diesem — Programm einer Verlobung die Bürgschaft der Unzertrennlichkeit ihres Ehebundes lag, wird der *Verlauf dieser* Geschichte ausweisen. Wie leicht

könnte nicht gerade Das, wodurch Beide einander verstehen, die Grundlage ihrer Misverständnisse werden, — zu den Irrungen und Nachsichten der Liebe führen!

Der Frühling hat seine wehmüthigen Stimmungen, Frühlingsliebe gleich der Nachtigall ihre gezogenen Töne; sonst möchten wir glauben ein leidvolles Vorgefühl seiner verhängnißvollen Trennung und seiner verlassenen Sterbestunde habe Forster's Seele bewegt, als er seiner Therese in einem der ersten Bräutigamsbriefe schrieb:

„Ich habe nur noch zwei Epochen vor mir, die der Ehe und die der Auflösung; und ich danke es Ihnen, daß Sie mich über die erste durch ihre Zärtlichkeit so ganz beruhigen. Wenn ich an Sie, als an meine künftige liebe Gattin denke, so macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr strenger Begriff von Pflicht, dem Sie so willig folgen, für jedes Ereigniß unbesorgt. — — Wenn ich mir nicht umsonst schmeichle, daß man mich mit sanfter Güte zu einem guten Menschen machen könne, so sehe ich die frohe Aussicht vor mir, an Ihrer Seite an Dem, was die Menschen Tugend nennen, zu wachsen, und von Ihrer Hand gepflegt, einst ruhig und gutes Muths zu entschlafen." —

Wir greifen der eigentlichen Reise Forster's von Göttingen nach Wilna mit einigen Blicken in die Briefe vor, die er von Station zu Station seiner Sommerfahrt an seine Therese richtete. Wir möchten gern aus der Tonart dieses Briefwechsels die Lebensmelodie des künftigen Paares, die Harmonie ihrer verbundenen Zukunft voraus errathen. Auch interessiren uns Beide genug, um an *ihrem* Brautstandsleben theilzunehmen. Aber sie

sind weit getrennt, und sobald sie zusammenkommen, werden sie sich trauen lassen. Als Verlobte verkehren sie mithin nur in ihrem Briefwechsel. Leider fehlen uns Theresens Antworten. Als sie, über 30 Jahre nach Forster's Tode, seine Briefe herausgab, konnte sie wahrscheinlich sich nicht entschließen, unter den Mißklängen der öffentlichen Meinung über ihn auch noch die große Dissonanz lautwerden zu lassen, die zwischen ihrem Brautstand und ihrem Ehebund entstanden war. Oder sie schwankte im Zweifel, ob sie die alten Briefe, die Forster gewiß aufbewahrt hatte, verbessert herausgeben dürfte, oder unverbessert herausgeben möchte. Ihre frühere Schreibart bedurfte nämlich der Verbesserung. Die Fülle ihrer lebhaften Gedanken und Empfindungen war nie durch eine Grammatik geflossen, und erst zehn Jahre nach ihrer Verlobung, als das Verhängniß ihr eine schriftstellerische Feder in die Hand drückte, setzte sie sich mit der deutschen Rechtschreibung auf guten Fuß. Indeß ergibt sich aus Forster's Bräutigamsbriefen, daß sie sich stets in Ton und Text der seinigen hielt. Forster's Briefe athmen immer einen warmen Ernst um die höchsten Anliegen des Lebens. Sie grünen, sozusagen, im Klima jener glücklichen Inseln der Südsee, wo die Erinnerungen seiner ersten Jugend lebten, da die Sonne für den Brotbaum, den Pisang und die Cocosnuß warm genug — aber nicht heiß genug für reißende Thiere und giftiges Gewürm scheint. Allerdings, die Lenzblüten des Brautstandes fehlen, die Rosen der Lust, die Nachtschatten des Verlangens duften nicht zwischen diesen fruchtbaren Zeilen; der *Brautkuß war nicht einmal* glühend genug gewesen,

das weltläufige „Sie“ in ein trauliches „Du“ zu verschmelzen mit dem ersten Silberblick innigster Angehörigkeit. Diese Briefe bestätigen unsere frühere Vermuthung, daß Forster's Herz mehr für die Freundschaft als für Liebe gestimmt gewesen sei. Es sind Briefe des verlobten oder auch nur vertrösteten Freundes, dem keine Erinnerungen bräutlicher Zärtlichkeit, wol aber beruhigende Erwartungen häuslichen Glücks vor die Seele treten. Schreibt er doch selbst einmal an Therese: „Ich glaube nicht, daß Sie sich je über den zu feurigen Liebhaber beklagen werden; aber den treuen, den gutmeinenden, den dankbaren, den zärtlichen, der nie glaubt erwidern zu können, was Ihre Liebe ihm schenkt, den — hoffe ich — werden Sie nicht an mir vermissen.“

Also blättern wir ein wenig in diesen Briefen!

Forster beeifert sich an mehr als einer Stelle mit freimüthigen Bekenntnissen über sich selbst. So hat ihm „in der Periode seiner größten Heiligkeit“ ein Narr auf den Kopf zugesagt, daß er ein sinnlicher Mensch sei. Einem Bruder Schwärmer hat er selbst eingestehen müssen, er sei voll Eigenliebe, und eitel war er immer gewesen. „Erbärmlich eitel, eigensüchtig und sinnlich dazu, das ist Ihr Marc Aurel!“ ruft er aus. Diesen Namen hatte ihm Frau Heyne gegeben, und er bemerkt darüber: „O die liebe Mutter! Sie hat gewiß nicht geglaubt, daß eine Thräne aus meinem Auge sich auf dies Wort verlieren würde!“

Neben sich betrachtet er gern seine Verlobte. Wir nennen sie einmal so. Neben blos ein wenig Ungleichheit des Temperaments, auf die er sich gefaßt macht,

erkennt er in ihr einen redlichen Geist des Forschens nach Wahrheit, und wünscht nur, daß derselbe nie dadurch laß werde, daß soviel Schranken dem menschlichen Forschen gesetzt sind, die ihm überall entgegenstehen.

Philosophirt dann Therese wieder einmal und hält das System unserer heutigen Wissenschaft für zu entfernt von der Einfalt und Wahrheit der Natur, so stimmt ihr Forster bei, weist ihr aber auch nach, worin Wahrheit bestehe, und wie der Irrthum sich derselben zugeselle; wobei er sie zugleich aufmerksam macht, daß in den meisten Fällen unser Glück von solchen Speculationen gar nicht abhange. „Unser Wähnen über Wahrheit mag unsern Geist beschäftigen; allein unsere unauflösliche Verbindung mit den Dingen, die uns umgeben, bestimmt unsere Handlungen und Gefühle. Sie sehen, daß ich nicht im mindesten bei Ihrem Forschungsgeiste besorgt bin. Ich lasse Ihren Kopf unter den Sternen wandern, wenn es ihm einfällt, sich von mir zu versteigen, und halte mich an Ihr liebes Herz desto fester."

Wir haben hier einen Blick auf die Umwandlung zu werfen, die mit Forster's Denkungsart vorgegangen war.

In Jacobi's Hause wurde die Besorgniß ausgesprochen, der liebe Freund möchte nach abgelegter Schwärmerei in das „andere Extrem" fallen. Und wirklich verrathen seine auf der Reise und später aus Wilna geschriebenen Briefe einen Rückschlag. Er gefiel sich nun darin, seiner frühern, übertriebenen Frömmelei entgegen, die Naturseite des menschlichen Daseins herauszuwenden, den unbegreiflichen Erscheinungen des Uebersinnlichen die unerbittlichen Naturgesetze entgegenzuhalten. Er stürzt sich, sozusagen,

in materialistische Ansichten, um sich seiner frühern übertriebenen Gläubigkeit recht frei und ledig zu empfinden.

Freunde solcher Ansichten haben dies für ein neues Glaubensbekenntniß, für eine endlich durchgedrungne Ueberzeugung Forster's angesehen, ohne wahrzunehmen, daß zwischen den oft im Tone bewußten Uebermuths oder Verdrusses hingeworfenen Aeußerungen auch wieder die erhebensten Gedanken eines wahrhaft platonischen Geistes vorkommen, und daß Forster nachmals, und in seiner reifsten Zeit, auch von dem „andern Extrem" wieder zurückgekommen war. Ein so tiefer Geist wie Forster's konnte sich auch in seinem Ringen nach Wahrheit nicht wol zu einem ausschließenden Dogma, am wenigsten zum Dogma einer pantheistischen Materie bekennen.

Wer nicht einseitig und befangen den „Kreislauf des Lebens" auf das physische Gebiet der Sinnenbeobachtung abschließt, weiß auch, daß solche Reactionen und Schwankungen zwischen Extremen, wie eben Forster zu bestehen hatte, in der Entwickelung des Seelenlebens kein Räthsel, sondern sehr bekannt, und — möchte man sagen — gesetzmäßig sind.

Wir kehren zu Forster's Reisebriefen zurück.

Der frohe Bräutigam, der bei Theresens „Forschungsgeiste nicht im mindesten besorgt" sein will, läßt sich gern auf die, wie es scheint, zuweilen etwas bizarren Aeußerungen ihrer Briefe mit feurigen Erwiderungen ein. Einmal will er sich nicht dazu verstehen, ihr, wie sie es verlangt, zu gebieten, daß sie frömmer und gleichmüthiger sein solle: er billigt einen so traurigen Zwang nicht in *etwas, was schon* von selbst kommen werde. Dagegen

findet er es auch nicht, wie sie meint, wider den Lauf der Dinge, daß das junge Mädchen ihn bittet, mehr Schurken in der Welt zu glauben, als er sich's denkt, mehr fest, mehr mistrauisch zu sein. Er fühlt diesen Vorwurf gegründet, und mag gern erinnert sein.

Wandelt ihn dann manchmal eine kleine Furcht an, daß er Theresen aus ihrem Vaterlande nach Polen zu führen wage, wo sie noch weniger als in Göttingen Umgang, der ihrer werth sei, finden, und ihren Blick nicht einmal an der schönen Natur, an der schönen Kunst weiden könne wie dort: so hält er doch bald wieder an dem blinden Vertrauen fest, das er in ihren Geist setzt, sich in jedes Land, jedes Klima, jedes Volk, jede Lebensart zu schicken.

Zwischen solchen Betrachtungen strahlen da und dort des Freundes Erwartungen von seinem Ehebündniß hervor, — Hoffnungen, die im Leben, wie er es selbst einmal ausspricht, — einen unerbittlichen Rabatt leiden, deren schönste und innigste aber gleich auch wieder, nach seiner hochgetragenen Weise, über den Bund fürs Leben hinausschweifen. Denn mag er auch das eine mal sich darauf beschränken, zu träumen: „Wenn ich Bücher habe, so kann ich arbeiten, und wenn ich meine Freundin habe, kann meine Arbeit mich froh und glücklich machen"; das andere mal geht er doch gleich wieder ins Unermeßliche. — „Ich weiß es", schreibt er später von Wilna aus, „ich fühle es so innig, so überzeugend gewiß, daß mein wahres Glück erst von dem Augenblicke anfängt, wo ich wieder bei Ihnen sein werde. Alles war Vorbereitung bis dahin, *meine erste Jugend. meine* frühe Reise nach Rußland,

mein Aufenthalt und meine Arbeiten in England, meine Reise mit Cook, meine schwärmerische Epoche, mein fünfjähriger Umgang mit meinem unersetzlichen Sömmerring, meine diesjährige Reise, mein Briefwechsel mit Ihnen: nun wird das Leben kommen und sein Ziel! Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß leben, wie man leben soll. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuse bauen helfen, welches sie als ihre einzige Beute aus dieser Welt einst in jene übertragen wird, — ein Gewebe von den reinsten und besten Ideen, den auserlesensten Gefühlen, Gedanken und Thaten, in denen sie, dort sich ihrer wieder selbst bewußt, ihr Wesen forttreiben wird."

So finden wir Forster'n in seinen Briefen. Aber diese müssen doch in ihrer ernsten Richtung, um eben darin zu bleiben, einen Anhalt an Theresens Antworten gehabt haben. Auch geht dies aus einzelnen von Forster'n herausgehobenen Aeußerungen hervor, an die er nicht selten seine bedeutendsten Erörterungen anknüpft. So brachte ihn, in dem herrlichen Briefe aus Freiberg vom 7. Juli, ein Gedanke Theresens zur Betrachtung über das Wesen der Freiheit und über unsere Aufgabe, stets das Nächste, wenn auch Kleinste zu thun. Sie hatte es einen Jammer genannt, daß die Menschen nicht werth wären, daß man sich Mühe um sie gebe; sie fühlten es nicht, wenn man ihr Bestes wolle, weil sie nicht einmal fühlten, wenn man ihnen wirklich wehthue. Darauf ruft Forster aus:

„Ferne sei es von dem Menschenfreunde, seine Brüder um dieser traurigen Unempfindlichkeit willen, zu der sie

durch Unterdrückung und Aberglauben hinabgesunken sind, ihrem Schicksale zu überlassen! — — Nichts ist edler, nichts eine so sichere Anzeige von der Gewalt der Tugend über das Herz und auch von der Kraft, die der Schöpfer in manche Seele gelegt hat, zum Wohle der Menschheit thätig zu sein, als der Enthusiasmus für Freiheit und Volksglückseligkeit, die der Jüngling zumal am lebhaftesten fühlt; und gleichwol ist nichts gewöhnlicher als das Erlauen und Erkalten in einem nur wenig vorgerückten Alter, sobald man die Hindernisse empfunden hat, welche die vielumfassenden Aussichten eines solchen Patrioten in einen sehr engen Wirkungskreis zurückweisen. Ich kenne hier nur einen Mittelweg. Die Natur knüpft ein unauflösliches Band zwischen unsern Pflichten und unserm Interesse, glücklich zu sein. Es darf die Frage nicht sein: können wir Gutes stiften, können wir Misbräuche abstellen, können wir Früchte unserer Bemühungen zur Wohlfahrt des Staats oder der Gesellschaft, in der wir zu wirken bestimmt sind, erleben? Nein, dies Alles hängt nicht von uns, hängt nicht von Menschen ab; es ist im Rathe der Götter beschlossen und im heiligen undurchdringlichen Dunkel des Schicksals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unserm Gefühl und Verstand das Beste schien, das Beste des Staats unter den Umständen, worin er, worin wir uns befanden, das Beste des einzelnen Menschen, mit dem wir besonders zu thun hatten; denn das Beste unsers eigenen Selbst, welches uns am nächsten angeht, ist Resultat dieser beiden und folgt unmittelbar daraus."

Schwerlich haben viele Verlobte einen gehaltreichern und — möchte man sagen — weihevollern Briefwechsel geführt als Forster mit Theresen. Kein Wunder, daß sie mit so hoch geschwungener Feder zuweilen, ohne es selbst zu ahnen, das Verhängniß ihrer verbundenen Zukunft berühren. Wir haben die Empfindung Forster's schon angeführt, mit welcher er auf seine Sterbestunde unter Theresens pflegender Hand einen Blick that, den wir ahnungsvoll nannten. Und nun finden wir von Theresens Seite bei herannahender Vermählung einen Gegenstand berührt, der gerade für die Entwickelung der Ehe und dadurch für jene Sterbestunde verhängnißvoll werden sollte.

Wenn wir so oft auf vorbedeutsame Züge in Forster's Leben hinweisen, so geben wir zu bedenken, daß ein Menschengeschick, indem es aus eigenen Herzenstrieben erwächst, seine Entwickelung schon aus den frühesten Keimaugen der lebenden, treibenden Gesinnung errathen läßt. Dies zu thun erfodert nur einen aufmerksamen Rückblick vom Gipfel eines abgeschlossenen Lebens auf dessen frühere Ausschläge. Als einen solchen erkennen wir nun folgende Aeußerung:

Therese hatte sich in einem Briefe gegen die Strenge, womit die Fehltritte der Frauen in der Gesellschaft gerügt würden, bitter geäußert. Forster gab ihr Recht und wies nach, daß eigentlich die Frauen mehr als die Männer intolerante Sittenrichter seien. Innigkeit und Richtigkeit des Gefühls lehre das Weib seine Pflicht, weniger das Nachdenken als innerer Trieb, innerer Sinn. „Jene Vorurtheile“, sagte er, „über welche Sie zürnen,

verdienen auch meinen ganzen Abscheu. Ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, sich zu entwickeln, Blüten und Früchte zu tragen."

Ohne Zweifel ist an diesem Gedanken der Ausdruck unbedingter als die Meinung. Was würde sonst der edle Mann dazu sagen, wenn das liebende Herz seiner Therese ohne weiteres eine Seitenknospe der Neigung triebe, deren Entwickelung ihre Freiheit foderte? Oder würde er sich streng und heiter seinen eigenen Worten ergeben?

Reise-Stationen.

Mit der Sympathie, die wir aus dem Briefwechsel der Geheimverlobten für sie gefaßt haben, folgen wir nunmehr der Reise des ernsten Bräutigams.

Wir verließen ihn zu Zellerfeld. Hier finden wir ihn im Hause des Viceberghauptmanns von Trebra, „des vortrefflichen, herzensguten, ohne Complimente höflichen Mannes einer recht liebenswürdigen, sanften und ungezwungenen Frau". Er besuchte das Mineraliencabinet und trieb Mineralogie, fuhr Visiten und lernte die interessanten Leute des Harzgebirges kennen, in dessen Höhlen er nach vorsündflutigen Resten forschte.

In dem Wechselwetter, das er hier in der Nähe des Blocksberges um Walpurgistag fand, stöberte es auch wieder von Rosenkreuzerei um ihn her. Trebra erzählte ihm von sehr angesehenen Männern, die bei dem Kaffeewirth und Geisterbanner Schröpfer gewesen seien und Vieles besser als — Canitz in Kassel wüßten. Er war mit Forster'n einverstanden, daß dieser Schröpfer ein Betrüger gewesen sei; aber das Unerklärbare reizte sie, —

wie es dieser Mensch nur angefangen habe, in fremden Zimmern, die er zum ersten mal betreten, ohne alle Vorbereitung und am hellen Tage vor den gescheitesten Köpfen seine Gaunereien auszuführen. Auch die Möglichkeit, durch höhere Verbindungen hinter das Geheimniß einer Fortdauer nach dem Tode zu kommen, beschäftigte beide Männer, und Forster ging dabei von der Meinung aus, man müsse, um Wahrheit zu finden, Alles an sich kommen lassen und prüfend das Beste behalten. Das gab denn interessante Nachrichten an Freund Sömmerring in Kassel, an den inzwischen Anträge aus Mainz gelangt waren, für die ihn seine Rosenkreuzerangst sehr geneigt machte. Auch Forster stimmte für Annahme derselben, und meinte, er müsse vorerst auch aus Kassel fort, damit er Athem holen könne.

Leider blieb, wenn auch diese thörichten Geheimnisse verdunsteten, doch das Bedürfniß Dessen, was man darin gesucht hatte, als drückender Niederschlag zurück, und Forster rief in demselben Schreiben aus: „Das verdammte Geld! Oder vielmehr das Unglück, daß ich nicht damit haushalten kann. Doch ich will's lernen, mag es kosten, was es will!"

Mit diesem guten Vorsatze reiste er Mitte Mai ab und nahm als Gebirgsschatz — „manches Stüfchen aus dem Harz mit".

Seinen Aeltern in Halle ging es noch nicht zum erwünschtesten. Der alte Forster hatte wieder Unvorsichtigkeiten begangen. Dem Studium der Rechte war er einst hier als Student abwendig geworden: rechthaberisch blieb er aber auch noch als Professor. Auch fühlte er sich in

Halle nicht am besten Platze, indem die Parteien und Zänkereien, die es zerrütteten, einen so leicht erregbaren und heftigen Mann leicht in ihre Strudel zogen. Dabei konnte er außer seinem Gehalte nichts verdienen, und seine Leidenschaftlichkeit machte ihn zu langwierigen gelehrten Arbeiten unfähig. Ueberdies stumpfte manche Sorge seinen Geist ab und stimmte sein lebhaftes Temperament zu menschenfeindlicher Bitterkeit, sodaß er selbst an der öftern Kränklichkeit seiner duldenden Frau ein Hinderniß im Arbeiten zu finden glaubte. Ein Sprichwort sagt, daß man nicht ungestraft unter Palmen wohne; aber der alte Forster, und in milderm Grade selbst der Sohn, lassen uns auch vermuthen, daß man ebenso wenig ungestraft eine Reise um die Welt macht, wenn man nach derselben in beschränkter Häuslichkeit sein Glück finden soll. — Zufriedener war schon Forster's Schwester Wilhelmine, obgleich in ziemlich eingeschränkter Lage, durch die Beschäftigung mit der Erziehung ihres kleinen Knaben. Eine in England verheirathete Schwester lebte, um die Ihrigen in Deutschland wenig bekümmert, für ihren Mann. Die mittlere Schwester wurde aus Surinam erwartet, da der dortige Gouverneur Texier, dessen Kinder sie erzog, vor kurzem gestorben war.

Um unsern Reisenden in seinen bisherigen und in den künftig wechselnden Stimmungen recht zu verstehen, müssen wir uns darüber klar machen, daß er eine zur Thätigkeit und Theilnahme geborene und gebildete Natur war. Das Bedürfniß, Eroberungen für seinen Geist zu machen, trieb ihn dem bewegten Leben zu. Mit seiner Beute zog er sich dann, um sie zu verarbeiten, in die

Einsamkeit zurück und fand hier ein vorübergehendes Genüge. Darum wollte er das eine mal nicht aus seinem Schneckenhäuschen gerufen sein, und hielt das andere mal dafür, daß ihm, um der Welt zu nützen, eine große Reise noththue. So sagt er einmal in seiner Monographie über Cook den Entdecker: „Die vollkommenste Art unsers Daseins besteht, nach den ewigen Gesetzen der Natur, wechselsweise im Sammeln und Zerstreuen unserer Kräfte.“ Und darum liebte er den Ausspruch des Helvetius: „C'est dans les deserts que se ramassent les diamants, et dans les villes qu'on les taille, les polit et les monte; c'est pourquoi je suppose qu'on ne puisse s'illustrer dans les lettres sans partager son temps entre le monde et la retraite.“

Wie schön stimmen damit Goethe's Worte in „Werther's Leiden“ überein: „Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, im Gleise der Gewohnheit so hinzufahren und sich weder um Rechts noch Links zu bekümmern.“

Beide Richtungen thätiger Menschen stehen aber vielleicht nie oder höchst selten im Gleichgewicht. Auf Forster'n übte jetzt noch die Welt einen vorherrschenden Einfluß, der vielleicht nach des Freundes Verbindung mit seiner Therese auf das Haus übergeht. Dies Weltbedürfniß, um es so zu nennen, war durch den eigenthümlichen Lebensgang des jungen Menschen vielleicht ein wenig ins Krankhafte ausgebildet worden. Man weiß, wie im

physischen Leben durch Uebersättigung in der Kindheit die Organe der Verdauung und das Nahrungsbedürfniß sich erweitern und überreizen. Aehnlicherweise scheint im geistigen Leben ein zu frühes Uebermaß von großen und wechselnden Eindrücken der Welt den Sinn und die Seele des Menschen zu erweitern und aufzuregen. Muß daher nicht das Herz eines Mannes, der schon als angehender Jüngling die Welt umsegelt und seinen Geist an den größten Erscheinungen des Weltmeers und fremder Continente entwickelt hat, gerade in seinem kraftvollsten Alter von ganz andern Bedürfnissen getrieben werden als der Zögling des Stilllebens, dem die Unendlichkeit des Daseins sich nur in kleinen, murmelnden Lebenswellen abgespiegelt hat? Aber das Schicksal gleicht gern seine Gaben aus, und wenn es die Kinderbescherung der Zufriedenheit am liebsten unter den ledernen Großvaterstuhl der Familie, hinter die Stachelbeerhecke des Hausgärtchens versteckt, so legt es nicht selten seine beneidetsten Lebensschätze, die Gewinnste der Welt, in einer nie befriedigten Unruhe zur Schau. Jenes partager des Helvetius ist denn freilich die schwere Aufgabe, und glücklich nur der Mann, der Haus und Welt auszugleichen die Kraft oder die Kunst besitzt!

Forster hatte nur vor vielen Unbefriedigten den hohen Seelenblick voraus, mit welchem er für sein Bestreben auch im Kleinen und Engen stets die edelsten und umfassendsten Zielpunkte suchte. So legte er auch seiner Versetzung nach Wilna, wie wir aus dem schönen Abschiedsbriefe an Sömmerring gesehen, einen Sinn bei, der sein persönliches Bedürfniß einer Veränderung zugleich

mit der höchsten Bedeutung, die für jeden sinnigen Menschen ein Wechsel seiner Weltstellung hat, aufs trefflichste bezeichnet.

Wie er mit solcher Gemüthserhebung von Kassel über Göttingen seine Uebersiedelungsreise angetreten hatte, setzte er sie mit Heiterkeit und selbst bei besserm körperlichen Befinden auf Umwegen fort.

In Leipzig traf er mit Nicolai zusammen, der ihm sein Jesuiten schnupperndes Steckenpferd vortummelte. Nicolai überzeugte den Freund, daß die Jesuiten in allen Geheimbünden ohne Ausnahme steckten und die Haupttriebfeder abgäben. Das bekannte Zeichen S. J. habe zwar immer Superiores incogniti (unbekannte Obere), aber auch Societas Jesu (Gesellschaft Jesu) bedeutet. Es liege eben ein echtjesuitischer Doppelsinn darin.

Nun scheint aber die Rache gerade dieser Verkappten der Gegenstand der Angst beider kasseler Freunde gewesen zu sein. Forster setzte daher seinen Sömmerring von Nicolai's Mittheilungen in Kenntniß, ermahnte ihn aber zugleich auf einen kummervollen Brief, ruhig zu sein. Manches ist dabei nur sehr räthselhaft angedeutet. Sie scheinen ein Erbrechen ihrer Briefe in Kassel — mithin dort auch ihre Verfolger gefürchtet zu haben. Nur Förster's Zuruf an den verzweiflungsvollen Freund ist klar: „Sei nur verschlossen! Sei fröhlich und gutes Muths! Ach, daß dich die Einsamkeit so finster machen, dir Alles so schwarz zeigen muß!“ — —

In Dresden erlebte der Reisende eine rührende Scene. Vor dem Wilsdruffer Thore besuchte er Heyne's

alte Mutter, die Großmutter seiner Therese. Sie war blind und erschöpft zu Bette. Er mußte ihr vom Sohn und seiner Familie erzählen. Seine Hand gefaßt, fragte sie immer wieder nach der Zahl der Kinder, klagend wie vergessen und in ihren Gedanken selbst an Gott wie verstört sie sei. — Forster, gesegnet als Bote Derer, die der guten Greisin nie aus dem Sinne kämen, schied, zu Thränen gerührt, mit der Betrachtung, wie lebhaft der Wunsch und die Hoffnung der Unsterblichkeit erregt werde beim Anblicke des hohen Alters, wenn der ehemals feurige, thätige und wirksame Geist, mit seinem zerrütteten, entkräfteten Körper unzufrieden, noch das Bedürfniß eines Instrumentes für sein herrliches, wunderbares Gedankenspiel empfände. —

Von Dresden ging Forster nach Freiberg, um einige Wochen auf Erweiterung seiner Kenntnisse des Bergbaus zu verwenden. Es that ihm leid, daß er diesem so wichtigen Gegenstande nicht Monate widmen konnte. Hier stand der nachmalige Bergrath Ritter Werner, damals noch vernachlässigt, schlecht besoldet und statt geehrt vielmehr zurückgesetzt von Obern, die er übersah und die ihn nicht zu behandeln wußten. Nur ein paar Jahre älter als Forster, Sohn eines Eisenhammeraufsehers in der Oberlausitz, war er auf seine Schrift über die äußerlichen Kennzeichen der Fossilien von Leipzig, wo er eben seine Studien vollendet hatte, nach Freiberg berufen worden, um Mineralogie und Fossilienkunde zu lehren. Ein wissenschaftliches Genie, ließ er damals Niemand ahnen, welcher Ruhm und wissenschaftlicher Welteinfluß ihm bevorstand. Er hatte sein System der Mineralogie noch

nicht geschrieben, das siegreich über die Widersprüche gegen seine Neuheit, eine über ganz Europa bis nach Amerika sich verbreitende Schule der Metall-, Stein- und Erdkunde begründete. Forster erkannte gleich in ihm den von Natur zum Entdecker in ihren Gebieten vorbestimmten Mann von schärfstem Blicke für sinnliche Wahrnehmung, von lebendiger Einbildungskraft und ausgebreiteter Belesenheit im Felde der Länder- und Völkerkunde. Er bezeichnet ihn in seinen Briefen als Mineralogen ohne Gleichen und als systematischen Kopf, der Linné überrage. Ueber die Bearbeitung der Naturkunde hatte Werner seine eigenthümlichen Ideen, denen Forster Beifall gab; hielt sich aber innerhalb sorgfältiger Beobachtung, ohne sich mit Schriftstellerei zu übereilen.

Das Praktische des Bergbaus war Charpentier's Fach, eines Mannes, den Forster höflich in Worten fand, während sich Werner gefällig und dienstfertig durch That erwies. Von beiden Männern gibt Steffens, der sie in einer spätern Zeit kennen lernte, in den Mittheilungen aus seinem Leben ausführlichere Charakterschilderungen, besonders von Werner, der inzwischen sein geniales Wesen mehr und mehr mit wunderlichen Verzierungen ausgeführt hatte.

Eine interessante Begegnung hatte Forster in Freiberg mit dem Fürsten Poniatowski, einem Neffen des Königs und des Fürstbischofs, einem schönen jungen Mann in den Dreißigen, voller Einsicht und Kenntnisse, sehr bestimmt, ernst und gütig. Er ließ sich gegen Forster'n mit gutem Blick über die Bedürfnisse Polens aus; wobei er ihn einerseits über manches Bedenken hinsichtlich Wilnas beruhigte, ihm jedoch auf der andern Seite durch herab-

setzende Urtheile, z. B. über Forster's Freund Scheffler, Besorgnisse wegen dortigen Parteitreibens erregte. Hinsichtlich der Aufklärung Polens beklagte der Fürst, daß den Gutsherren das schöne Mastholz mehr werth sei als eine größere Anzahl Unterthanen. Jene Herren gütig gegen die Bauern zu machen, sei sehr schwer, solange dieselben soviel Bedürfnisse hätten und die Juden brauchten, um die Bauern zu schurigeln.

Nachdem Forster eines leidenden Fußes und gestörter Verdauung wegen auch Zwischenausflüge nach Teplitz gemacht hatte, verließ er nach Mitte Juli „das schöne Sachsen und die lieben Menschen, die er darin gefunden hatte". Ueberall war dem interessanten Weltumsegler die lebhafteste Theilnahme entgegengekommen. Alles hing an dem Munde, aus dem Palmen und Pisang hervorwuchsen, an dem gelblichen Auge, das die braun-nackten Bewohner des Paradieses Tahiti gesehen hatte. Forster nahm all diese Zuthätigkeiten unbefangen auf. Er fand darin nur die Anerkennung seines wohlwollenden Gemüths, und folgerte daraus nur, daß die Menschen im Grunde gute Geschöpfe und mit Wenigem zu befriedigen seien; daß Güte des Herzens immer den bleibendsten Eindruck auf sie mache, und uneigennützig scheinende Liebe sie immer am tiefsten rühre.

Vom 23. Juli an trieb sich Forster, die Merkwürdigkeiten von Prag kennen zu lernen, in dieser „großen und größtentheils schönen Stadt" umher. Er verweilte vier Tage, überrascht, Männer von Verdienst zu finden, die er da in Böhmen nicht gesucht hätte. Ein Brief an Heyne berichtete über die Ausbeute seiner Besuche bei Gelehrten,

die von keiner Bedeutung mehr für uns sind, und bei Anstalten, die seitdem sich sehr verändert haben. Wir heben nur einige interessante Notizen aus. — In dem naturgeschichtlichen Manuscript des Thomas Cantopratensis aus der Mitte des 13. Jahrhunderts fiel dem blätternden Forster eine Stelle auf, die nicht sehr zweifelhaft von einer Bewegung der Erde um die Sonne — 300 Jahre vor Kopernicus, spricht. — In einer andern Handschrift der Bibliothek, einem Evangelienbuche der Hussiten, zeigte sich auf einem der kostbaren Miniaturgemälde in artiger Allegorie — Wicliffe mit Stahl und Stein Feuer schlagend, Huß mit einem entzündeten Hölzchen und Luther mit einer lodernden Fackel abgebildet.

An Licht und Aufklärung fehlte es damals in Prag nicht. Forster traf unter den katholischen Geistlichen helldenkende, freimüthige Männer, und das Publicum hatte auf Redouten Mönche als Masken von der personificirten Aufklärung im Saal herumpeitschen sehen und dazu gelacht. — Was immer aber damals in Prag zur Förderung der Wissenschaften geschah, — es ging nicht von der Regierung aus, sondern war das Werk patriotischer Bestrebungen einzelner Privaten.

Neben den Merkwürdigkeiten von Prag wurde unser Reisender von den ersten Familien in Anspruch genommen, — vom Fürsten von Fürstenberg, der Gräfin Wallis, dem jungen Grafen Sternberg, — wahrscheinlich dem inzwischen durch seine Verdienste um die Naturwissenschaften berühmt gewordenen Kaspar Maria, damals 23 Jahre alt. Und war der Tag mit Besehen und Besprechen, mit Fragen und Antworten hingebracht, so trieb ihn sein

Bräutigamsherz zu langen Briefen an seine Therese. Ja er las daneben auch noch ernsthafte Sachen, wie daraus hervorgeht, daß er ihr Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" empfahl. Herder gehörte zu Theresens Lieblingsschriftstellern, und Forster wollte ihn um dieses Buches willen lieber gewonnen haben, ungeachtet der darin enthaltenen physischen Unrichtigkeiten, die er übrigens an einem Manne, der kein Naturkundiger von Profession sei, gern entschuldigen wollte. Späterhin äußerte er doch einmal, daß Herder eigentlich sein Mann nicht sei.

In naturwissenschaftlichen Dingen hatte Forster gewiß ein zuständiges Urtheil; wenn er aber in demselben Briefe Garve den zuverlässig größten jetzt lebenden Philosophen nennt, so lächeln wir heute zu dieser unwissentlich begangenen Sünde gegen den Geist der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft", die damals doch seit drei Jahren erschienen war. Garve zählte doch nur zu den Philosophen des erfahrungsgemäßen Volksverstandes. Er schrieb vielleicht schöner und deutlicher als mancher Andere, nur immer noch nicht wie Lessing, und an die höchsten Fragen speculativer Philosophie reichte er von weitem nicht.

Den 27. Juli reiste Forster von Prag nach Wien ab.

Aufenthalt in Wien.

Wäre Forster noch zweifelhaft gewesen, ob er wirklich eine Revolution im Denken bestanden, und besonders ob er eine gehörige Portion Schwärmerei abgelegt habe, so hätte er, um hierüber die Probe zu machen, nichts Besseres thun können als über Wien zu reisen. In diesem Klima konnte eine so selbstquälerisch sich Alles versagende Schwärmerei sich nicht halten. Sehen wir zu, welche Eindrücke er hier aufnahm!

Die Stadt sprach ihn an, — schön gelegen, nicht gar groß und eng, die Vorstädte weitläufig und mit Gärten geräumig. Die Wohnungen waren geschmackvoll und auf Bequemlichkeit eingerichtet. Alles verrieth Wohlstand und Reichthum, wie man sie anderwärts nicht fand; daher denn auch viele Dinge Bedürfniß waren, die an andern Orten zum weitgetriebenen Luxus gehörten. Die Lebensmittel im Ueberfluß, wohlfeil und von bester Beschaffenheit. Nicolai und Riesbeck, der als reisender Franzose schrieb, hatten die Wiener als Fresser geschildert. Forster fand dies nicht. Man aß Abends sehr wenig

und trank mäßig. Mit Lachen über solche Reiseberichte meinten die Wiener, sie unterschieden sich von den Berlinern in diesem Punkte nur dadurch, daß sie gern etwas Gutes äßen, weil sie es eben hätten, jene aber, wenn sie es hätten.

Forster spricht hier freilich nur von den Abendessen: Lady Montague erzählt dagegen von den üppigsten Mahlzeiten, von funfzig trefflich zubereiteten, in silbernen Schüsseln aufgetragenen Gerichten, von Dessert im schönsten Porzellan, und fand unter den Couverten ein Weinverzeichniß von wol 18 Sorten zur Auswahl.

In der Gesellschaft herrschte ein sehr angenehmer Ton. Ohne Zurückhaltung und viel Umstände stellte man sich mit dem Fremden auf freundschaftlichen Fuß gegenseitigen Vertrauens. Daß auch dies eigentlich auf feinen Lebensgenuß berechnet war, schien nicht tadelnswerth. Auch die berüchtigte wiener Unsittlichkeit fand Forster nicht schlimmer als in andern Residenzen, da die Höfe doch mehr oder weniger und der Adel überall verderbt seien; wogegen der Kleinstädter gar häufig auch den feinen Ton für ein Anzeichen von Sittenlosigkeit nähme. Warum sollte nicht ein hübsches Mädchen sich zuweilen die Hand und gelegentlich auch einmal auf den Mund küssen lassen, oder einem geachteten Manne sagen dürfen, es sei ihm gut?

Unter den artigen und witzigen Frauenzimmern fehlte es nicht an Schönheiten und an liebenswürdigen Geschöpfen. Im Französischen und Italienischen waren die Damen zu Hause, manche auch im Englischen nicht fremd. Klavierspielen war allgemein, und das Zeichnen ziemlich betrieben.

Auch die höhere Gesellschaft öffnete sich dem interessanten Reisenden mit einer so herbeilassenden Freundlichkeit, daß er sich stets auf gleichem Fuße mit den Vornehmsten empfand. Besonders sagte ihm die Gräfin Thun und ihr Kreis zu, — „das beste Weib von der Welt mit ihren drei Grazien von Töchtern, deren jede ein Engel von eigener Gattung erschien, unbefangen, heiter wie die Morgensonne, voll natürlichen Verstandes und Witzes". Bei der Gräfin fand man die feinste Unterredung und eine mit der größten Delicatesse gepaarte Freimüthigkeit; sie besaß eine ausgebreitete, aber auch ganz durchdachte Belesenheit, verbunden mit einer reinen, herzlichen, von allem Aberglauben entfernten Religiosität, der Religiosität eines sanften schuldlosen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens. Der Kaiser, Fürst Kaunitz und die in Wien verweilenden Engländer besuchten ihre Cirkel. Fast alle Abende zwischen 9 und 10 Uhr kam man bei der Gräfin zusammen; ein munteres witziges Gespräch wechselte mit Klavierspiel, deutschem und italienischem Gesang, und wenn die Lust dazu trieb mit einem Tänzchen. Forster selbst, eben kein gewandter Tänzer, wurde einmal als Zuschauer, da es eben an der achten Person zu einem Cotillon fehlte, trotz aller Abwehr am Arme gepackt und von einer Tänzerin zur andern geschoben. — „Nicht wahr, das heißt in Saus und Braus gelebt?" schrieb er seiner Braut. — Auch zu Landpartien wurde er von der Gräfin gezogen, z. B. nach Dornbach, dem schönen Landsitze des Feldmarschalls Lascy, wo auf dem Rasen gefrühstückt, dann umherspaziert und um 5 Uhr im Augarten bei der Stadt *zu Mittag gespeist* wurde.

Es nimmt uns Wunder, daß Forster in keinem seiner wiener Briefe des Grafen Franz Joseph von Thun gedenkt, der seit ein paar Jahren mit Lavater in mystischer Verbindung, als Schwärmer damals schon Aufsehen erregte. Dies war freilich neun Jahre später noch mehr der Fall, da der Graf über Karlsbad nach Leipzig zog und durch Handauflegen an Gichtischen und Gelähmten Wunder verrichtete. Der Zulauf von Patienten war außerordentlich, bis man inne ward, daß die mit verbundenen Augen eingeführten Kranken unter des Grafen Zuspruch von einem Andern behandelt wurden.

Jene Wirbel des Cotillon waren nicht die einzigen, in die Forster gezogen wurde. Andere führten ihn von Haus zu Haus: denn des Einladens bei den Vornehmen war kein Ende. Um Allen Alles zu sein, wie der Reisende sich einmal vorgesetzt hatte, mußte er sich stets auf den Beinen halten, oder im Wagen von einer zur andern Thür rollen.

Beim Fürsten Kaunitz, dem genialen und mächtigen Minister, war Forster wiederholt zur Tafel gezogen. — Bekanntlich führte diese Gunst, wie hoch man sie auch anschlug, einiges Bedenkliche mit sich. Der Fürst, so bizarr in seinem Geschmack als großartig in Staatsgeschäften, benahm sich in seinen Sonderbarkeiten so absolut, daß selbst Maria Theresia mit ihrem E i c h e n s i n n — wie sie das Wort unrichtig, aber treffend schrieb — im Verkehr mit ihrem Minister sich in seine Wunderlichkeiten gefügt hatte. Nicht blos, daß Kaunitz über Tische, beim Mittagsmahle Abends 7 Uhr, die Zähne putzte und nach *dem Fallen* und Steigen der Temperatur eine Anzahl

seidener Mäntel an- und auszog, wechselte er auch leicht seine von Bewunderern verwöhnte Laune und konnte unhöflich werden. Forster'n blieben solche Auffälligkeiten nicht unbemerkt: er erkannte aber hinter denselben einen vortrefflichen Charakter, ja Züge der Sanftmuth. An dieser Tafel kamen ihm zugleich die ausgezeichnetsten Männer von Wien entgegen, der sanfte Graf Cobenzl, der Feldmarschall Graf Haddick, „ein schlichter Soldat zwischen zwei artigen Töchtern", der Feldmarschalllieutenant Graf Nostitz, der Baron van Swieten und Andere.

Ueber diese Männer von Stande wurden indeß die Männer von Fach und Feder nicht versäumt. Wir nennen zuerst ein paar Dichter, die seitdem freilich an poetischem Gewicht sehr eingetrocknet sind.

Blumauer war aus einem Jesuiten der bekannte leichtfertige, durch Dick und Dünn spaßhafte Poet geworden. Forster fand auch einen sehr philosophischen Kopf an ihm, ja er nannte ihn einen bessern Philosophen als Dichter, dem man aber weder Poesie noch Philosophie an seinem nüchternen, trockenen Aussehen anmerke. Er stellte bekanntlich eine lange, hagere Figur von gelber Gesichtsfarbe dar, sodaß ihn die scherzhaften Wiener einem Eibischbaume verglichen.

Alxinger, von gleichem Alter mit Blumauer, hatte damals seine phantasielosen, in hohen und hohlen Versstiefeln einherschreitenden Ritter „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" noch nicht geschrieben; daher ihn auch unser Reisender neben den uns ganz unbekannten Raschky und Petzel blos als guten belletristischen Kopf bezeichnet.

Persönlich näher stand Forster'n der Freiherr Otto von

Gemmingen. Sie waren Freunde, zwei des Kleeblattes, zu dem sich der Dritte finden wird. Gemmingen, vorher kurpfälzischer Kämmerer, privatisirte seit kurzem in Wien. Forster erklärte ihn wie Blumauer'n für einen philosophischen Kopf. Wir wissen schon, was Forster Philosophie nennt. Wenigstens in der Literatur hat sich Gemmingen von dieser Seite nicht hervorgethan. Desto höher war er damals durch sein Schauspiel — „Der deutsche Hausvater" als Poet angesehen. —

Seit etlichen Jahren war die Flut der Familienstücke und Rührspiele auf dem deutschen Theater im Steigen, — ein laues Bad für die Musen, worin Apollo sie nicht überraschte. Ursprünglich dem „Père de famille" Diderot's nachgebildet, hielt sich „Der deutsche Hausvater" in seinen vier Wänden ziemlich spießbürgerlich, ohne Anspruch auf originelle Auffassung, oder kühne, frische Darstellung, und befand sich ganz wohl bei „Nicht mehr als sechs Schüsseln", die der berliner Großmann auftrug, — ein Lustspiel, das damals viel Geschmack und Zuspruch fand.

Der dritte im Kleeblatte war Herr von Born. Forster nannte ihn, den zwölf Jahre ältern Mann, seinen besten Freund von dem edelsten, aufopferungsfähigsten Herzen. Im Siebenbürgischen geboren, hatte er unter den Jesuiten studirt und sich später den Naturwissenschaften gewidmet. Damals war er Hofrath in Münz- und Bergwerkssachen, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, großer Fassungsgabe und ausgebreiteten Sprachkenntnissen, Wiens Juvenal genannt. Sein bedeutendster Ruhm kam ihn freilich auch am theuersten zu stehen, *indem er sich bei* seinen Versuchen in der Amalgamirung

durch Quecksilberdämpfe langjährige Leiden zugezogen hatte, sodaß er damals noch an Lähmungen litt. Dies hinderte aber seinen Witz nicht, in einer köstlichen Satire die verschiedenen Mönchsorden nach dem Linne'schen System zu classificiren und zu beschreiben. Er hatte hierzu einen Maler eigens in die verschiedenen Klöster geschickt, um Porträts — vorgeblich zu Heiligenbildern, aufzunehmen. Vielleicht fällt aber solcher Spott unter Kaiser Joseph weniger auf als in Wien eine so sentimentale, platonische Freundschaft, wie Vater Born sie mit der ältern Tochter einer Hofräthin von Raab unterhielt, — einer 29 Jahre alten Eleonore, die sich aber nur Laura nennen ließ, ihrem Born zuliebe Mineralien sammelte, dabei hübsch sang und artig belesen war. Forster besuchte die allabendlichen glänzenden Cirkel dieser Familie so fleißig, daß er ausgescholten wurde, wenn er sich einmal einen Tag nicht hatte sehen lassen. Glücklicherweise war er als Bräutigam gefeit gegen die schönen, etwas wilden Augen der jüngern Tochter von dem gefährlichen Alter seiner Therese.

Ein merkwürdiger Mann von noch heute geltendem Namen, und dessen Haus Forster zu besuchen pflegte, war der Reichsfreiherr von Sonnenfels. Forster rühmte dessen gutes Herz, mit welchem es sich aber gar wohl vertrug, daß der brave Mann beständig von sich selbst sprach. Diese Schwäche trifft man leicht bei Menschen an, die sich auf so mühsamen Wegen wie Sonnenfels emporgearbeitet haben; wiewol dieselbe auch unter ganz andern Voraussetzungen dem Fürsten Kaunitz eigen war.

Sonnenfels, ein angehender Funfziger, stammte aus

Berlin von einem jüdischen Vater, der nach Oesterreich übergesiedelt und daselbst mit seiner Familie katholisch geworden war. Bei den Piaristen erzogen und ein guter Schüler, sah er doch in seinem sechzehnten Jahre keinen andern Lebensweg vor sich, als hinter der Trommel zu marschiren. Er brachte es zum Unteroffizier, und lernte von französischen und italienischen Ueberläufern ihre Sprachen zum Hebräisch, das er vom Vater hatte. Las daneben was er nur Alles erhaschen konnte, wenn es auch nicht immer zur Bildung des Geschmacks diente. Nach beendigter Dienstzeit studirte er die Rechte und practicirte bei einer Gerichtsstelle. Als Dolmetscher für das Hebräisch bei der niederösterreichischen Regierung angestellt, übte er sich im Deutschen, und versuchte sich mit einzelnen Aufsätzen über dramatische Literatur, Rechtspflege, Verwaltung u. dergl. für das große Publicum. Endlich gelang es ihm, mit der Feder eines militärischen Rechnungsführers sich zum Lehrstuhle der Staatswissenschaften an der wiener Universität emporzuarbeiten.

Auf diesem wissenschaftlichen Felde erwarb Sonnenfels durch eine Anzahl Schriften einen gewissen Namen. Aufgeklärte Denkungsart, Freimuth, edle Gesinnung bei feinem Witze mußte man ihm zugestehen. Die Zeitumstände waren seinem unermüdlichen Kampfe mit alten Vorurtheilen günstiger als die Menschen. Doch hatte die Kaiserin Maria Theresia sich durch all seine fanatischen Feinde nicht irre machen lassen, den verdienten Mann zu befördern und als Hofrath in den Reichsfreiherrnstand zu erheben.

So fand ihn Forster. Und die Frau von Sonnen-

sels erschien ihm so schätzenswerth, der Umgang mit ihr so bildend, daß er den jungen Heyne, Theresens Bruder, der damals als junger Mediciner nach Wien kam, vor allem in ihr Haus führte.

Diesem jungen Mann kam es denn auch zugute, daß Forster im Kreise der wiener Aerzte sehr geschätzt war. Unter diesen haben in der Geschichte der Heilkunde Männer wie Stoll, Quarin und Andere noch heute einen guten Namen. Quarin, der an Forster — wie dieser sich brieflich ausdrückte — einen Narren gefressen hatte, genoß eines bedeutenden auswärtigen Rufs; obgleich der glücklichste Moment seines Lebens ihm noch bevorstand. Dieser fiel ihm neben dem Sterbebette des Kaisers Joseph zu. Als nämlich der Monarch den Arzt fragte, wie lange er noch zu leben habe, besaß Quarin den Muth, die kürzeste Frist auszusprechen. Der Kaiser blieb an Großsinnigkeit nicht zurück, belohnte ihn reichlich und erhob ihn für seinen Freimuth in den Freiherrenstand. Zu viel für Quarin, der von nun an in die Schwachheit fiel, einem Jeden das Alter und die Lebensdauer ansehen zu wollen.

Hinsichtlich des wissenschaftlichen Lebens fing es in Wien, wie Forster es beobachtete, zu tagen an. Es war Gährung in den Köpfen, und man ging im Denken seinen eigenen Weg. Allerdings gehörte vieles von Dem, was hier als gefundene Wahrheit erhoben wurde, in Norddeutschland längst zur angelebten Bildung. Daß aber gerade einheimische Schriftsteller dabei thätig waren, hielt Forster für ein Glück, indem auf diesem Wege die Kenntnisse dem Publicum angemessener und einmal in einem andern als protestantischen Zuschnitt erschienen.

Dies waren die Kreise der Gesellschaft, in denen sich Forster bewegte, oder die ihn vielmehr erfaßt hatten und in Umschwung setzten. Und wie ihm mit aufgethanem Sinn und Herzen dies neue Leben begegnete, — hätte es ohne Eindruck und Einwirkung auf ihn bleiben können? Auch blieb es dies in der That nicht. Forster verweilte an sechs Wochen, — den ganzen August und bis gegen die Mitte September in Wien, — lange genug ihn zu durchdringen und eine bereits eingeleitete Umwandlung seines Innern zu vollenden. Die neue Lebenslust, die von allen Seiten auf ihn eindrang, schien den Raum in Besitz nehmen zu wollen, den eine grämliche Schwärmerei vor kurzem verlassen hatte. Schon vor Ende August gestand er brieflich seinem Freunde Sömmerring, Wien sei ein Paradies für ein Herz wie das seinige, das der Freude mit Menschen zu leben, sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, so gern sich öffne. Empfinden sei ihm ja stets die erste, und Wissen nur die zweite Wollust gewesen. — „Ich bin sinnlicher als du", sagte er, „und bin es mehr als jemals, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt und einsehen gelernt habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das sichere Gegenwärtige zu verscherzen. — — — Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: Alles zu genießen, was erlaubt ist, — d. i. was mir selbst und Andern nicht schadet, sondern vielmehr zuträglich ist." —

War der grämliche Rosenkreuzer nicht innerhalb vier Wochen der fröhlichste Wiener geworden? Hatte der ängstliche Goldmacher nicht unvermuthet den Stein der Weisen

gefunden? — Diese Umwandlung zeigt sich auch darin, daß er hier nicht, wie sonst, nach den Spuren der Rosenkreuzer forschte. Und doch war auch Wien diesem Treiben keineswegs fremdgeblieben. Nach Kaiser Franz' I. Vorgang, der den Stein der Weisen suchte und mit allen Wundermännern seiner Zeit verkehrte, sollen sich Tausende in Wien mit Alchymie beschäftigt haben. Oberstlieutenant Szekuly, Maurer und Rosenkreuzer, hatte ein Deficit seiner Regimentskasse von beinahe 100,000 Gulden mit alchymistischen Eroberungen decken wollen, und drei Tage am Pranger stehen müssen.

Bezeichnen wir Forster's Umwandlung seiner Gemüthsstimmung als einen Umschlag nach außen, so erschien dieser doch so gründlich, daß der Freund auch nach seiner Abreise von Wien, im Winter und in polnischer Umgebung, sich in jenen Empfindungen des Herzens durch eine Art philosophischer Einsicht noch bestärkte. Jacobi's Schwester war nämlich der Besorgniß gewesen, er möchte aus der verlassenen Schwärmerei ins andere Extrem fallen, und Forster fand dies, wie er seinem Freunde Jacobi gestand, so natürlich, daß er es selbst vorausgesehen habe, als ihm die Schuppen von den Augen gefallen seien. Die Neigung hatte gleichsam mechanisch ins andere Extrem geführt, wie ein Pendel, durch irgendeine Kraft in dem einen Extrem des Cirkelschnitts, den er beschreiben konnte, festgehalten, sobald er in Bewegung gesetzt wird, sogleich zum andern äußersten Punkt hinübereilt.

Wie sich Forster aber in seiner Gemüthsverfassung so genau beobachtete, glaubte er, außer seiner Stimmung auch seine *Denkungsart* verändert zu finden. Es betraf

seine nächste Stellung und seine künftige Wirksamkeit. Schon in Dresden hatte man ihn zu behalten gewünscht. Der Minister von Wurmb hatte eine günstige Meinung von ihm gefaßt, und der Minister von Gutschmidt ihm für den Fall, wenn's in Polen nicht ginge, wie es sollte, seine Freundschaft angeboten. Ebenso hatte man ihm in Prag von allen Seiten den Wunsch ausgesprochen, er möchte bleiben, oder doch in kaiserliche Dienste treten. Und nun in Wien vernahm er aus jedem Munde ähnliche Gunst und Anerbietung, — nicht blos von dem befreundeten Hofrath von Born oder der ihm so herzlich zugethanen Gräfin Thun, sondern von allen wissenschaftlichen Männern, von jenen Staatsbeamten und Generalen, die er an der Tafel des Fürsten Kaunitz traf, ja von diesem damals noch mächtigen Minister selbst. Schon Hofrath von Spielmann, des Fürsten Kaunitz rechte Hand, ein ernster Geschäftsmann, der keine Complimente machte, hatte ihn beim ersten Besuche geradezu gefragt, womit man ihm in den Erblanden dienen könne. Das höchste Gewicht aber bekamen diese Bewerbungen durch die huldvollen Aeußerungen des Kaisers selbst.

Es läßt sich erwarten, daß ein Kaiser Joseph den Mann, der von den ersten Häusern der Residenz ausgezeichnet wurde, nicht unbeachtet und ohne Empfang ließ. Dieser Empfang war sehr huldreich und fand in der gewöhnlichen Wohnung des Kaisers, im ersten Stockwerke der Hofburg, im Rittersaalsflügel statt, wo er drei Zimmer bewohnte, ein Schlafzimmer, ein geheimes Schreibzimmer und ein Cabinet. Hier unterhielt sich Joseph länger *und allein* mit Forster'n. Er schien von einer Uni=

versität in Wilna noch nichts zu wissen und meinte, man solle den Polen doch erst das A=B=C lehren, ehe man ihnen Naturgeschichte lese. Wie Joseph überhaupt auf die Polen nicht gut zu sprechen war, äußerte er auch: „Ich kenne die Polen; sie werden viel Worte machen, aber von Halten ist nicht die Rede.“ — Dann kam der Kaiser auf Forster's große Reise zu reden, fragte nach den Erlittenheiten, Krankheiten und Vorkehrungen zur Gesundheit der Schiffsmannschaft, erkundigte sich nach der Persönlichkeit Cook's u. dergl. Und indem er darauf anspielte, was Forster in Polen finden werde, sagte er: „Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie's dort nicht lange aushalten, die Polen sind eigensinnig und dumm. Das Beste ist, daß man ja den Weg heraus weiß, den man hineingekommen ist. Ich denke, ich sehe Sie bald wieder einmal hier; denn ich glaube nicht, daß Sie der Mann sind, der sich blos um der größern Besoldung zu genießen verändern würde; ich glaube nicht, daß sie der Mann sind!“

„Nien, Ew. Majestät!“ antwortete Forster. „Ich habe nur den Wunsch glücklich zu sein, um recht arbeiten zu können.“

„Nun, Sie werden in Polen nicht bleiben!“ —

Mit dieser in eine Prophezeiung gekleideten Einladung entließ ihn der Kaiser. —

Wie hätte Forster solcher Schätzung und Gunst nicht froh werden sollen! Vielmehr kamen diese schmeichelhaften Aussichten zu den Lockungen des wiener Sommerlebens, um den reisenden Freund solange festzuhalten. Doch konnte er am Ende nicht umhin, sich dies Verweilen aus persönlichem Behagen, dies Zögern vor seinem eigentlichen Bestimmungsorte zum Vorwurf zu machen. Er schalt sich

einen Müßiggänger, suchte sich aber vor sich selber und gegen seine Verlobte damit zu rechtfertigen, daß er eigentlich ihretthalben Zeit und Eifer aufgewendet habe, um ihr nämlich einen angenehmern Aufenthalt, eine für ihren Geist, ihr Herz und ihre Gesundheit angemessenere Wohnstätte, als das ferne, wüste Wilna sei, für eine spätere Zeit vorzubereiten. Für ihre beiderseitige Ruhe, für ihr gemeinsames Glück wollte er die ihm in Wien begegnende Gunst festhalten, und die Hoffnung einer Rückkehr aus Polen an bleibende Freunde festknüpfen.

Gerade auch in solchem Bemühen glaubte der ehemals allzu bedenkliche Forster eine Veränderung seiner Denkungsart zu erkennen. — „So denkt Forster", schrieb er Anfang September an seine Therese, „der Forster, der sonst zu stolz oder zu demüthig oder zu sehr ein Feind aller Künste war, um sich zu einem Etablissement zu drängen; der eine so große Süßigkeit darin fand, Alles der Hand der Vorsehung, die ihn immer sicher und gut führte, zu überlassen, und alle Veränderungen, alle Glücks- und Unglücksfälle dankbar von ihr zu erwarten, unverhofft, unvorbereitet. Jetzt, wie verändert! Jetzt, da seine Sorge nicht mehr das geringfügige Selbst betrifft."

Indem wir nun den zartfühlenden Mann seine Abreise rüsten lassen, müssen wir nur noch bemerken, daß er die kaiserliche Residenz doch nicht blos von ihrer verlockenden Seite kennen lernte, und daß er die genußsüchtige Stadt nicht ohne erbauliche Erinnerungen verließ. Schon in der ersten Woche seines Aufenthalts schrieb er seiner Therese:

„Seit mehren Stunden wimmelt's gerade unter meinem Fenster vor der Kirche der Kapuziner, die heute seit

Aufgang der Sonne Ablaß für die vergangenen und künftigen Sünden verkauft haben. Das arme, blinde Volk kniet mitten auf der Straße, nur das Gesicht nach der Gegend gerichtet, wo seine Verblender ihm seine Götzen ausstellen. Der Mensch ist ein weichherziges Thier; Versöhnung und Frieden sucht er so gern, und ist so froh, wenn er sie erlangt zu haben glaubt. Das wußten die Menschen wol, die seinem Geiste Fesseln schmiedeten, welche noch jetzt so fest und unauflöslich sind."

Der Brief datirt vom 1. August, und Forster hatte wol im katholischen Kalender übersehen, daß auf diesen Tag wirklich — Petri Kettenfeier begangen wird.

Doch reichte dies Treiben nicht über den Kreis hinaus, innerhalb dessen der Geruch der Kutte für heilig galt und selig machte. In einem Briefe an Sömmerring aus Wien heißt es unter Anderm:

„Das Beste ist, man hat endlich aufgehört in guten Gesellschaften von den Zänkereien der Pfäfflein zu sprechen, und nun hören sie auch auf zu zanken, und fressen und saufen friedlich nebeneinander auf Unkosten der übrigen Welt, die aus langer Angewohnheit den Stand der Mönche für unentbehrlich hält. Wie die Menschen allenthalben Menschen sind, und wie allenthalben oder durchgängig entweder treuherzige Dummheit oder gedankenlose Gewohnheit, oder absichtliche Heuchelei, oder überdachte Weltklugheit Das ist, was mit dem Namen Religion bezeichnet zu werden pflegt, das ist mir so sonnenhell geworden wie nie zuvor." —

Mancherlei Empfindungen bewegten Forster's Herz, als er in Wien Lebewohl sagte. Ein paar Mädchen, obgleich

sie den Freund verlobt wußten, weinten bei seinem Abschied, und konnten nicht aufhören. Desto lebhafter rief er sich aber in die Betrachtung, daß doch Therese ihn sehr glücklich machen werde, so übereilt eigentlich seine Wahl gewesen sei. In dem Allen erkannte er die Hand der Vorsehung und hoffte, daß es gut sein werde. Dem Herzensfreunde Sömmerring bekannte er aber dennoch, daß er, wenn er als freier Mann nach Wien gekommen wäre, dem Kaiser anders geantwortet hätte und auch mit weniger Gehalt geblieben sein würde. Nun freute er sich wenigstens, daß dieser Freund bereits auch Kassel verlassen hatte und all den Widerwärtigkeiten entgangen war, die ihnen die Verbindung mit den Rosenkreuzern bereitet hatte. „Wohl uns!" schrieb er ihm nach Mainz, „denn wir können nun mit Ruhe auf das Meer zurücksehen, das wir durchschifften, und uns freuen, daß, weil uns einmal diese Art von Erfahrung zur Züchtigung und Belehrung nöthig war, wir glücklich Alles überstanden und doch viel Menschen- und etwas Sachkenntniß erworben haben!"

Polnische Wirthschaft.

Nicht ohne guten Grund haben wir uns mit dem reisenden Forster solange in Wien verweilt. Jener Aufenthalt, jener Monat August des Jahres 1784 darf für den Glanz- und Höhepunkt im Leben dieses edeln Mannes gelten. Gesunder als gewöhnlich, liebenden, hoffenden Herzens, aufgesucht von Gelehrten, von edeln und adeligen Frauen geliebkost, ausgezeichnet von Staats- und Kriegsmännern, und von einem Kaiser Joseph huldreich empfangen, von Allen gelockt und gewünscht, sah er sich nicht blos äußerlich gehoben und durch die heitersten Aussichten auf Familien- und Weltverkehr erweitert, sondern mußte sich auch innerlich bereichert empfinden durch die aus einer trüben Gemüthsverwandlung erwachte Empfänglichkeit für die Genüsse des Lebens, die er mit den Wahrheiten des Geistes zu verbinden verstand. Auf dieser sonnigen Höhe, wo Haus und Welt ineinander aufzugehen schienen — wie hätte er den Gedanken gefaßt, oder für seine Zukunft die Ahnung empfunden, daß eines Mannes Leben gar oft nicht blos von Kränklichkeit und wirth-

schaftlichen Sorgen heimgesucht, sondern auch von Zweifeln und Zwiespalt in Freundschaft und Liebe zerrissen werde, und daß durch gewaltige Erschütterung der Staaten Ruhm in Schmach und Verdienste in Vergessenheit fallen könnten? Gerade auf der heitersten Höhe des Lebens hat man, wie auf den Mittaggipfeln der Berge, die wenigste Fernsicht: die Schatten fallen unter die Gegenstände und der Horizont ist von einem seidenen Duft umgaukelt. Nein, so glücklich unter dem Aequator seines Lebens, schien Forster allem Bangen wie allem Verlangen überhoben zu sein.

Doch dem Wechsel einer so befriedigenden Reisestation war er nicht überhoben, als er Mitte September von Wien abreiste. Vielleicht war er nur reizbarer für weniger freundliche Eindrücke von andern Gegenden und Menschen geworden. Selbst Jahreszeit und Witterung begünstigten ihn weniger, als er das durch Klima und Anbau unfreundliche Polen betrat. Wie gefaßt er sich auch auf den Abstich gemacht hatte, erschrak er doch heftig beim Eintritt in dies Land. Zum ersten Anblicke des sandigen, von schwarzen Wäldern überall bedeckten Landes, was schon über seine Vorstellung hinausging, kamen nur zu bald noch die Erscheinungen der Halbwildheit und Halbcultur des Volks, der Verfall und Schmuz in sinnlichem und sittlichem Verstande. Forster war so erschüttert, daß er in einsamer Stunde den Thränen nicht wehren konnte, die er erst seinem Misgeschick weinte, und als er seines Kleinmuths sich besann, dem so gesunkenen Volk weihte. Er mußte sich fortan rechtschaffen zusammennehmen gegen so Vielerlei, was seiner gewohnten Anschauungs-

und Empfindungsweise widerstrebend auf ihn eindrang. Andere Sitten, andere Lebensart, andere Sprache und Kleidung, Verschiedenheit der Regierungsformen störten ihn wol; aber indem sie sich auf ihr einheimisches Recht stemmten, söhnten sie allmälig seine Einsicht mit sich aus, bis auf Eines und das Andere, was in seinen Augen als fehlerhaft und anstößig an ihnen haften blieb.

Den 20. September erreichte er Krakau. Der Anblick der verfallenen Stadt erschreckte ihn. Auch war sie der Ferien wegen von den Professoren verlassen, und er mußte neun Meilen weit nach dem Professor Jankiewicz schicken, an den er gewiesen war und der seine Sachen nach Warschau zu besorgen gehabt hatte. Jankiewicz befand sich auf der Besitzung einer Marquise Myszkowska, deren Naturaliencabinet zu ordnen. Er ließ Forster'n dahin abholen. Der Reisende ward mit offenen Armen empfangen. Man machte Ausflüge nach Salzquellen und auf Petrefacten, ließ Luftbälle steigen und lebte acht Tage in „Saus und Braus", ohne daß doch Forster einen rechten Antheil zu nehmen gestimmt wurde.

Geleitet von des Professors Bedienten erreichte er in drei Tagen Warschau. Hier nahm ihn der alte Freund Scheffler aufs zärtlichste in seinem Hause auf. Er fand einen Haufen hierheradressirter Briefe vor und blieb drei Wochen. Währenddessen ward seine Ankunft dem Fürsten Primas gemeldet, der ihn sogleich nach Grodno einlud, wo er sich mit dem König und den Magnaten auf dem Reichstage befand. Unterwegs dahin machte Forster einen Abstecher nach dem Schlosse der Witwe des *Kronfeldherrn Branicki*, einer Schwester des Königs.

verstorbener Gemahl war zugleich Castellan von Krakau gewesen, daher sie von den Polen kurzweg Madame de Cracovie genannt wurde. Eine Dame in den Vierzigen, sehr verständig, belesen, einsichtsvoll, religiös ohne Andächtelei und völlig frei von Standesansprüchen auf steife Ehrerbietung. Sie hatte den Cardinal Archetti um sich, und Beide kamen dem Gast aufs heiterste entgegen. Beide standen im Begriff ebenfalls nach Grodno zu gehen, und so eilte ihnen Forster nach zwei Tagen Aufenthalt dahin voraus.

Hier in Grodno, einem dunkeln, dorfähnlichen Städtchen, gerieth unser Professor in den vollen Glanz des polnischen Adels. Es war schwer unterzukommen. Der Kanzler von Lithauen, Graf Chreptowicz, räumte ihm in seiner eigenen Wohnung eine Stube ein, — ein alter, ehrlicher, etwas phlegmatischer Mann, für manches Gute gestimmt, das er nur, wenn seine Spielverluste ihm nachzudenken gaben, allzu leicht versäumte.

Vor allem hatte Forster sich dem Fürsten Primas, durch den seine Berufung ergangen war, vorzustellen. Dieser sonst ziemlich zurückhaltende Prälat erwies doch dem berühmten Reisenden seine freundlichste Theilnahme, indem er aus freien Stücken auf dessen Angelegenheiten einging, ihm Rath und Anweisung hinsichtlich seiner Einrichtung gab und ihm die wichtigern Personen schilderte, mit denen Forster zu thun haben würde. Er schloß mit den besten Zusagen, dem Ankömmling über die Schwierigkeiten hinauszuhelfen, an denen es in einem Lande nicht fehlen könne, wo noch Alles im Werden sei und *Jeder seinen eigenwilligen* Kopf habe.

Nach all diesen eigenwilligen Köpfen sich umzusehen, war nun hier die rechte Gelegenheit. Unter dem zahlreichen Adel, der auf den verschiedenen Rangstufen von Baronen, Grafen, Marquis und Fürsten doch gleichberechtigt war, stellten sich durchgehends Männer von großer Gestalt, wohlgewachsen, in der Regel von edler, offener, nicht selten aber auch von roher, wilder Gesichtsbildung dar. Die lange Tracht erschien aber unserm Forster ebenso wenig ansprechend als die ganz geschorenen Köpfe. Und wollte er an diesen auch das Bemühen um Reinlichkeit nicht verkennen, so gab ihm dies nur eine um so schreckhaftere Vorstellung von einem Wildstande, um dessentwillen der Wald selbst im Abtrieb gehalten werden mußte. Auch das Frauenzimmer kam dem Freunde weniger schön vor, als er es sonst rühmen gehört. Weißer Teint, schlanker Wuchs und einzelne schöne Züge vereinigten sich doch selten zu einem einnehmenden Ganzen. Den meist unschönen Mund suchte Forster aus der harten Sprache zu erklären, ohne daß er jedoch mit solcher deutschen Ergründung bei den Einheimischen Glück machte. Am widerwärtigsten war unserm freiheitstolzen Manne die einheimische Sitte, sich vor Jedem bis zur Erde zu verneigen, und Jedem von höherm, oft sogar von gleichem Range begrüßend nach den Knien oder Füßen zu langen.

Forster traf hier auch wieder den ihm von Freiberg her bekannten Neffen des Primas und des Königs, den jungen Fürsten Poniatowski als Großschatzmeister von Lithauen, und fand sich mehr und mehr in dem guten Urtheil bestärkt, das er schon damals von ihm gefaßt hatte. Und wenn auch die Meinungen über das Herz des Fürsten

getheilt waren: für den am zweckmäßigsten ausgebildeten Kopf, und der es mit der Liebe zu den Wissenschaften und mit der Aufklärung seines Vaterlandes ernstlich meine, mußte man ihn gelten lassen.

Im Kreise dieser durch ihren Rang erlesenen Polen begegnete Forster unvermuthet einem ausgezeichneten Franzosen, der — gewiß eine seltene Zusammenkunft! — ein noch berühmterer Weltumsegler war, — Bougainville. Dieser geniale Mann, damals in seinem fünfundfunfzigsten Jahre, hatte ein merkwürdig reiches Leben hinter sich. Mit seltener Begabung für Sprachen und Wissenschaften war er nach dem Studium der Rechte doch bald aus der Parlamentsadvocatur geschieden und mit dem fertigen Ruf eines Gelehrten in den Militärdienst getreten. Er hatte als Adjutant gedient, und war als Gesandtschaftssecretär in London Mitglied der Königlichen Gesellschaft geworden. Nachdem er in Canada und in Deutschland Unternehmungen und Feldzüge gemacht, war er zur Marine übergegangen, und hatte mit Erlaubniß des Königs als Schiffscapitän auf eigene Kosten eine Niederlassung auf den maluinischen Inseln angelegt. Wie aber diese Inseln wieder an die Spanier abgetreten wurden, machte er eine Reise um die Welt, und bereicherte die Erdkunde durch schöne Entdeckungen. Im amerikanischen Kriege befehligte er mit Auszeichnung mehre Linienschiffe, und ward bald hernach zum Marechal de Camp in der Landarmee ernannt. — Jetzt war dieser merkwürdige Mann hier mit seinem ehemaligen Gefährten auf der Reise um die Welt — einem Prinzen von Nassau, der, nachdem er eine Polin geheirathet, beim Reichstage das polnische Indigenat betrieb und erlangte.

Inzwischen war auch jene verwitwete Schwester des Königs angekommen, Madame de Cracovie. Forster wurde wiederholt bei ihr zur Tafel gezogen und bei erster Gelegenheit dem Könige vorgestellt.

In diesem erkennen wir jenen Stanislaus Poniatowski, den als abgelegten Liebhaber die Kaiserin Katharina, nach dem Tode August's III., unter unglückseliger Anarchie der polnischen Großen, auf den polnischen Thron gehoben hatte. Ein Mann von persönlicher Liebenswürdigkeit ohne politische Bedeutung weder als Staatsmann noch als Soldat, aber durch Kenntniß, Geschmack und Urtheil in Poesie, Musik und Kunst vielseitig gebildet und mehrer Sprachen in ihrem nationalen Accente mächtig. Selbst gutunterrichtet, umgab er sich gern mit einsichtsvollen Männern, und förderte die Literatur, während unter ihm seit einem Jahrzehnd das von den Parteien des fremden, feindseligen Einflusses fiebernde Reich so grausam zerrissen worden war, daß es noch heute zuckt.

Forster folgte nach seiner Vorstellung dem Könige in die Sitzung des Senats und besuchte auch den Saal der Landboten. Es war der erste Reichstag unter dieser Regierung, der einmal ohne Parteiverbindungen abgehalten, die Geschäfte in ordentlichem Gang erledigte. Auch hatte man dem Könige die früher bezogenen 700,000 polnischen Gulden zur allmäligen Befriedigung seiner Gläubiger auf weitere zehn Jahre bewilligt, worüber er höchst vergnügt aussah. Indeß, ohne heftiges Reden und Toben ging's doch nicht ab, und es kostete an manchem Tage mehr als einen hölzernen Stab, wenn der Reichsmarschall Stille *gebietend auf den* Boden schlagen mußte. Im Se-

nat ließen es die Magnaten wenigstens nicht bis zum Brechen des Stabes kommen. Dennoch bemerkte der König, während der Verhandlungen im Saale umherwandelnd, indem er zu Forster'n im Kreise einiger Herren herantrat, mit Lächeln: „Vous avez bien vû des orages, mais Vous n'en aurez pas vû de cette espèce."

In einer andern Aeußerung, über der Abendtafel bei seiner Schwester, Madame de Cracovie, sprach sich des Königs Humanität oder Feinheit artig aus. Forster hatte von Otaheiti und seiner Reise viel erzählen müssen, als der König bemerkte:

„Man wird Ihnen dieselben Fragen viele Hundert mal gethan haben, Sie müssen daher des Antwortens müde sein, und ich mache mir ein Gewissen daraus Sie zu fragen."

Und beim Abschiede Forster's entließ er ihn mit den freundlichen Worten: „Ich bin der einzige Mann in Polen, der ihre Anwesenheit am wenigsten genossen hat; ich will mich aber schadlos halten und sie einmal in Wilna besuchen."

Bei all dieser Auszeichnung hatte Forster die herzlichste Langeweile in Grodno, — schlecht logirt und oft genug in Verlegenheit um einen Wagen, ohne welchen durch den Ocean von Koth in allen Straßen nicht fortzukommen war. Allein, man ließ ihn immer nicht ziehen. Zum Glück erhielt sich seine Gesundheit. Erst, als am 13. November der Reichstag geschlossen war, durfte er abreisen, und so erreichte er am 18. das Ziel seiner Bestimmung in Wilna.

Es konnte keine Weltfahrt im gewöhnlichen Sinne heißen, von welcher Georg Forster hier zu einer neuen Häuslichkeit gelangte. Dennoch hatte er in einer Welt wechselnder Eindrücke mehr erfahren, als ein bekannter lateinischer Spruch selbst dem über Meer Reisenden zugesteht: er hatte nicht blos den Himmel, sondern auch das Herz verändert. Nach einer trüben und ängstlichen Periode frommer und bethörter Schwärmerei hatte er die Herrschaft der Freude, die Urrechte der Sinne, das Glück des Genusses anerkannt. Wir haben es einen Rückschlag nach außen genannt, als er die vorempfundene Umwandlung in seinem Denken nun wirklich erprobt hatte. Ueberdies stand die neue Häuslichkeit — freilich nur noch des Junggesellen, in einer neuen Welt.

Wilna stellte sich mit seinen vielen und schönen Kirchthürmen dem Ankömmlinge von außen ebenso angenehm als im Innern durch leere, wüste, zerfallene und in den letzten Kämpfen abwechselnd von Russen und Conföderirten geplünderte oder in Schutt gelegte Häuser traurig dar. Die Umgegend, obgleich ebenfalls sandig und nur fichtenwaldig, mochte sich doch nach der langen Ebene von Krakau her durch hügelige Abwechselung für die hübscheste in Polen und Litthauen ausgeben. Eine Stunde vor der Stadt war durch den Bischof, Fürsten Masalski, mit Hülfe eines deutschen Hofgärtners selbst eine artige Anlage zustande gekommen. Werky und Zagred, zwei Landhäuser dieses Prälaten, boten in guter Jahreszeit hübsche Promenaden.

Dem neuen Professor war in dem sogenannten *medicinischen Colleg*, dem ehemaligen Pensionshause der Je-

suiten, eine Wohnung angewiesen. In einem Flügel dieser, zu verschiedenen Zeiten und nach jedesmaligem Bedürfniß verschiedentlich zusammengewachsenen Bauten zerstreuten sich durch mehre Stockwerke seine theils nestartig kleinen und niedrigen, theils auch noch in der Herstellung begriffenen Gemächer. Sie befriedigten Forster's Ansprüche nicht, und waren blos nicht schlechter als die von seinen Amtsgenossen bewohnten Räumlichkeiten.

Sein Junggesellenhaushalt fand glücklicherweise, um sich anzulehnen, eine bequeme Familienwirthschaft. Im andern Flügel desselben Hauses wohnte Langmeier aus Wien, einer der Professoren der Arzneiwissenschaft, — ein ehrlicher kleiner Ungar, schmächtig und schwächlich, doch bei öfterer Kränklichkeit sehr thätig, in seinem Fache durch Gründlichkeit, ärztliche Wissenschaft und Erfahrung ein trefflicher Mann. Durch manche Eigenschaften erinnerte er Forster'n an Freund Sömmerring: er war gerade und rechtschaffen, haßte Unrecht und Falschheit wie der ältere Freund, und besaß auch, wenngleich in milderm Grade, dessen heftiges Temperament. Dabei einfach und ohne Charlatanerie bekannte er sich zu den Grundsätzen, die Forster und Sömmerring die ihrigen nannten. So schloß unser Ankömmling sich rasch einem Manne an, der ihm den Freund nicht ersetzte, aber vertrat. Denn in Vielem blieb Langmeier auch hinter Sömmerring zurück, wie er denn mit seinem guten Kopfe in die förmlichste Lehrmühle eingekeilt, seinen Gang weiter, nur nie auf Neues losging. Noch Eines fügte sich so freundlich wie mit Sömmerring, daß nämlich Forster seinen Mittagstisch auch beim neuen *Freunde fand.* Frau Langmeier, eine gesunde, treuherzige

Wienerin, nicht sehr unterrichtet und witzig, aber nicht ohne hausbackenen Verstand, bereitete einen einfachen, ökonomischen Tisch, wie er Forster'n ganz recht war. In Wilna brachte es ohnehin das Herkommen mit sich, daß unverheirathete Professoren zu Denen, die einen Haushalt führten, auch ungebeten zu Tische gingen und fürliebnahmen. Selbst für einen eingeladenen Gast pflegte man keine Schüssel zuzusetzen, und ein geringer Tisch war nie für den Wirth ein Gegenstand der Verlegenheit.

Forster hatte sich eingerichtet, den Nachmittag von 3 Uhr an in seiner Wohnung zu sein, den Abend aber von 7 Uhr an, falls er nicht in Gesellschaft ging, wieder mit Langmeier zuzubringen. Zum Abendgericht, an das er früher gar nicht gewöhnt war, gab's eine Suppe von polnischer Grütze. Etwas dünn und kraftlos kam dem Freunde die wilnaer Küche überhaupt vor; doch befand er sich gesund dabei, und die Kleider wollten ihm sogar enger werden. Nur wenig Lebensbedürfnisse waren eigentlich gut und billig. Brot war immer schlecht; das Fleisch konnte zuweilen leidlich sein; gute Butter und Milch blieb ein Vorrecht für Diejenigen, die eine eigene Kuh hielten. Eine Equipage war theuer zu halten, Möbel schwer zu bekommen, und Alles, was zur Kleidung gehörte, stand im höchsten Preis.

Es läßt sich denken, daß es einem allerwärts so gesuchten Manne wie Forster, der hier zumal als Professor den Rang des polnischen Adels hatte, ein Leichtes war, die wilnaer Gesellschaft in allen Schattirungen kennen zu lernen. Die Stadt belebte sich eben noch mehr durch das *oberste Tribunal*, das in den Wintermonaten in Wilna

gehalten wurde und einen Zufluß von Menschen brachte. Dann wetteiferte der Marschall des Tribunals mit dem Bischof in Gastereien. Dieser Fürst Masalski war ein artiger, feiner, gefälliger Prälat, nur von etwas zu süßlicher Wohlredenheit. Er machte das glänzendste Haus in Wilna. Seine Gärtnerei lieferte Ananas zu den Reinetten aus Italien. Auch war er, ehe das Spiel ihn zugrunde gerichtet, außerordentlich reich. Und noch jetzt sprach man von 60,000 Dukaten jährlicher Einkünfte.

Hinter dem Respect vor der geistlichen Würde kommen wir zu ein paar interessanten Damen. Forster meinte, wenn seine zukünftige Frau erst einmal den Namen der Gräfin Przezdziecka aussprechen könnte, würde sie die halbe Schwierigkeit der polnischen Sprache überwunden haben. Diese Frau und ihre Mutter, Fürstin Radziwill, gehörten zu den Wenigen, mit denen im angenehmen Umgang sich eine Unterhaltung machen ließ. Etwa 26 Jahre alt und Witwe, begünstigte sie die Bewerbung eines Bruders ihres Schwagers. Forster wollte in ihrer großen Lebhaftigkeit sowie im Ausdrucke des Mundes von feinem Witz, von Bemerkungsgeist und spitzer Satire die auffallendste Aehnlichkeit mit seiner Therese entdeckt haben. Ebenso erinnerte ihr gediegener Geschmack für die Wissenschaften an die Verlobte. Forster brachte manchen Abend bei ihr zu, las ihr geschriebene Aufsätze vor und verschmähte ihre maskirten Gesellschaften nicht.

Eine andere schwer auszusprechende Gräfin von ähnlichem, etwas kürzerm Namen — Przesiecka, nahm sich auch von etwas kürzerem Wuchs aus. Schön bei ihrer *Corpulenz, lustig* und muthwillig, erschien sie auch ohne

die Belesenheit und den Verstand jener ganz Unaussprechlichen doch durch natürlichen Witz und gutes Herz sehr einnehmend. Leider war sie mit einem der häßlichsten Fehler der polnischen Gesellschaft stark behaftet — mit der Spielwuth. Aus einem der ersten Häuser, und zwar ironisch-bedeutsam — aus der Familie des Schatzmeisters, war sie durch das Spiel so verarmt, daß sie an dem Stadtpfarrer von Wilna fast ihre einzige Stütze hatte. Durch diesen mildthätigen Geistlichen machte Forster auch ihre Bekanntschaft. Abbé Strzecky, zugleich Professor und königlicher Astronom, war ihm nämlich schon aus London befreundet und suchte seinen spielsüchtigen Günstling mit soliden Leuten in Umgang und dadurch zu besserm Geschmack zu bringen.

Die Spielsucht war unter Männern und Frauen so eingerissen, daß sogar an den maskirten Abenden bei der unaussprechlichen Gräfin, die selbst nicht spielte, wenigstens ein halb Dutzend Bänkchen als Abgründe des Verderbens geöffnet standen.

Eine andere Schattenseite des polnischen Lebens lag in den häufigen Ehescheidungen. Manche Mädchen heiratheten auf Gerathewohl, nur um unabhängig zu werden, da sie dann nach leichtfertiger Scheidung auf eigenem Fuß ohne Zwang, wenn nicht auch ohne ängstlichen Anstand, leben konnten. Vornehme, wie unsere lustige Spielgräfin, die ebenfalls geschieden war, nahmen wol auch in einem Frauenkloster ein paar Stübchen außerhalb der Clausur zur Wohnung.

Mit dieser leichtfertigen Gesinnung stimmte der leichte *Ton des Umgangs* überein. In einem Schreiben an

Sömmerring klagt Forster: „Ich muß mit den Weibern schönthun und Zeit vertändeln, wenn ich irgend mit ihnen umgehen will, auch wol mitunter ihnen geradezu auf den Leib gehen. Denn obgleich das Aeußerste ein Fall ist, der nicht oft vorkommen soll, so wollen sie doch ziemlich handgreiflich caressirt sein, oder sind's von ihrer Nation gewohnt. Man küßt ein Frauenzimmer wol ohne Skandal auf die Brust."

Außer diesen wechselnden Flecken der Gesellschaft war die allgemeine Färbung derselben eigenthümlich polnisch und schillerte nach einer Seite recht ansprechend, nach der andern sehr widerlich. Zu beiden wollen wir die Farben von Forster's Palette selbst nehmen, wenn auch einige Worte zur Bezeichnung der Schattenseite für unsern heutigen Geschmack etwas nachgedunkelt haben. Er schreibt seiner Therese:

„Der Mangel an guter Gesellschaft rückt die Stände näher aneinander; der Umgang mit den vornehmen Personen, den einzigen, die Bildung und Erziehung haben, ist auf den ungezwungensten Fuß; von Adelstolz und Ahnenstolz ist nichts zu sehen, und wo er ja sich merken läßt, verlacht man ihn kräftigst, und dies gilt nicht etwa für Männer allein, sondern auch das Frauenzimmer genießt eben die Vortheile. In Religionssachen herrscht neben tiefem Aberglauben doch eine fast vollkommene Toleranz."

Dagegen heißt es in einem Briefe an Sömmerring:

„Die Polen sind Schweine von Haus aus, so Herren als Diener; Alles geht schlecht gekleidet, zumal das weibliche Geschlecht; putzen sie sich, so sitzt es wie der Sau

das gülдene Halsband. Ausnahmen gibt's, das versteht sich; ich spreche von der allgemeinen Regel. Polnische Fräulein kämmen ihr Haar zum Fenster hinaus, — — — und Cavaliers mit dem Stanislausorden schnäuzen sich zwischen den Fingern die Nase; expertus loquor. Vornehme Schnurrbärte, mit ihren Säbeln an der Seite, haben statt Strümpfe Stroh in den Stiefeln, — wenigstens sagte es mir Madame Przesiecka."

Solche Gesellschaft — mußte sie es nicht dem neuen Professor erleichtern, in seine sonst nicht sehr anziehenden Wohnzimmer gern zurückzukehren und seinem Berufe zu leben? Dieser führte ihn unter die bunte Schar seiner Mitlehrer. Die Namen, persönlichen Eigenheiten und wissenschaftlichen Richtungen derselben können uns heute nicht so interessiren, wie Forster sie seinem Sömmerring umständlich schilderte. Wir stellen nur die Namen Pocalojewski, Professor des Kanonischen Rechts mit einer italienischen Frau, Regnier, Professor der Chirurgie und gewesener bischöflicher Kammerdiener, Bisio, gewinnsüchtiger Arzt, und Langmeier, Professor praxeos und geschicktester Arzt, zusammen, um das Gemisch des Lehrerpersonals aus Polen, Franzosen, Italienern und Deutschen zu bezeichnen. Die größere Zahl waren Exjesuiten und bewohnten das schöne Gebäude des ehemaligen Jesuitencollegs, — „höfliche, bescheidene, zum Theil gelehrte, dienstfertige und gutmüthige Männer, denen Wissenschaft und Aufklärung so sehr am Herzen lag, daß sie solche, nachdem man ihnen die Administration der Ordensgüter genommen und zu jenem Zweck verwendet hat, auch ferner noch aus eigenem Enthusiasmus, wenn jene nicht

zureichten, oder die jetzigen Administratoren zu karg waren, mit ihrem Privatvermögen kräftigst beförderten".

So fand Forster diese Männer anfangs, und ebenso mit seinen Kräften und seiner Gesundheit sich hingebend für das Wohl der Akademie erschien ihm der Rector der Universität, Abbé Proczebut, ein gelehrter, sanfter, kränklicher Mann.

Die Einrichtung der Universität ließ Manches zu wünschen übrig. Sie besaß ein eigenes Einkommen von 300,000 polnischen Gulden oder 16,000 Dukaten. Der Primas aber mit seiner Vorliebe für die Universität Krakau zog etwa den vierten Theil davon zur Förderung dieser Schule, und die Exjesuiten waren zu schüchtern, sich diesem Verfahren zu widersetzen, so sehr sie sonst den Primas haßten, dem auch sie verhaßt waren. Doch schmeichelte sich die Universität, auf einem der nächsten Reichstage die Verwaltung ihrer Güter wieder in eigene Hand zu bekommen. Außerdem standen der Erziehungscommission noch ansehnliche Fonds zugebote; doch begegneten leider diese Gelder auf dem Wege zu ihrer Bestimmung — den Schulden, den Bedürfnissen, den ehrgeizigen Absichten jener Männer, durch deren Hände sie liefen, sodaß gar manche Summen, wie sonst lose Knaben thun, — neben der Schule hingingen.

An neue Einrichtungen war unter diesen Umständen nicht zu denken. Und diese Vernachlässigung traf vor allem in Forster's Lehrbereiche das Naturaliencabinet, den Botanischen Garten und die specielle Büchersammlung. Für alles Dies blieben kaum 300 Thaler zu verwenden. Forster setzte seine Hoffnung auf den jungen Fürsten Ponia-

towski, von dem er briefliche Zusagen für Verbesserung der medicinischen Facultät und der dahin schlagenden naturwissenschaftlichen Studien erhielt. Wie die Sachen jetzt standen, konnte der Professor der Chemie, aus Mangel eines noch nicht fertigen Laboratoriums, noch gar nicht lesen. Die Physik verfügte schon eher über eine Anzahl guter Instrumente. Noch besser war aber zufällig die Sternwarte ausgerüstet, nämlich durch die Mittel des Vermächtnisses von 12,000 Dukaten einer Dame, die es durch die Sternwarte in ihrer Weise auf den Himmel mochte abgesehen haben.

Seelenstimmung.

Solange Forster in der Beschränkung auf sein Amt und seine Wissenschaft den ihm von allen Seiten gegebenen Zusagen noch einigermaßen vertrauen konnte, richtete er sich mit seinem eifrigen Bestreben immer wieder aus den Anwandlungen von Mismuth auf, der ihn nur allzu bald in seiner wilnaer Verlassenheit überschlichen hatte. Wer auch hätte, von dem Herzensfreunde und der Verlobten fern, sich den polnischen Winter und die polnische Wirthschaft nicht sollen verdrießen lassen? Zu seiner Beruhigung glaubte er sich zu überzeugen, daß er in Wilna für sein Fach besser arbeiten könne, als er in Deutschland dazu im Stande gewesen wäre; er schmeichelte sich mit dem Nutzen, den er in einem Lande stiften werde, wo eben jetzt inmitten französisch-oberflächlicher Erziehung wenigstens einzelne redliche Männer zu wittern anfingen, daß man sich auf Abwegen befinde. Sobald freilich solche weitaussehende Absichten ihn an einen dauernden Aufenthalt in Wilna erinnerten, regte sich gleich wieder die natürliche Unruhe und eine keimende Unzufriedenheit, sodaß er schnell einen andern Gesichtspunkt für seine frei-

willige Verbannung in Polen suchte. — „Ich sehe die Jahre, die ich hier zu bleiben versprochen habe“, schrieb er seiner Therese, „als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinstige bessere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienfortsetzung anschicke.“ — So dachte er also, ehe noch der erste Nutzen gestiftet war, an den größern, den er stiften möchte. Auch in dieser Absicht der Welt zu nützen, worauf er in seinem Leben immer wieder zurückkommt, verräth sich das ihm einmal eigene Streben ins Große und Weite. Ein Naturaliencabinet war ihm nie reich genug, ein botanischer Garten nie ausgedehnt genug; er dachte nur daran sie zu erweitern, statt zu versuchen, wie er einstweilen mit dem eigenen Reichthum das Kleine fruchtbar und ergiebig machen könnte. Auch scheint er, vielleicht unüberlegt, beim Lehren vielmehr immer nur das eigene Lernen im Auge gehabt zu haben.

Bald nach seiner Ankunft in Wilna hatte der neue Professor seine Antrittsrede auszuarbeiten. Das Latein, worin sie zu halten war, brachte für ihn Schwierigkeiten mit sich. Er konnte im Kopfe die Worte nicht zusammenbringen; eine „Ewigkeit von Zeit“ wurde fruchtlos aufgewendet, und es verdroß ihn, sich gerade in dieser Sprache so gehindert zu fühlen, da er doch Deutsch, Französisch und Englisch so leidlich schreiben könnte, „daß man nicht gerade auszuspucken und zu sagen brauche: daß Gott erbarm'!“

Nebenher machte ihm das Polnische zu schaffen, dessen er bei keinem Handwerker, bei keinem Dienstboten entrathen konnte. Er schalt es eine barbarische Sprache,

worin alle die Consonanten zu viel seien, welche die Otaheiten zu wenig hätten. Jenen Naturkindern war schon der Name Georg zu hart: sie sprachen ihn Theori. Wie mag in jenem polnischen Winter die Erinnerung an Tahiti sein Herz bewegt haben! Es mag ihm gewesen sein, wie in Heine's schönem Gedicht der frostigen Tanne, die in ihrer Winternacht von einer Palme des sonnigen Süden träumt.

Unwohlsein blieb nicht aus nach dem guten Befinden, das ihn auf der Reise begleitet hatte. Da er, am Spätabend von Langmeier herüberkommend, gewöhnlich noch eine oder zwei Stunden länger, als er sollte, mit Lesen und Schreiben wachblieb, und andern Morgens von 5 Uhr an sich wieder mit Licht an die Arbeit zu setzen pflegte, so entzündete sich sein schwächeres Auge. Der alte kasseler Mismuth über nachlassende Arbeitskraft kehrte zurück. Er jammerte, daß er mit seinem Kopf vom Wetter, vom Magen und von soviel Dingen außer ihm abhange; da es ihm dann sei, als ob er eine Wand vor dem Verstand habe, und nichts aufschließen, nichts herauslangen könne.

Unter dem Augenübel litt auch begreiflicherweise seine Correspondenz. Therese, durch lange Briefe in kurzen Fristen verwöhnt, nahm die Pausen nicht ohne Empfindlichkeit als Vernachlässigung auf. Ihre Beschwerde läßt sich aus Forster's brieflicher Frage errathen: „Warum, meine Freundin, können Sie noch zweifeln, daß in Ihnen allein mein Glück aufgehoben ist?“ — Dieser Brief, wider des Arztes Verbot mit dem einen, nicht wie das *andere durch einen* Deckel beschützten Auge geschrieben, ist

voll Zärtlichkeit, voll Rührung und wehmüthiger Erinnerung an seine Vergangenheit. Er rechnete der Verlobten Alles vor, worin für sie Beide eine Gewißheit ihres Glücks liege, soweit es von ihnen selbst und nicht von äußern Umständen abhange. Und indem er ihr zu verstehen gibt, daß sie in Allem reizbarer als er sei, ruft er aus: „Wir sind ein paar alberne Leute, meine Freundin; wir haben jedes fast die nämliche Demuth und die nämliche daraus fließende Besorgniß; wenn wir ganz beisammen sein werden, wird uns dies Alles Thorheit dünken."

Diese von Forster selbst erwähnte Reizbarkeit und das leidenschaftliche, vielleicht etwas überspannte Wesen Theresens scheint dem verständigen und theilnehmenden Sömmerring nicht neu, aber ziemlich bedenklich gewesen zu sein. In ihrer Reizbarkeit hatte sich merkwürdigerweise Therese für Wilna mit Abneigung gegen Wien entschieden. Die herzliche Aufnahme, die ihr Georg in dortigen Familien gefunden, die Abschiedsthränen jener liebenswürdigen Wienerinnen scheinen ihr doch empfindlich gewesen zu sein; wenigstens vertraute Forster dem Freunde, daß seine Therese in ihren zärtlichen Zeilen eine Eifersucht über die Gräfin Thun nicht habe unterdrücken können. Er lächelte dabei des Misverständnisses in Betreff einer edeln Dame, die drei erwachsene Töchter und einen erwachsenen Sohn habe.

Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Forster in seinem merkwürdigen Ergusse gegen den Herzensfreund, bei aller edeln Zuversicht auf das Glück seiner Wahl, am Ende doch ausruft:

„Sieh, lieber Bruder, denke daran, ich sag' es dir voraus, Therese wird sich eher von Wilna wieder wegwünschen als ich; oder sie müßte mich mehr lieben, als ich es hoffen, fodern und begreifen kann. Sie ist enthusiastisch in der Liebe, und desto **furchtsamer bin ich wegen der Dauer.**"

Ein Bangen überkommt uns bei der Liebe und Hoffnung eines Bräutigams, der die Seele seiner Verlobten so abwägt, daß er, die Bedenken seines Freundes verwerfend, den schwersten Zweifel doch selber in die Wagschale drückt. Wahrhaft beängstigend aber wird für uns diese Betrachtung durch ein weiteres Bekenntniß Forster's über seine eigene Empfindung. Sömmerring's Briefe waren nämlich überlang ausgeblieben und der verlangende Forster auf den Gedanken gefallen, der Freund könnte plötzlich erkrankt und gestorben sein. Ein Condolenzbrief, den er von anderer Seite empfangen hatte, brachte ihn auf diese traurige Vorstellung. Wir lassen nun Forster'n selbst die Empfindungen einer Freundschaft ausdrücken, die so hoch und edel getragen, Manchen nur als poetische Offenbarung erscheinen dürfte. Er schrieb:

„Ich habe dich schon als einen vom Himmel mir entrissenen Freund beweint. Ich habe deshalb noch keine vergnügte Stunde hier in Wilna gehabt. Ich machte mich gefaßt, dir zu folgen in jene Welt; ich war sinnlos und gefühllos gegen alle Freundschaft, die man mir hier bewies. Ich haßte mein Dasein. Gottlob! daß du lebst, gesund bist und auf dem Wege, durch Liebe glücklich zu werden, und Das ersetzt zu bekommen, was du an *deinem armen* Freunde verlorst. Der Gedanke, daß dir

die Trennung von mir so schwer ward, daß du vielleicht aus Unmuth könntest gestorben sein, daß ich also mit schuld daran sei, beugte mich bis zur Verzweiflung. O mein einziger, mein herzgeliebtester, mein oft zurückgewünschter und geseufzter Freund, ich habe es bitterlich bereut, daß ich mich von dir trennte, und ich bereue es noch, da ich weiß, daß du lebst und wohl bist. Allein sei nur zufrieden; ich bin Mannes genug, um mich zu fassen, um Alles, was ist, sowie es ist, gut zu finden, folglich auch unsere Trennung. Vielleicht würde ich ins andere Extrem zu leicht gefallen sein, wenn ich nicht so lebhaft, so feurig, so unwiderlegbar durch unsere Trennung fühlte, daß es noch jenseit dieses Lumpenlebens eine bessere Existenz geben muß. O Freund, o Bruder Sömmerring, wenn es nicht möglich sein sollte, daß wir hier noch nebeneinander wohnen, so muß, so wird es gewiß noch ein Leben nach dem Tode geben, wo wir gemeinschaftlich unser Wesen treiben müssen. Selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an dich kettet. Ach mein Einziger, Bester, ich jammerte nie so nach etwas, wie ich nach dir gejammert habe."

Wenn man die Glut dieser Empfindungen mit der gedankenvollen Vernünftigkeit der Briefe an Theresen vergleicht, das innige Du für Sömmerring dem anständigen Sie an Theresen gegenüberhält, so möchte man glauben, daß Liebe und Freundschaft in Forster's Herzen ihre nachbarlichen Kammern vertauscht hätten. Jedenfalls bestätigt es uns in der schon gefaßten Meinung, daß Forster mehr für die Freundschaft als für die Liebe gestimmt gewesen sei. Es steht vielleicht aber auch dadurch, daß Liebe zu-

nächst zum Glück des Hauses, Freundschaft mehr zur Wirksamkeit in der Welt hinstrebt, in nothwendigem Zusammenhange mit der Polarität oder Wechselwirkung der bewegenden Kräfte in Forster's Wesen überhaupt. Doch können wir nicht ohne Besorgniß einem Bunde entgegensehen, den von der einen Seite eine in ihrer Dauer zweifelhafte — von der andern eine in ihrer Macht untergeordnete Liebe knüpfen wollen.

In dieser wunderbaren Lage, worin Forster mit dem heißen Herzen empfand, was er verloren, und mit dem besonnenen, was er zu hoffen hatte, blieb es doch der Gedanke an Theresen und seine künftige Einrichtung, was ihn den langen Winter hindurch erhob. Denn manche Unruhe und Ungeduld bestürmte in jenen trübseligen Monaten sein Herz.

Wir erinnern uns, daß er nach abgelegter kasseler Schwärmerei sich dem fröhlichen wiener Leben hingab. Wir nahmen es für einen Rückschlag nach außen. Jetzt, in seinem wilnaer Unbehagen, kam mehr und mehr der Gedanke in ihm auf, er sei doch für so manches innige Gefühl, für „die Art des Genusses, den die volle Jugendblüte gibt", schon zu alt und altere mit jedem Tage. Daher angetrieben, jeder unschuldigen Freude entgegenzueilen, und die einzig beglückende, vollgenügende sobald wie möglich zu erreichen, ward er ungeduldig und mismuthig über Alles, was seinen Lieblingswünschen widerstrebte, oder den Zeitpunkt seines innigen Glücks hinauszurücken Miene machte. So schlug die Weltlust, in die seine heimliche Schwärmerei umgeschlagen war, *wieder in Grübelei* zurück. Da fing er, wie nur von

fern der Frühling sich wittern ließ, die Monate und Wochen zu zählen an, bis er nach Göttingen zu seiner Verbindung eilen könnte. In die träge Zeit mußte er sich mit Gelassenheit ergeben: desto lebhafter ließ er den Verdruß aus, den ihm seine häusliche Einrichtung verursachte. Dienstboten und Handwerker waren zum Verwünschen. Kaum dürfen wir uns so derb ausdrücken, wie Forster es in seinen Briefen that, so oft er von der Ungeschicktheit der polnischen Köchinnen, von ihrer Unsauberkeit spricht, und daß Weibsbilder wie Mannspersonen sich wöchentlich wenigstens einmal „himmelhagelvoll in Branntwein besöffen"; wobei sie, mit ihrem eigens Gekochten selbst unzufrieden, auf Fasttage wenigstens drei Schritte weit nach dem ranzigen Oele röchen, womit sie Alles „fräßen". Die Handwerker aber könnten und wollten nicht arbeiten; ihre Leistungen blieben unter aller Kritik, während ihre Preise alle Gebühr überschritten. Der Freund sah keinen Rath, als demnächst deutsche Dienstboten mitzubringen und berliner Möbel kommen zu lassen.

In solchen wechselnden Stimmungen verlebte Forster den schwermuthvollsten Winter seines Lebens. Er konnte sich nicht in seine Lage finden, und so entfernt von dem Freunde und der Verlobten keinen beruhigenden Mittelpunkt in seinem Lebenskreise gewinnen. Er vereinsamte inmitten einer ihm zuthätigen, aber nicht anziehenden Gesellschaft. Denn für innigen Umgang hatte er, selbst an den Professoren, außer Langmeier keinen Menschen. „Me non capit haec schola!" war sein Spruch. Was halfen ihm einige gutherzige Menschen, die seinem Kopfe

keine Nahrung boten, wie Forster sie haben mußte! Auch von der lieben polnischen Natur konnte er vor Mitte Mai keine Unterstützung erwarten. Wie lebhaft dachte er dann an das erst so gern verlassene Kassel! „O mein Sömmerring", schrieb er, „der Weg nach der Waldau, die Allee im Augarten, wo wir so manchmal Eins philosophirten und Das wurden, was wir sind, uns herauswanden aus dem Schlamm von Schwärmerei, worin uns der Teufel geführt hatte, — die finde ich nicht wieder!"

Kamen nun noch Rheumatismen und Augenentzündung dazu, so setzte es eine wahre Verzweiflung ab, und der Wunsch zu sterben wandelte ihn nicht blos aus Verzweiflung an, sondern er hielt ihn mit überlegendem Stolze fest. Durch den Tod bildete er sich ein der Verlegenheit zu entgehen, der Reue, daß er selbst dies Wilna gewählt habe, wo er sich seine Therese nicht glücklich denken konnte. Therese, „die ihm so zärtliche Briefe schrieb", konnte sie in diesem traurigen, abscheulichen Neste, in dieser baufälligen Hütte, unter diesen Thieren in Menschengestalt auch nur Einen freudigen Augenblick leben? Und er selber — konnte er auf etwas Anderes als auf Theresens blinde Liebe rechnen, die ihr über Alles, was sie sehen, riechen, hören und schmecken würde, einen täuschenden Zauber werfen müßte? — „Das, Bruder, das zerstört meine Seele!" schrieb er an Sömmerring. „Ich bin so dumm, so leer, so gedankenlos, so abgeschmackt, wie ausgedroschenes Stroh, wie taube Spreu, wie dürre Späne, und nirgends um mich *glimmt irgendein* Fünkchen des heiligen Feuers vom

Himmel, des Verstandes und Witzes, das mich anzünden könnte."

Wirklich muß der arme Freund, als er dies schrieb, im tiefsten Mismuth gewesen sein; sonst hätte er wol selbst über diese gefährliche Zusammenstellung von Bildern gelächelt, die ihn zu einem Gegenstande der Brandversicherung machen mußte.

Eins war indessen, was in seinem Mismuth, wenn er aus Verzweiflung hätte aufbrechen und davonrennen mögen, ihn sozusagen warnend am Ohr zupfte: er stak eben bis an die Ohren in Schulden und konnte an ein Wegkommen nicht denken. Die Erziehungscommission hatte ihm zur Ausgleichung seiner Verbindlichkeiten in Kassel 830 Dukaten nebst 200 Dukaten Reisegeld geschickt und nachher geschenkt, die ihm aber, falls er jetzt, oder vor Ablauf der acht Jahre seines Vertrags, die Universität verlassen wollte, zu ersetzen oblagen. Ueberdies war er von noch weiter erborgten Reisegeldern 100 Dukaten schuldig, und hatte zu seiner nothdürftigen Einrichtung ein halbjähriges Gehalt vorausgenommen. Ohne 1500 Dukaten konnte er mithin nicht vom Flecke kommen; ungerechnet was ihm auch dann noch der Rücktransport und irgendeine anderweite Einrichtung kosten würden.

Am Ende, was blieb ihm übrig, als so schweren Ziffern eine Berechnung der Vortheile entgegenzuhalten, die doch mit seiner Versetzung nach Polen in Anschlag kämen. Er zählte sich auf echt Forster'sche Weise vor, in welchen Stücken er doch Gelegenheit gefunden, sich zu *vervollkommnen*. — „O ein Stoß", rief er aus, „der uns

so auf einmal aus dem Centrum, worin wir lan
ruhten, oder uns regelmäßig um unsere Achse bewegte
herausprellt, gibt soviel neue Erschütterungen, daß m
unzählig Neues in sich und Andern gewahr wir
Durchaus sehe ich Wilna als einen Raupenstand für mi
an. Ich bin auf acht Jahre gebunden; danach komm
die Flügel, und das vollkommene Insekt wandelt sein
Bestimmung nach."

Aussichten.

Indeß, wie diese letzte Verwandlung in ziemlicher Ferne lag, war der unbefriedigte Forster einem Zwischenwechsel innerhalb des Raupenstandes, als ein solcher sich darbot, eben nicht abgeneigt.

Langmeier, der tüchtigste Arzt in Wilna, mochte des Freundes bedrängte Verhältnisse kennen, und brachte ihn auf den Gedanken, das ihm in den medicinischen Kenntnissen noch Fehlende nachzuholen, sodann in Deutschland zu promoviren und allmälig in Wilna zur ärztlichen Praxis überzugehen. Ein Vorschlag, der sich für die wilnaer Verhältnisse sehr empfahl. Forster hatte schon wahrgenommen, wie ängstlich die reichen und vornehmen Polen am Leben hingen, das sie doch nur auf die nichtswürdigste Weise zu verbrauchen wußten. Sie schätzten daher von allen Wissenschaften eigentlich nur die Arzneikunde; aber sie bezahlten dafür auch reichlich. Professor Bisio, der schlaue Italiener, hatte, solange er der einzige Arzt war, durch vorausbedungene übermäßige Deserviten ein bedeutendes Vermögen erworben, war aber, seitdem der ehrliche Langmeier das Vorausḣandeln und

Vorausbezahlen abgeschafft, aus aller Praxis gekommen. Außer Langmeier trieben aber nur noch zwei Juden, die in Königsberg promovirt, aber wenig profitirt hatten, die Praxis. Dies waren einleuchtende Umstände. Und Langmeier wußte dem Freunde die Sache leicht zu machen durch die Vorstellung, daß man einem Manne wie Forster'n die Würde eines Doctors der Medicin, wenigstens ehrenhalber, ohne Umstände ertheilen würde. Ohnehin hätten auch seine Vorgesetzten den berufenen Professor der Naturwissenschaften gar gern als Doctor der Medicin ankommen gesehen.

Forster ging auf den wohlmeinenden Vorschlag um so lieber ein, als er auf diesem Wege einen Ersatz seines literarischen Erwerbs zu gewinnen hoffte. Dieser war in der Entfernung von Deutschland und bei dem Mangel an literarischen Hülfsmitteln sehr unsicher für ihn geworden. Und so verband sich allmälig mit der im Sommer bevorstehenden Fahrt zur Hochzeit der Gedanke einer Doctorpromotion.

Inzwischen hatte Freund Sömmerring, seit dem October Professor der Anatomie und Physiologie in Mainz, seinen ersten dortigen Winter eben auch nicht behaglich überstanden. Die kasseler Furcht vor den Rosenkreuzern hatte ihn am Rhein nicht verlassen. Auch mochte die Trennung von Forster'n für Sömmerring kummervoll gewesen sein. Ob in dem Grade wie bei Forster'n, läßt sich nicht ermitteln; doch haben wir ein literarisches Denkmal seiner Gesinnung an der Widmung einer kleinen Schrift, die in Kassel abgefaßt und zuerst in Mainz gedruckt, der Zeit dieses Uebergangs angehört.

Sömmerring hatte aus der kleinen Negercolonie des Landgrafen Friedrich, in der Nähe von Schloß Weißenstein, mehre Leichname beiderlei Geschlechts zergliedert, mit dem Bau des Europäers verglichen und die Verschiedenheit in einer Abhandlung entwickelt. Dieselbe erschien gewidmet — „Seinem vertrauten Freunde, dem Welt- und Menschenkenner Georg Forster", mit der Anrede: „Du, mein Forster, hast auf die Beurtheilung dieser Zeilen das erste Recht. Uns band Vaterland, Alter, gemeinschaftlicher Eifer zur Naturkenntniß und — — — außer mehren zufälligen Umständen eine täglich innigere Freundschaft. Uns trennte Enthusiasmus, der Welt, selbst mit Aufopferung der angenehmsten äußern Lage, zu nützen. Die vollkommenste Harmonie der Denkungsart, die unsere Entfernung noch mehr bewährte, wird uns wiedervereinigen." — — —

Endlich erwachte denn auch die träge Frühlingsnatur um Wilna. Die Tannenwälder auf den nahen Sandhügeln trieben ihre lichtgrünen Zweigsprossen; die magere Pflanzenwelt öffnete ihre matten Blütenaugen; aber ihre Armuth verlockte den Botaniker nicht, seine Herbarien zu bereichern. Kein Vogel belebte das Gebüsch; denn die Unzahl der wilnaer Müßiggänger, die auf die Jagd liefen, verscheuchten Alles bis auf die letzte zwitschernde Kehle. Andere Strichvögel trafen dafür ein und verunzierten den holden Mai: der polnische Adel kam 20—30 Meilen weit nach Wilna zur Maicur, um unter Anleitung der dasigen Aerzte zu purgiren, zu vomiren, zur Ader zu lassen, oder die Molken zu trinken. Für die Aerzte war's eine Frühlingsernte, da sie für die Be-

handlung 10—50 Dukaten von der Person erhielten. Leider prakticirte Forster noch nicht, und andern Antheil an dieser Frühlingsbewegung zu nehmen fand er sich wenig gestimmt. Sein Herz war unruhig von Verlangen nach Deutschland und aus Ungewißheit über seine Verbindung mit Theresen. Hofrath Heyne hielt noch immer mit seiner Zustimmung zurück. Entschiedener trat die Hofräthin auf. Eingenommen für den liebenswürdigen Weltumsegler und mit dem Entschlusse der Stieftochter vertraut, legte sie ohne weiteres Hand an Theresens Ausstattung. Diese gab Forster'n gute Winke: daß der Vater nichts dagegen eingewendet, jüngst vielmehr 10 Louisdor zum Ankauf von noch mehr Leinwand dargeboten habe.

So nahm denn Forster Mitte Mai allen Muth zusammen, dem Vater Heyne die Gründe, weshalb er jetzt die Tochter zu holen käme, auseinanderzulegen. Und um jedem Einwande vorzubeugen, setzte er gleich die Zeit seiner Ankunft in Göttingen fest. Gegen Ende Juni dachte er von Wilna abzureisen. Er lud schon Sömmerring zur Hochzeit ein und versprach ihm, dem Anatomiker, einen skeletirten Biber- und Bärenkopf zum Hochzeitschmause mitzubringen.

Da überfiel ihn gerade um die zur Abreise bestimmte Zeit eine heftige Krankheit, die ihn 14 Tage lang zwischen Leben und Tod in der Schwebe hielt. Die Aerzte behandelten ihn auf ein Faulfieber. — —

Forster war nicht mehr abergläubig wie früher, um etwa diese, in so bedenklicher Zeit eingefallene Abhaltung *für eine höhere* Warnung vor dem verhängnißvollsten

Schritte seines Lebens zu nehmen. Auch ließ der Anfall sich aus den Eindrücken des Klima, aus den Nachwirkungen so vieler Unruhe und Gemüthsbewegungen auf einen, vom Scorbut der Südsee durchgohrenen Körper nur allzuwohl begreifen.

Nach den 14 Tagen des Fiebers gönnte sich Forster nur 14 Tage der Erholung, worauf er, um vier Wochen verspätet, die 200 Meilen seiner Fahrt nach Göttingen mit dem besten Vertrauen auf Theresen und ihre Leinwand antrat.

Drittes Buch.



Flitterwoche.

In der Frühe eines schönen Sonntags im August 1785 traf Forster in Göttingen ein und wurde in Heyne's Hause als Sohn empfangen. Freund Sömmerring verweilte schon, auf der Reise zur Hochzeit, im nachbarlichen Kassel. Forster benachrichtigte ihn durch ein Billet vom 22. August von seiner Ankunft und lud ihn nach Göttingen ein.

Während der 16 Tage, die Forster in Göttingen zubrachte, lernten die Verlobten einander durch traulichen Umgang doch eigentlich erst genauer kennen. Wenigstens hatte Therese, abweichend von Forster, der sie wie alles Neue mit schwärmerischem Vertrauen umfaßte, hinter dem Briefwechsel her noch allerlei Mistrauen und Besorgnisse behalten. Viel Bitterkeit gegen die Menschen und wenig Erwartung von ihnen war ihr einmal eigen. Sie traute, nach ihrem eigenen Geständnisse, Niemanden das Beste — und sich selbst nicht zu, daß sie immer gut bleiben könne. Für Forster'n hatte sie sich entschlossen, weil er ihr unter den andern Bewerbern als der Beste erschien. Wie sie sich stets nur *einen* Mann gewünscht hatte, den

sie glücklich machen könnte, so hielt sie den Freund gerade für Denjenigen, der es eben durch sie am meisten würde.

Um die künftige Hausfrau in ihrem Thun und Lassen zu verstehen und zu würdigen, dürfen wir die Stimmungen und Bedenken der Braut nicht unbeachtet lassen. Solche Gemüther, die nicht von einer leidenschaftlichen Empfindung zu einem Manne hingezogen werden, fassen auch nicht leicht ohne Absicht und besondere Veranlassung den Entschluß überhaupt zu heirathen, und wirklich scheint bei Theresen nicht das Herz, sondern verständige Ueberlegung den Ausschlag gegeben zu haben. Sie verhehlte nämlich Forster'n nicht, daß sie gern ihr väterliches Haus verlassen möchte, theils um den nachwachsenden Geschwistern Platz zu machen und durch ihr Verbleiben keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben, theils auch um des Vaters Sorgen zu erleichtern. Außerdem waren ihr bei freier Sinnesweise und etwas ungebundener Art mancherlei Menschen, die im Hause ab- und zugingen, verdrießlich und widerwärtig; wie sie denn überhaupt einen Widerwillen gegen das kleinstädtische Göttingen nicht verbergen mochte.

So, mit befriedigtem Verstande und wagendem Herzen, flüchtete sich Therese an Forster's Brust. Und der Glückliche hielt in der Weihestunde des Bundes neben dem heißergeliebten Freunde ein Wesen fest, „an dem seine Liebe sich noch steigern und eine durch Freundschaft nicht zu befriedigende Seite" erobern konnte. Die Trauung fand Anfang September statt, und das verbundene Paar trat demnächst die Heimreise nach Polen an, — *Therese, wie sie* von sich selber sagt, mit leichten Sinnes

gefaßtem, aber festem Entschlusse, jedes Schicksal mit Georg zu theilen.

Forster machte, um Goethe zu besuchen, am 14. September Station in Weimar. Nach der Mittagstafel bei Hofe brachte er mit Therese und in Gesellschaft von Herder, Wieland und Theresens gothaer Freundin Amalie Seidler den Abend bei Goethe zu. Ebenso verweilte er in Berlin, um seine junge Frau bei alten Freunden einzuführen. Theresen's gutes gesellschaftliches Benehmen überraschte ihn zu seiner Befriedigung. Er sollte immer neue Seiten an ihr entdecken. Er besuchte Dohm, Nicolai und Andere.

Beim Eintritt in Polen, — es war am 9. October — nahm das reisende Paar ein kleines Unglück, sah es jedoch für kein böses Vorzeichen an. Eine Meile vor Posen nämlich warf der Wagen in einer Regenpfütze um, und sie mußten ihre Sachen am Ofen zu trocknen verweilen. Forster schrieb von hier aus an Jacobi, indem er mit dem Gefühle seines neuen Glücks und einer schwärmerischen Schilderung seiner Therese sein Scheiden aus Deutschland an die erste, erinnerungsvolle Station seines frühern Eintritts anknüpfte und sich entschuldigte, daß er den verehrten Freund aus Mangel an Zeit nicht habe heimsuchen können.

Jacobi hatte eben seine „Briefe über die Lehre des Spinoza" herausgegeben. Forster zeigte den Empfang des ihm zugefertigten Exemplars mit der Betrachtung an, daß er sein Wähnen über Alles, was Metaphysik und Theologie betreffe, wol nie mehr für etwas Anderes als bloßes Wähnen halten werde, da es ihm ganz unmöglich

scheine, hierüber je Gewißheit zu erlangen, solange wir seien, was wir eben seien: Wesen, die nur Eindrücke leiden, nur Bewußtsein haben von den anziehenden und abstoßenden Kräften der Natur, und die weder in das Wesentliche ihres eigenen, noch irgendeines andern Geschöpfes eindringen können.

Bei Gelegenheit des überschickten Buches hatte Jacobi hinsichtlich der verwandelten Denkungsart Forster's die Aeußerung gethan, daß der Freund wol nicht ohne Gefahr der Rückkehr von einem Extrem ins andere übergegangen sei. Darauf erwiderte Forster mit einer Gesinnung, die man heute wieder den verfolgungssüchtigen Zeloten des Tages nicht entschieden genug entgegenhalten kann. „Ich weiß nicht“, sagte er, „ob es einen Grad von Einsicht geben kann, der mich wirklich zurückführen könnte. Das aber weiß ich gewiß, daß ich Wahrheit nie zurückstoßen werde um des Gewandes willen, das sie tragen mag, daß ich eigentlich nur sie suche, oder den Schatten von ihr, der uns Sterblichen zu sehen und zu fassen vergönnt ist, und daß ich, ich mag in dieser Hinsicht denken und wähnen was ich will, in jeder andern bleiben werde, was ich bin, — der Freund meiner Freunde, der nur in ihnen lebt, der Freud' und Leid mit ihnen brüderlich theilt, und der es sehr gut fühlt, daß, wenngleich aller Genuß aufhört, wo völlige Vereinigung stattfindet, dennoch keine wahre Freude dem Menschen gegeben sei, als die von homogenen Seelen angezogen zu werden und sie anzuziehen.“

Erst als sie Warschau erreichten, brachte Forster seine häusliche Einrichtung in Wilna zur Sprache. Therese

hatte sich die geringste Vorstellung davon gemacht, und bereit sie gutzuheißen, wie sie solche auch finden werde, hatte sie aus Schonung für den lieben Mann nicht danach fragen mögen. — Sonderbare Zurückhaltung, wunderliches Zartgefühl zweier Neuvermählten über einen Gegenstand, der sonst schon den Verlobten die reizendste Unterhaltung gewährt! Nun freute sich die junge Frau umsomehr zu erfahren, daß eine erträgliche Wohnung und die Anfänge einer Hauswirthschaft ihrer warteten. Und bei ihrer Ankunft in Wilna, wo sie nach den warschauer Besuchen und Vorstellungen erst in der zweiten Novemberwoche eintrafen, freute sich auch Forster, daß die Wohnung nach seinem Verlangen wirklich ausgebessert, mit einer neuen Treppe, neuen Fußböden und doppelten Fenstern versehen war. Therese bezeigte sich sehr zufrieden damit. Und da Forster überdies durch Verwilligungen der Erziehungscommission sich aus seiner Verlegenheit wegen der Reisekosten gerissen und durch einen Zuschuß von 4000 polnischen Gulden zum Fonds für Bibliothek, Cabinet und Botanischen Garten unterstützt sah, so fühlte er sich über alle Wünsche hinausgehoben.

Diese Zufriedenheit mit der nächsten Umgebung kam dem neuen Liebesleben des glücklichen Paares zustatten. Jetzt ging Forster'n im winterlichen Hause eine innere Welt auf. Im Gefühl, wie Eins für das Andere sorge, Eins das Andere erleichtere, der Haushalt von einer rechtschaffenen Frau, die Geschäfte von einem besonnenen Mann richtig geführt werden, und die Außenwelt an Bedeutung verliere, was das Haus gewinne, erklärte er die *Ehe für den glücklichsten* Zustand auf Erden. — „Ich

sterbe nachgerade der Welt ab", schrieb er Anfang December an Sömmerring, „und lebe nur noch meinem Weibe. Sie ist mir Alles und ersetzt mir Alles. Wir leben miteinander wie die Kinder und freuen uns wie Kinder. Wir genießen unsere Liebe, und wissen daß alles Andere nichts werth ist, und — hoffen, daß wir den Augenblick nicht erleben werden, wo wir zu lange gelebt, wo wir fühlen müßten, daß wir unsern Genuß überlebt hätten. Ich bin dir jetzt so ruhig, so zufrieden, so vergnügt ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengstlichkeit des Glaubens nicht sein konnte. Wenn es ein Wesen gibt, das als Schöpfer alle Wesen in sich faßt, so bin ich überzeugt, daß das Glück seiner Geschöpfe ihm angenehmer als ihr unaufhörliches Betteln ist." —

Daß Forster in solcher Stimmung das Kirchliche nicht überschätzte, da er eigentlich nie kirchlich und zum Kirchlichen confirmirt war, läßt sich erwarten. Seine Frau fand wol eine lutherische Kirche innerhalb der Stadt, er selbst vor dem Thore eine protestantische, für deren Arme er auch beitrug, aber — „wir besuchen sie nicht", gestand er dem Freunde. „Wir leben in Ansehung dieses Punktes frei und vergnügt. Mag die Welt glauben was sie will, wenn ich nur wissen darf, was ich will, und nichts glauben darf. Seeng is believing!"

Dies: Sehen ist Glauben, drückt lebhaft genug den Umschlag in seiner Seelenstimmung aus. Wie er vorher nur in ängstlichem Gebete seine Zufriedenheit gesucht hatte, so fühlte er jetzt, daß in Liebe, in Schaffen für die *Welt, in Forschen* nach Wahrheit ein Glück liege, das

für sich selbst bestehe, unabhängig von unablässigen Gedanken an das Uebersinnliche, zu dem er sich doch oft genug, mitten in seinem sinnenfrohen Jubel, mit den herrlichsten Empfindungen wiedererhebt, — mit Gedanken, die nur aus einer gläubigen Seele kommen.

Wir sehen wol, daß Forster, soviel Schwärmerei er auch abgelegt zu haben glaubte, doch das augenblickliche Glück seines Herzens noch überschwänglich genug empfinden konnte. Nur Eines besorgen wir dabei, — sein edles Herz möchte sich leicht nach einer andern Seite in ein für seine Zukunft bedenkliches Zutrauen verirren, und seiner übermüthigen Liebe ein sehr unglückliches — Sehen ist Glauben im eigenen Hause bereiten. Wir wollen uns darüber erklären.

Die Auflösung, die der nächsten Zeit bevorstand, machte sich schon jetzt auf verschiedene Weise fühlbar. Während die gemeinern Seelen mehr in die Gährungsstoffe des politischen und sittlichen Verfalls geriethen, wurden die edlern Geister sozusagen von der Substanz der Welt angezogen in dem Grade, als die besondern Bildungen derselben abständig und abstoßend wurden. So dachten damals die ausgezeichnetsten Geister in Deutschland weltbürgerlich in der Politik, indem Männer, wie selbst Schiller, schwärmend für die Idee der Menschheit, die Individualitäten der Völker, in denen jene Idee doch allein zur Gestalt kommt, für eine durch Humanität zu hebende Beschränktheit ansahen. Auch Forster war Kosmopolit, wozu ein Weltumsegler, der die Gipfel- und die Wurzelvölker der Civilisation kennen gelernt hatte, noch leichter als Andere kommen konnte. Noch umfassen-

der aber als die Idee der Menschheit ist die Idee der Liebe. Sie ist die schöpferische und erhaltende Kraft des gesammten Weltalls. Aber dieser Athem der Gottheit webt und waltet auf unendlich mannichfache, oft kaum erkennbare Weise in lauter engen, abgeschlossenen Kreisen des Natur= und Menschenlebens, und begünstigt es nicht, daß diese Kreise ineinander überfließen, sich mischen und stören. So findet bekanntlich schon bei Thieren und Gewächsen nur innerhalb bestimmter Gattungen eine Geschlechtsverbindung und Fortpflanzung statt; in der Gestalt von Haß und Zerstörung hütet die erhaltende Liebe ihre Familien. Auf demselben Gesetze beruht die Treue im Liebesvereine sittlicher Wesen, indem innerhalb des weitern Gebiets, worin die Natur noch Verbindungen gestattet, ja zu Verbindungen lockt, die sittliche Liebe ihren engern Bund abschließt.

Wie nun Forster mit dem überschwänglichen Gefühle seines glücklichen Herzens dort über alles Positive und Kirchliche religiöser Anschauungen hinausging, so erscheint er hier für die allwaltende Macht der Liebe empfänglicher als für die ebenso umfassende Gesetzmäßigkeit derselben in ihren abschließenden Erscheinungen. Streift er dort, weil ihn der kirchliche Abschluß lebendiger Religiosität beengt, wenigstens scheinbar an Unglauben, so geräth er hier, freilich auch nur scheinbar, in nahe Berührung mit einer Unsittlichkeit seiner Zeit. Es gehörte zum feinen und guten Tone der damaligen Gesellschaft, in der Ehe, dieser sittlich abgeschlossenen Liebessphäre, wechselnde Neigungen, zarte Herzensverirrungen einander im *Namen der freien* Liebe nachzusehen und zu gestatten.

Um nun auch hier unsere Voraussetzung durch Forster selbst bestätigen zu lassen, so geht aus seinen Briefen hervor, daß Freund Sömmerring schon damals an Theresens Benehmen im Umgange mit Männern Manches zu tadeln gefunden hatte. Dies konnte sich nur auf seine Beobachtung bis zu ihrer Trauung beziehen, mithin auf jene Zeit, in welcher auch Therese merkwürdigerweise über das kleinstädtische Wesen in Göttingen ärgerlich und zum Heirathen entschlossener wurde. Aber Forster vertheidigte sie gegen den Freund und erklärte, daß ihm jede sympathetische Regung ihres Herzens Freude mache; er glaube sich nie glücklicher zu fühlen als im Gedanken, daß seine Liebe Theresen eher aufmuntern als abhalten solle, Alles was lieb und gut zu lieben; er glaube es als ein Glück zu empfinden, so oft sie Irgendjemand, den er für gut und edel halte, recht herzlich liebe.

Wie leicht ein Mann zu diesem Glücke kommen oder daß es ihm selbst begegnen könne, ahnte der edle Freund noch nicht; sowenig wir ihn hierin wie in seinen unkirchlichen Aeußerungen misverstehen.

Mit dieser Empfindung für seine Therese stimmte sein ebenso vorbedeutsames als bedenkliches Lob überein, daß sie an keinen Vorurtheilen der Erziehung und des Geschlechts klebe, und über Vernünftigsein ihr Gefühl nicht eingebüßt habe. —

Der freie Flug der Gedanken, den Forster in den Honigmonden der Liebe aus dem beglückten Herzen nahm, berührte gelegentlich auch die höchsten Fragen der philosophischen Speculation. — „Mich hat es immer sonderbar gedünkt", *schrieb er an* Lichtenberg, „wie man sich

so sehr um Eigenschaften des Geistes und der Materie streiten könne, da beide doch im Grunde Ein Ding sind und wir von einem soviel wie vom andern wissen. Die Vorstellungen, die wir von Dingen außer uns haben, geben uns zusammengenommen den Begriff eines Objects, welches wir Körper nennen. Nun sind wir aber der Erkenntniß des Wesens des Dings, welches diese Vorstellung in uns hervorbringt, nicht um einen Schritt näher, wir mögen dies Wesen Geist oder Materie nennen." —

Dieser Ausspruch, den man zum Beleg materialistischer Ansichten Forster's angeführt hat, zeugt vielmehr gegen die Materialisten. Dem Wesen der Dinge, das mit seiner Erscheinung (Geist und Materie) Eins ist, kommen wir durch die Vorstellung, die uns die Erscheinung hervorruft, um keinen Schritt näher, meint eben Forster, während unsere Materialisten behaupten, in der Erscheinung — dem Stoffe — das Wesen selbst zu fassen.

Um diese Zeit kam die Philosophie des Spinoza, besonders auch durch Jacobi, zu lebhafter Verhandlung. Diese Erscheinung ist bedeutsam, hier aber der Ort nicht, um zu fragen, wie diese Lehre, die den persönlichen Gott in die Substanz der Welt auflöst, im Zusammenhange mit der ganzen Weltbewegung gestanden habe, indem man damals nicht blos mit Kant nach dem Dinge an sich fragte, sondern auch in Kirche und Staat auf eine Auflösung veralteter Formen und auf Erneuerung derselben aus der ihnen zugrunde liegenden Wesenheit ausging. Wie gern hätte man seitdem alles Positive im

politischen und socialen Leben in die Substanz der Freiheit aufgelöst! Jacobi's Buch über Spinoza hatte einen Kampf erregt, in welchem sogar ein beklagenswerther Todter auf dem Kampfplatze blieb, — der arme Mendelssohn bekanntlich, dem der Eifer, womit er seinen verstorbenen Freund Lessing gegen Jacobi's Anschuldigung des Spinozismus vertheidigte, eine tödtliche Erkältung zuzog.

Wie diese Kämpfe, lag unserm Forster das Studium Spinoza's fern. Aber Jacobi's Buch über die Lehre dieses Philosophen und die weiter veranlaßte Streitschrift gegen Mendelssohn regten ihn auf. Er misbilligte des verehrten Mannes Festhalten an der Fahne des Glaubens, indem er nicht begriff, daß Jacobi einen theologischen Glauben festhalten wollte, weil ein physischer Glaube nothwendig sei. „Etwas Anderes ist es doch", meinte er, „an Dasjenige glauben, was allen Erscheinungen zu allen Zeiten, für alle Menschenorgane sich gleich darstellt, als dagegen Das, was sich keines Menschen Organen je darstellen kann, und folglich nie einem Menschen Beweis oder Empfindung seines Daseins gibt."

Dennoch wollte er dem Freunde noch gern dessen „Kopfunter" und „metaphysischen Purzelbaum" gelten lassen, wenn derselbe nur nicht eine verhaßte Gewissens- und Moralitätssache daraus gemacht hätte. — Und darüber wallt denn wieder das echt Forster'sche Herz auf. „Wann wird es doch dahin kommen", ruft er aus, „daß Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten, erhabensten Handlungen, deren wir fähig sein können, habe *nichts mit den Begriffen* zu thun, die wir uns vom

lieben Herrgott, vom Leben nach dem Tode und vom Geisterreiche machen. Wann wird man einsehen wollen, daß Patriotismus, Aufopferung seiner selbst, kurz Alles, was wir groß und bewundernswürdig zu nennen pflegen, nichts Anderes als edelstes, reinstes Selbstgefühl ist."

Solche Empfindungen konnten ihn denn freilich auf den übereilten Gedanken bringen, den er gegen den Freund aussprach:

„Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich, daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwickelung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Uebung des Geistes dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir endlich diesen Wust ins Reine haben, wissen, man komme nimmermehr auf diesem Wege weiter; daß wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank werfen und uns an das für uns reelle Sinnliche halten."

Hier dürfen wir wol die Flitterwoche schließen.

Mit diesen verwegenen Sätzen eines Mannes, der das Terrain nicht kennt, überspringt Forster die eben glänzend angehobene mächtigste Entwickelung unserer philosophischen Speculation, das halbe Jahrhundert der höchsten Leistungen in der Geschichte des menschlichen Geistes.

Doch ein Mann wie Forster, seiner Begabung und Bildung nach kein einseitiger Dogmatiker, kam bald genug von solchen Aufwallungen zurück, sodaß er schon in dem bald nachher geschriebenen Aufsatze über die Menschenracen eine weniger unbedingte Anschauung faßte. Er *glaubte wenigstens* einzusehen, daß man endlich dem Ab-

straction vermögen Abbruch thun könne, indem man zu fest an der Anschauung klebe, und so mislich es auch immer sei, sich von ihr zu entfernen, so scheine doch der Aufklärung und dem Fortschritte in der Erkenntniß nicht gerathen zu sein, wenn irgendeine Anlage in der menschlichen Natur vernachlässigt werden sollte.

Haushaltung.

Die Vorlesungen machten dem glücklichen Professor anfangs und wie er fürchtete auf längere Zeit viel Mühe. Nicht blos sein ungefälliges Gedächtniß und das ungewohnte Latein nöthigten ihn seine Vorträge vom Papier abzulesen; auch die alte, unbegreifliche Schüchternheit im Lehrvortrage war ihm nach Polen gefolgt und ließ ihn, selbst seiner misachteten Zuhörerschaft gegenüber, kein unbefangenes Selbstvertrauen fassen. Er sagte sich Alles vor, was gegen solche Schwachheit geltend zu machen war, und vertröstete sich auf Zeit und Uebung, die ihm über eine so wunderliche Verlegenheit hinaushelfen würde. Die Ungeduld mit sich selbst machte ihn aber noch weniger nachsichtig mit seinen Zuhörern. „Aus Bären Menschen zu machen", schrieb er an Lichtenberg, „dazu gehört weder die Feder noch die Zunge. Die Natur geht stufenweise zuwerke, und Peter der Große, glaub' ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er seine Bären durch Knute und Ukasen vorerst zu Hunden umbildete."

Regte sich zuweilen auch ein besserer Sinn in der

wilnaer Gesellschaft, so fehlte es derselben doch an Ausdauer. So ließ Forster, obgleich mit Arbeiten überhäuft, sich von einer Anzahl Damen zu einem Colleg über Botanik bewegen. Der Winter bot ihm freilich keine Pflanzen dar; er suchte aber seinen Vortrag über das Naturleben der Gewächse, über das Geschlechtsverhältniß, das Liebesleben und die Befruchtung im Pflanzenreiche so leicht und faßlich wie möglich zu machen, um seinen Kreis angenehm zu unterhalten. Da der Vortrag französisch gehalten wurde, so mußte er ihn ebenfalls vorher niederschreiben, hatte aber auch die Befriedigung, daß man nach vier Vorlesungen das Heft gedruckt zu haben wünschte. Da fiel mit einem male Carneval ein; die Lustpartien blühten noch vor den Pflanzen auf, und seine Zuhörerinnen verflogen, — doch keineswegs um zu botanisiren, — „nach allen vier Ecken von Lithauen". Es hatte den Polinnen eben nur um ein neues Mittel, die alte Langeweile loszuwerden, gegolten.

Da war denn Forster der lieben deutschen Hausfrau immer wieder froh, — Theresens, die er stets daheim fand, die auf ihn wartete und mit ihm die liebe Einsamkeit des Hauses theilte, sie ihm versüßte. „Wir leben hier in gänzlicher Eingezogenheit", schrieb er noch Anfang April 1786 an Lichtenberg, „vollkommen vergnügt, weil wir uns beschäftigen können und überzeugt sind, daß die Quelle des Glücks und der Zufriedenheit in uns liegt, daß keine Gesellschaft besser als schlechte ist."

Was nun die Theilnahme des jungen Paares an der Gesellschaft betrifft, so ward Therese, nach ihren eigenen Bekenntnissen, im großen Verkehr mit dem polnischen Adel

nie recht heimisch. In den verschiedenen deutschen Verhältnissen ihres frühern Mädchenlebens hatten ihr stets Geist und Herz für die rechten Elemente des gesellschaftlichen Verkehrs gegolten. Jugend und die Freude zu gefallen hatten jene ernste Ansicht belebt. Jetzt im Gefühl ihres Glücks und ihrer Bestimmung sowie in der Befriedigung ihres Selbstgefühls fand die Frau für Dasjenige, was sie als Mädchen entbehrt haben würde, keinen Ersatz im Luxus, in der Leichtfertigkeit und Leere des wilnaer Salon.

Forster selbst wünschte sich oft nur Lichtenberg's Blick und Feder, um den Mischmasch von sarmatischer, fast neuseeländischer Roheit und französischer Ueberfeinerung, dies geschmacklose, unwissende und doch in Luxus, Spielsucht und Moden versunkene Völkchen ins Komische zu malen; vorausgesetzt, daß man über Menschen lachen könnte, die ohne eigentliche Schuld durch Regierungsform, Auffütterung statt Erziehung, durch Beispiel, Pfaffen, russischen Einfluß sowie durch ein Heer französischer Vagabunden und italienischer Taugenichtse schon von Jugend auf verhunzt worden seien. Im Ernst oder Scherz behauptete der Freund, er und Therese müßten unablässig übereinander wachen, damit sie nicht von Entartung überschlichen und unvermerkt „polackisirt" würden. Und allerdings kam die Hausfrau in ihrer Wirthschaft wie der Mann in der Stadt oft genug mit dem eigentlichen polnischen Volke in so nahe Berührung, daß man wol etwas Polnisches abbekommen konnte.

Nun hatte freilich unsere junge Hausfrau diesen Kreis des weiblichen Berufs als Schülerin betreten, die bei sich

selbst die Lehre bestand und an sich selbst das Schulgeld bezahlte. Denn sie brachte fast nur guten Willen zur Selbstbelehrung mit. Sie hatte, selbstgeständig, nie Geld in Händen gehabt und nie gelernt, Geld einzutheilen. Sie kannte wol die Bestandtheile, nicht aber die Führung einer Haushaltung. Noch waren die Bedürfnisse des Hauses gering, und Therese, bei vielfachen geistigen Interessen an bescheidene Wünsche gewöhnt, verkannte nicht den Beruf zu erhalten, zu sparen und zu beschaffen. Da hätte es sich mit Anlernen und Ausüben im Wirthschaftlichen bald gemacht, wäre Forster nicht gewöhnt gewesen, ihr an Geld immer nur für die Bedürfnisse des Tages zu geben. So hatte er es im älterlichen Hause gesehen, und jene alte Noth pflanzte sich nun als Angewöhnung auch auf seinen bessern Wohlstand fort. Dadurch bildete sich eine Hauswirthschaft, die über ihr Auskommen stets im Dunkeln tappte. Der Mann, leicht auszugeben geneigt, behielt für seine Person immer mehr in der Hand, als ihm bei einer Vorlage für die Haushaltung auf die ganze Periode der laufenden Einnahme übriggeblieben wäre, und so kam es denn auch, daß die Frau eine Eintheilung dieser Bauschsumme in die wechselnden Bedürfnisse der Periode nicht erlernen und des Mannes jeweilige Geldverlegenheit nicht wahrnehmen konnte. Da durfte nur noch ein falsches Zartgefühl in Geldsachen zwischen Mann und Frau sich einschleichen, wie es hier wirklich der Fall war, um eine Verwirrung anzurichten, die selbst das innere Glück der Ehe bedrohen konnte.

Wir haben hier die Wurzel des spätern häuslichen und ehelichen Zerfalls zwischen Georg und seiner Therese berührt.

Leider läßt sich diesem so gemeinen, der Alltäglichkeit dienstbaren Gelde ein so großer Einfluß nicht absprechen, noch weniger entziehen! Mögen wir uns den erhabensten Begriff von der Ehe machen, — ja wol, sie gleicht dem edeln Baume, der duftige Blüten, würzige Früchte, beides zugleich trägt; aber, übersehen wir dabei nicht, daß derselbe im Klima unserer unparadiesischen Welt eines Kübels mit guter Erde für sein Wurzelwerk bedarf! In einem Bunde, der sich aus geistigen und ökonomischen Bestandtheilen mischt, kann eben hieraus auch Störendes, ja sich Zersetzendes entstehen. Hinsichtlich Forster's wenigstens haben wir leider! die Erfahrung zu machen, daß seine persönliche Zufriedenheit und sein gepaartes Glück — wie zwischen Haus und Welt so zwischen Geld und Freiheit unaufhörlich geschaukelt werden. Jetzt kannte er die Misbildungen unglücklicher Hauswirthschaft nur aus den Erinnerungen seiner frühesten Jugend, aber hinreichend um einzusehen und selbst in Briefen anzuerkennen, wie nothwendig zum Anbau des häuslichen Glücks eine „strenge Oekonomie und Frugalität“ sei. Daher freute er sich, daß seine Therese nicht blos hierin mit ihm übereinstimme, sondern auch „daß sie im Fache der Haushaltungskunst Kenntnisse besitze, die seine Erwartung weit überträfen“. — Nach Theresen's Selbstbekenntnissen mochte wol die Erwartung des Weltumseglers an der Haushaltung der guten Frau seines Vaters gemessen sein.

Nun fand aber unsere junge, bestrebsame Hausfrau an ihren polnischen Dienstboten gar wenig Unterstützung. Sie machte bald die Erfahrung, daß eine tüchtige deutsche *Magd mehr als* drei polnische Kerle zugleich arbeite, daß

sie eine drei mal größere Last trage, drei mal geschwinder gehe, und vielleicht nebenher noch solche drei matte Fliegen von Burschen zu Boden schlage. Daher nahm in Polen auch jedes Geschäft einen eigenen Bedienten in Anspruch, und ein Professor, der Pferde hielt, hatte fünf Dienstleute nöthig. — In einem Briefe an Lichtenberg bemerkt Forster: „Mein Ofenheizer und Holzhacker ist ein Adeliger, der des Jahres hindurch seine Kost und 8 Thaler Lohn nebst einem Schafpelze und ein Paar Stiefeln bekommt, und dem man bei jedem dritten Worte Prügel droht oder Branntwein zum Lohn verspricht.“ —

Unser haushälterisches Paar hielt es unter diesen Umständen für sehr gerathen, Mägde und Bedienten aus Göttingen zu verschreiben. Ist aber einmal die verschreibende Feder eingetaucht, so findet sich leicht noch Anderes, was mitbestellt werden kann. Man entdeckte bald, daß auch kein lithauischer Kaufmanns- und Handwerksartikel gut genug sei, und Forster ließ dergleichen ebenfalls von auswärts kommen, woher er ja ohnehin auch die kostspieligen Bücher, Karten und Instrumente beziehen mußte. Dafür suchte er anfangs die Equipage zu sparen, die eigentlich der Anstand in Wilna erfoderte und der Schmuz der Straßen unentbehrlich machte. Auch seufzte er recht nach Wagen und Pferden und sann auf Mittel, jenen Aufwand — vielleicht durch andere Einschränkungen zu bestreiten. Hätte er nur von seinem Gehalte zu 8000 polnischen Gulden nicht jährliche 1125 Gulden zu allmäliger Abtragung empfangener Vorschüsse zu entbehren gehabt!

Familie.

Durch all dergleichen Sorgen, Plackereien und Verdrießlichkeiten finden jedoch Natur und Liebe ihre Wege. Schon Ende December hatte Forster seinem theuern Sömmerring zu melden, daß sein Weibchen seit fünf Wochen durch dies und jenes gewöhnliche Unwohlsein die erfreulichste Hoffnung gäbe. Und wie viel that er sich selbst zugute darauf, daß seine Therese durch solche interessante Umstände sich durchaus nicht von der Küche und andern Häuslichkeiten abhalten lasse, und außer den geplagtesten Augenblicken munter und heiter sei! — „Kurz", fügte er hinzu, „ich bin dir recht vergnügt, obgleich ich nicht aus dem Hause komme, theils vor gehäufter Arbeit, theils aus Abneigung vor dem hiesigen elenden Umgang, theils — aus Mangel an Kutsche und Pferden!"

In solcher Zurückgezogenheit war ein Buch wie das von Zimmermann „Ueber die Einsamkeit" recht am Platze. Denn die Abende, wenn Forster des Schreibtisches und Therese des Herdes ledig waren, wurden mit guter Lectüre hingebracht. „Denn hier", sagt Forster in seiner Abhandlung über die Menschenracen, „in den sarmatischen

Wäldern vertritt die Lectüre die Stelle des Umgangs mit denkenden Menschen, der in großen Städten und selbst auf deutschen Akademien über manche Gegenstände ein so helles und so neues Licht verbreitet." — So an Herz und Geist beschäftigt, hofften sie über den wilnaer Winter ohne Langeweile hinauszukommen. Sie lächelten zur Verwunderung des „vornehmen Gesindels", das nicht begreifen konnte, warum sie in keiner Assemblée erschienen, um Faro zu spielen, kein Schauspiel besuchten, das sich auf der mimischen Höhe des holländischen hielt, und die Concerte versäumten, für welche ihnen ihre Ohren zu lieb waren.

Zur Lectüre wählten sie meist ernstere Werke, wie Herder's „Ideen", Archenholz „Ueber Italien", Ferguson u. dergl. — geschichtliche, philosophische Schriften, heißt das, volksverständliche Philosophie, wie jenes bekannte Werk von Zimmermann, das von seinem ersten Erscheinen durch Zulesen und Nachdenken des Verfassers während zweier Jahrzehnde zu vier Theilen angewachsen, jetzt Forster's Abende beschäftigte. Er fand das Werk, abgerechnet die Frömmigkeit, die Vorurtheile und Hypochondrie, die da und dort hervorstachen, „doch eines der reichhaltigsten, durchdachtesten, unterhaltendsten und lehrreichsten durch die Abwechselung und reiche Mannichfaltigkeit von Bemerkungen, Anekdoten, Geschichtsfacten, eine unendliche Belesenheit, vielfach und herrlich verdaut".

Die Hypochondrie, die Forster dem Buch anmerkte, war ein früher Zug jenes berühmten Arztes, der damals schon anfing ein berühmter Patient zu werden. Unserm wilnaer Paare war dieser königlich großbritannische Leib-

arzt von Hannover her nicht unbekannt; doch dachte Forster nicht, daß er sehr bald dessen weitreichenden Einfluß werde anzusprechen haben. Zimmermann, damals ein tiefer Funfziger, Sohn eines Rathsherrn in Brugg und einer französischen Mutter, verband in seinen Schriften die schweizerische Härte mit französisch=geistreicher Klarheit. Als Arzt, durch scharfen Blick ausgezeichnet, hatte er einen ausgebreiteten Ruf und genoß des besondern Vertrauens der russischen Kaiserin, die Briefe mit ihm wechselte und ihn gern nach Petersburg gezogen hätte. Lichtenberg nannte ihn scherzhaft, wahrscheinlich in Bezug auf den hypochondrischen Hochmuth und die krankhafte Vornehmigkeit, durch welche Zimmermann übel berüchtigt war, — „Don Pomposo Zimmermann".

Dieser vornehme Arzt erinnert uns eben an Forster's früheres Vorhaben Doctor zu werden. Aufgegeben hatte er den Plan noch nicht und dachte noch sehr daran, sich als Arzt ein reichliches Einkommen zu verschaffen. Auch erinnerte ihn Therese gelegentlich und munterte ihn auf. Doch gestand sie in späterer Zeit selbst, daß sie es aus Gedankenlosigkeit und Unachtsamkeit auf das häusliche Geldbedürfniß an dem bei Forster nöthigen Nachdruck habe fehlen lassen. Nicht, daß der Freund den Fehler der Unentschlossenheit und Unrührigkeit überhaupt gehabt hätte, sondern er fand sich, wie mancher Andere, mit Dingen, die ihm gerade soviel Schwierigkeiten machten, als sie ihn lockten, gern mit träumerischem Hinhalten oder ausweichenden Vorkehrungen ab. So arbeitete er wirklich an einer Disputation zur Erlangung der Doctorwürde; da er der in Wilna schon für diese Würde galt,

so wollte er diese Arbeit nicht als Streitschrift, sondern als botanische Abhandlung drucken lassen. Daneben studirte er, soviel es seine übrigen Geschäfte erlaubten, medicinische Schriften. Aber er klagte gegen Sömmerring, wie träge bereits seine Hirnthätigkeit für fremde Wissenschaft sei, sodaß er für jeden Paragraphen doppelte Anstrengung machen müsse. Ueber seine Unentschlossenheit, die wol auch zum Theil aus Gewissenhaftigkeit herrühren mochte, täuschte er sich selbst durch Theilnahme an einzelnen ärztlichen Berathschlagungen; indem er sich überredete, die Praxis nur auf die erste gute Gelegenheit zu verschieben, wo er seinen Doctortitel geltend machen und in die Facultät treten werde.

Und so erschien denn, herbeigeliebt, herbeigelesen, endlich auch der wilnaer Frühling. Wie froh eilte unser verlangendes Paar der, weniger als die polnische Gesellschaft üppigen polnischen Natur entgegen! Sie durchstreiften täglich Wald und Gebüsch. Forster fühlte sich gesünder als vor etlichen Jahren. Und Therese erblickte an Keimen und Knospen eine tausendfache Entwickelung, der sie in ihrem gesegneten Zustande vorleuchtete. Im Ganzen war auch sie während dieser Monate von besserm Befinden als früher, und blieb bis in die letzten Wochen stets ihrer häuslichen Verrichtungen mächtig.

Wie denn aber eine Hoffnung die andere weckt, so knüpften auch die ehemaligen Jesuiten die ihrige an Forster's und versuchten bei ihres Collegen vergnügten Erwartungen — „auf einen jungen Katholiken zu pränumeriren". Sie erboten sich das Kind zu taufen, wollten vornehme *Pathen schaffen* u. dergl. Aber — „das laß

ich wol bleiben", schrieb Forster an Sömmerring, „daß ich solchen Leuten einen Vorwand erlaubte, mir in die Erziehung zu pfuschen. Weil einmal getauft sein muß, soll reformirt getauft werden, und alsdann bin ich sicher, daß ich schalten und walten kann wie ich will, und ehe das Kind groß genug ist, Unterricht zu bekommen, bin ich nicht mehr hier. Bei Jesuiten wäre das nicht der Fall: die würden von Jesus und Maria bei einem lallenden Kinde sprechen. So haben wir nicht gewettet!"

Diese Aeußerung verräth uns, daß doch auch Forster hinter seiner schönsten häuslichen Hoffnung ebenfalls einen stillen Vorbehalt hegte, und wie die Jesuiten auf einen fraglichen Katholiken, auf sein Wegkommen von Wilna pränumerirte. Ja, dieser Vorbehalt sprach sich ein andermal gegen Sömmerring sogar etwas jesuitisch in Folgendem aus:

„Ich lebe in einem Lande, wo ich von Tag zu Tag mehr einsehen lerne, daß der Nutzen, den ich als Professor stiften kann, unendlich klein ist. Folglich muß ich, däucht mich, meine Lage benutzen, mir meine Existenz so leicht und angenehm wie möglich zu machen, und mich in Stand zu setzen, wenigstens in meinem Fache der Welt und den Wissenschaften im Ganzen Vortheil zu bringen. Das heißt auch genutzt. Ich kann eine ganze Nation nicht umschaffen, deren größte und unheilbarste Schäden in ihrer abscheulichen Staatsverfassung liegen; sie hat mich aber hergesprengt (!?): so soll sie wenigstens das Verdienst um mich haben, mir Vorschub zu thun. *Es wird ihr* hernach doch auch zu Nutzen kommen, und

am Ende — wäre ich nicht Professor der Naturgeschichte in Wilna, so wär's ein Anderer, der sein Brot ebenso und vielleicht noch mehr mit Sünden verzehrte. Ich habe wenigstens den Trieb, meine Amtspflicht so gut und vollkommen als möglich zu erfüllen."

Wie aber, wenn dieser Andere kein Sünder, sondern ein Mann gewesen wäre, bemüht, wenigstens im Kleinen und Angemessenen zu nützen, und mehr bedacht, sich, wenn auch mit Selbstverleugnung, verdient um die Nation zu machen, als der Nation Verdienst um ihn selber zuzumuthen? Und wie soll denn wol den Polen die auf ihre Kosten durch Forster weitergeförderte Wissenschaft „am Ende zu Nutzen kommen", wenn sie für des Professors jetziges Wissen noch zu unfähig sind? — Nein, nein! Forster suchte sich diesmal mit Sophismen über den versteckten Widerspruch zu täuschen, daß er in seinem wechselnden Lehrberufe hinter der lebhaft empfundenen Absicht, der Welt zu nützen, sich unbehaglich fühlte, sobald er nicht weiter sich selbst „Vorschub" thun konnte.

Nun finden wir ihn denn auch mit eingetretenem Frühling viel mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Gerade im Gefühl, daß in Wilna seines Bleibens nicht sei, suchte er seinen Ruf in Deutschland von Zeit zu Zeit aufzufrischen und durch wissenschaftliche Leistungen auch in der gelehrten Welt seinen geltenden Namen im Andenken zu erhalten. Zu diesem Ende entwarf er eine Einleitung zur Beschreibung der auf der Reise um die Welt gesammelten Pflanzen, und schrieb eine Lobschrift auf Cook für die göttinger „Commentarien". Eine Uebersetzung von Cook's Reise beschäftigte ihn anhaltend den

Sommer hindurch. Er stand früh um 6 Uhr auf, um das Werk zur nächsten Ostermesse für den Verleger Spener in Berlin fertigzubekommen. Großen Ruhm baute er auf eine Uebersetzung nicht, hielt aber das Buch für zu wichtig, um nicht eine sorgfältige Uebersetzung daran zu wenden. Die Anmerkungen des englischen Herausgebers strich er, wo sie langweilig wurden, und wo sich der Kanonikus zu laut hervorthat, „gab er ihm ein Wörtchen mit auf den Weg". Forster fand es zum Erstaunen, wie arg es die Engländer im theologischen Fach trieben. Er schrieb an Lichtenberg: „Dinge, die unsere Theologen sich schämen weiterzuerzählen, Dinge, die bei uns ausgetrommelt und ausgepfiffen sind, sieht man in England noch als Heiligthümer an, und die Reviews vor allen Dingen, die einen so unerhörten Despotismus über die Urtheilskraft der Engländer ausüben, verrathen eine Unwissenheit und einen Grad von Bigotterie, der mich immer anekelt." — Nachmittags pflegte er an einzelnen Aufsätzen zu arbeiten, seinen Briefwechsel zu besorgen und sodann der freien Luft zu genießen.

Zweierlei Antriebe bestimmten in der Regel Forster's schriftstellerische Federn: sie flogen für das bedürftige Haus auf Brot aus, oder sie schwangen sich für seinen Weltruf in die Lüfte. War jenes oft drängender, so war dieses dagegen anziehender; ja, Forster suchte gern den unvermeidlichen Gelderwerb, z. B. durch Uebersetzung, an ein bedeutendes Werk zu knüpfen, das nebenher doch auch einiges Verdienst um die Wissenschaft abwürfe. Man könnte scherzend behaupten, es habe ihm besonders *darum gegolten*, die beiden gar oft entzweiten Ver-

dienste, — den Verdienst und das Verdienst, zu vereinbaren.

Frau Therese macht in ihren Mittheilungen über Forster die Bemerkung, er habe dem Ernste der damaligen Gelehrten gemäß Bedenken getragen, mit leichten, unterhaltenden Sachen aufzutreten. Als sie dies schrieb, im Jahre 1829, mochte ihr unsere Unterhaltungsliteratur vorschweben. Damals waren freilich flüchtige Reisebilder, Reisenovellen, Genrebilder, Residenzpanoramen, Besuche bei berühmten Männern und emancipirten Frauen, biographische Bruchstücke u. dergl. mehr als über 40 Jahre früher in den Tagesblättern beliebt; sonst hätte Forster allerdings dann und wann einen Besuch bei Magnaten zu interessanten und pikanten Bildern aus Polens Adels- und Volksleben vortheilhaft für die Journale ausbeuten können.

In Gedanken beschäftigte sich der Freund während des Sommers mit einer Auffoderung Campe's aus Salzdahlen, zu der unter Protection des Herzogs von Braunschweig beabsichtigten Schul-Encyklopädie ein Handbuch der Naturgeschichte zu schreiben. Der Antrag schien ihm sehr ehrenwerth; aber es lag in seiner Art, daß er, um das Tüchtigste und etwas Eigenthümliches zu leisten, solange nachdachte und anderwärts nachforschte, bis ihm die Arbeit etwas verdrießlich oder ganz abfällig wurde. Er ging nun einmal mit Allem gern ins Weite, und kam mit Manchem zu gar keinem Anfange, weil er am Grundsatze hielt: „Je n'aime point à faire les choses de moitié.“ Dagegen schrieb er den Herbst auf Spener's Ersuchen für dessen historischen Kalender einen Beitrag über Neuholland.

Wir schließen mit einer gehaltvollen Fehdeschrift Forster's „Ueber die Menschenracen". Sie ist gegen Kant gerichtet, den königsberger Weltweisen, der dem Weltumsegler auf dem Naturgebiete mit zwei Abhandlungen über denselben Gegenstand begegnete. Kant hatte über die Südseeinsulaner manches Unrichtige beigebracht. Dies veranlaßte unsern Freund, von seinem Standpunkte zu untersuchen, ob die Menschen, wenn auch von Einer Gattung, wol ebenfalls Eines Stammes seien, was Forster in Abrede stellte. Er weist in diesem Aufsatze nach, wo der Philosoph auf unzureichende Erfahrung oder auf theilweise misverstandene Zeugnisse seine Behauptungen gründet, und stellt das Verhältniß von Erfahrung und Speculation fest, wobei er mit feiner Zurechtweisung Kant's eine formelle Ehrerbietung verbindet. So eröffnete er seinen Widerspruch gegen Kant mit der sehr artigen Anerkennung der beiden Abhandlungen „des vortrefflichen Herrn Professors" im „Deutschen Mercur" — Arbeiten, die nicht nur seine Wißbegierde von der Seite, von welcher ihn praktische Bemühungen im Fache der Naturkunde entferntgehalten, befriedigt, sondern auch eine Reihe von Gedanken in ihm erweckt hätten, die ihn eine zeitlang lebhaft und angenehm beschäftigten.

Mit mehr Selbstgefühl äußerte sich Forster in Briefen, wo er Kant mit einem Ausdrucke Herder's „den Archisophisten und Archischolastiker unserer Zeit" nennt. Ja, er hatte die übertriebene Gefälligkeit, seinen Aufsatz vor der Absendung an den „Deutschen Mercur" Herder'n, dem leidenschaftlichen Gegner Kant's, mitzutheilen, wofür er denn „einen lieben vortrefflichen Brief

voll großer Freude" erhielt. Auch in seiner Correspondenz mit Camper in Holland gedachte Forster mit einiger Befriedigung der kleinen Arbeit. Er habe sie gegen einen Metaphysiker gerichtet, der im Wahne, mit seiner Metaphysik Alles ausrichten zu können, auch Regeln, von denen die Natur nichts wisse, zur Bestimmung der verschiedenen Varietäten der Menschengattung habe feststellen wollen. —

Die in all diesen Richtungen fleißige Feder unsers Freundes war seit dem schönen Monat August öfter unterbrochen worden durch die Aufmerksamkeit auf — „ein kleines Teufelchen mit einem Vollmondsgesicht und der Lebhaftigkeit der Mutter".

Warum Forster sein erstgeborenes Töchterchen ein Teufelchen nennt, geht aus dem Briefe an Lichtenberg nicht hervor. Jedenfalls war es damals schon getauft und — hieß Röschen. Daß man den Vätern zu einem Mädchen nur mit condolirender Miene zu gratuliren pflege, sah der Freund für ein Erbstück aus der barbarischen Zeit an, da die Männer ihrem Geschlecht einen so großen Vorzug vor dem andern beilegten, daß es schon eine Ehre war, als Junge auf die Welt zu kommen. Forster bedachte nicht, daß ein Mädchen ein Geschenk für das Haus, ein Knabe aber ein Geschenk für die Welt bedeutet, sondern dachte mit dem Tempelherrn in Lessing's „Nathan": „Der Schlag ist auch nicht zu verachten."

Therese stillte ihr Kind selbst, worüber die Polinnen „die Hände überm Kopfe zusammenschlugen und Wunder schrien". — Keine Mutter, die eine Amme bezahlen

konnte, unterließ es, ihrem Kinde Krankheiten einflößen zu lassen, die wir mit Forster's Bezeichnung nicht nennen wollen.

Außer dem glücklichen Vater, der jetzt den Schriftsteller Forster zuweilen am Schreibepult störte, that dies auch der Natur- und Seelenforscher. Für diesen war das erste Kindeslächeln eine Aufgabe. Forster selbst lächelte der hochweisen Herren, welche diese holdselige Erscheinung daher erklärten, daß das vom Thiere sich unterscheidende menschliche Wesen schon eine unbewußte Vergleichung der Dinge umher anstelle. Er meinte vielmehr, das Lächeln gehöre eben zur Natur des Menschen, um Wohlbehagen auszudrücken, wie es der Hund mit Wedeln, die Katze mit Schnurren thue.

Daß er auch früh genug, wie Väter, besonders bei den ersten Kindern, zu thun pflegen, sich nicht blos mit der Wartung, sondern auch schon mit der künftigen Erziehung seines drei Monate alten Röschen beschäftigte, geht aus einem Briefe an Sömmerring vom November hervor, worin er schrieb:

„Jetzt bilde und erziehe ich es erst, so gut ich kann, zum guten, tauglichen und folglich glücklichen M e n s c h e n. Das Uebrige, wenn's nöthig ist, läßt sich leicht hinzusetzen. Wenn über vierzehn Jahre die Umstände es erfodern, daß mein Kind confirmirt sein muß, so werde ich es confirmiren lassen. Ist es dumm, so mag es sich tout de bon confirmiren lassen; ist es gescheit, so kann ich ihm alsdann von der Saloppe nach der Mode, wie du es ausdrückst, etwas sagen."

Hatte es ja doch auch an den „Umständen" gelegen,

daß Forster selbst bisjetzt gar nicht zur Confirmation gekommen war, und nach seiner jetzigen Aeußerung müssen wir es wol aufgeben, daß er sie noch nachhole. Wir werden es auch ohne weiteres thun, wenn wir in einem andern Briefe — an Lichtenberg ein kühnes Wort lesen, bei Gelegenheit, wo er sein Entzücken darüber ausspricht, daß dieser Freund, in einer Unterredung mit Herschel, den großen Astronomen über die Schichten der Fixsterne und über die Lichtnebel sprechen gehört habe. — „O das Fest!" schrieb er. „Wie öffnet sich Einem da der Verstand, und wie klein kommen Einem die Menschen vor, die auf ihrem atome de boue (Dreckhäufchen) sich einbilden, der allmächtige Gott sei ein Jude geworden."

Im Uebrigen blieb Therese auch nach ihren Wochen gesund; nur etwas mager bei geschwächter Verdauung. Von ihren Opfern schien es zu kommen, daß „das Kind von Gesundheit strotzte". Aber auch auf ihre Seelenstimmung blieb ihr Mutterstand nicht ohne Einfluß; wie denn Forster seinem Sömmerring beichtete, — sie sei „nicht mehr so übereilt, so brausend wie sonst, ohne von ihrer Lebhaftigkeit etwas eingebüßt zu haben".

Wilnaer Unmuth.

Dies Hin- und Herwandeln Forster's zwischen der neuen Wiege und dem alten Schreibschränkchen von Acajou, dieser Pendelschwung des Herzens maß vielleicht den reinsten Höhepunkt seines häuslichen Glücks. Welche Gedanken und Erinnerungen erwarteten ihn an jenem Arbeitsgeräth, welche Empfindungen und Hoffnungen kamen ihm an diesem schaukelnden Lager entgegen! Haus und Welt schwankten, sein Glück wägend, nebeneinander wie die Wiege, in der es lag; und dies warme Kindeshaupt versprach eine innere Unermeßlichkeit, lebendiger, als ihm der Globus die glücklichen Inseln der Südsee in blassen Umrissen zeigte. Verstummt für immer schienen auch jene Klagen, die er noch den Sommer über, inmitten seines häuslichen Liebens und Hoffens, doch in seinen Briefen laut genug hatte werden lassen. Sie betrafen seine Weltverbindungen, die er nie schwunghaft genug haben konnte. Er wurde über das Ausbleiben von Nachrichten bitter bis zum Witz. „O man läßt uns hier von allen Seiten fühlen, daß wir einander genug sein *sollen!*" schrieb er im Juni an Lichtenberg. „Den

einzigen Sömmerring ausgenommen, haben unsere Correspondenten in Göttingen, Halle, Wien, Berlin, Dresden und wo nicht sonst entweder Lethe getrunken oder an ihrer correspondirenden Kraft eine Lähmung erlitten, und sowol meine Frau als auch ich hören kaum alle Vierteljahr einmal, daß unsere Verwandten leben. Ich meines Theils habe mich schon darein ergeben; wenn ich es nur dahin bringen könnte, daß die Geistesverwandten dann und wann ein Zeichen des Lebens von sich geben möchten, denn der Geist leidet hier eigentlich am meisten Noth."

Er bat nur um die Brosamen von gelehrten Neuigkeiten, die von Lichtenberg's reichem Tische fielen. Der lebendige Umgang mit wissenschaftlichen Männern schien ihm doch das schmerzlichste Entbehrniß. Dennoch blieb er darin sehr wählig und verlangte viel. Wenn er z. B. dem Italiener Sartoris, als dem einzigen umgänglichen Mann in Wilna, außer naturwissenschaftlichen Kenntnissen noch französische Politur und Bekanntschaft mit England zugestand, so war er ihm doch immer noch — „ein Piemonteser und kein herzlicher Deutscher". Mit den Exjesuiten, den anfangs so gerühmten, war es nun wirklich aus. „Selbst Diejenigen", meinte er, „die mit ihnen in ihr Horn bliesen, fänden da nichts zu holen." Treffend sind die Pinselstriche, mit denen Forster diese Männer zeichnete. „Es ist keine Silbe wissenschaftlichen Gesprächs mit diesen Menschen möglich; sie sind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeit und Freundschaftsbetheuerung immerfort auf ihrer Hut, immer mistrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam,

äußerst bemüht, unter dem Anscheine von Geschäftigkeit keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, wol aber durch ewige Klage, ihnen seien die Hände gebunden, schnappend nach mehr Gewalt und Einfluß und um sich greifend, unter welchem Vorwand es immer sei."

Wie glücklich, wenn dann einmal ein Durchreisender einsprach, und man sich unterreden konnte, wie man es in Deutschland täglich habe, „nämlich so, daß man der interessanten Gegenstände mehr hat, als man abzuthun Zeit findet, und deshalb vom Hundertsten ins Tausendste redet". — Mit Polen war das nie der Fall: die Geschliffenern wollten glänzen und ihre Einfälle hören lassen, die Andern interessirte nichts.

Diese Noth war indeß durch den schreienden Ankömmling nicht gehoben worden, sondern nur unterbrochen, und nach wenig Monaten der neuen Vaterschaft kehrten die alten Klagen über den lockern Verband mit der Ferne zurück. Jetzt schloß Forster auch „sein gutes Weib mit ein in den Jammer, von Briefen verlassen zu sein". Es gab nun einmal, nach Forster's eigenem Bekenntniß, keinen Genuß für ihn ohne die weitumfassende Theilnahme an Menschen der eigenen Art. Daher fand, so voll von Glück und Liebe für Frau und Kind sein Herz auch schlug, doch eine wahre Wehmuth Zugang, sobald er an seine wilnaer Lage dachte. „Ach, Gott weiß es", schrieb er im November an Lichtenberg, „ich bin ganz der Alte, opfere noch immer so gern auf jedem Altare des Genius, den ich auf meinem Wege antreffe, erkenne *noch immer so* gern und so theilnehmend fremdes Ver-

dienst, freue mich sein ohne Misgunst, und achte doch mein Wissen so gering, fühle so sehr meine Nichtigkeit gegen den Reichthum des Verstandes, der Andern zutheil ward! Allein, ich wäre doch auch unfähig, Ihr Freund und von Ihnen geachtet zu sein, unfähig, ein Urtheil und einen Vergleich anzustellen, wenn ich nicht gewahr würde, daß ich hier isolirt stehe, und kein Mensch ist, der sich an mich schließt, keiner, der mich versteht, keiner, der mit den Worten dieselben Begriffe verbindet, keiner, der einen Trieb fühlte, sein sogenanntes Fach um einen Fußbreit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen, keinen, den es kümmerte, ob er je außerhalb der Mauern von Wilna genannt werden will." —

In solcher Stimmung fielen des Freundes Blicke trüb genug auf seine Stellung als Professor, auf seine Umgebung als Mensch. Mehr und mehr setzte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß man in Polen die Wissenschaft wol nie auf zweckmäßige Art unterstützen und betreiben werde. Die Universität galt ihm für nichts weiter als eine Jesuitenschule, die sich gänzlich auf dem alten Fuße jenes aufgehobenen Ordens hielt, und wol gar unbesucht bleiben würde, wenn man den armen Adel nicht dadurch interessirte, daß man die Studenten oder vielmehr Schüler kleidete, fütterte und unentgeltlich auferzöge. Und wenn er diese Schüler betrachtete, für die er Professor war, rief er ärgerlich aus: „Nein, Scheermesser sind nicht gemacht, um Klötze zu schnitzen!" Die Universität und die Stadt hatten nicht einmal einen Buchhändler, und die zwei Druckereien, die hier bestanden, mußten einmal tüchtig zusammengreifen, um eines Pro-

fessors Handbuch von 300 Seiten binnen sechs Monaten zustande zu bringen.

Vollends wie niederschlagend war für seine menschenfreundliche Theilnahme der Anblick des eigentlichen Volkes, dieser „Millionen Lastvieh in Menschengestalt, von allen Vorrechten der Menschheit ausgeschlossen, und durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grade der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderm europäischen Pöbel hinaufsteigen würde, wenn man auch desfalls die weisesten Maßregeln ergriffe". Die niedere Classe des Adels, dessen äußerste Armuth ihn abhängig machte, und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammte, erschien ebenso dumm und faul, wie das Volk, und in Ansehung der kriechenden Niederträchtigkeit noch verworfener. Der höhere und reichere Adel bis hinauf zum Thron konnte blos für eine Schattirung der vorhergehenden Classen, nur mit mehr Gewalt ausgestattet, gelten. „Jeder Magnat ein Despot, läßt Alles um sich her fühlen, daß er es sei; denn nichts ist über ihm, und selbst die gröbsten Verbrechen büßt er höchstens mit einer Geldstrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat, und die ganze Zeit mit seinen Freunden in Schmausen und Lustbarkeiten aller Art zubringt."

Wenn solchen trostlosen Betrachtungen noch etwas abging, was sie verschärfen konnte, so stellte sich die trübselige Jahreszeit mit allerlei Leiden für Forster ein. Der zweite Winter seiner Ehe schien nachholen zu wollen,

was der erste, vielleicht aus besonderer Rücksicht für den jungen Ehemann, an heimsuchenden Leiden gegen sonst zurückbehalten hatte. Nie war Forster gesunder gewesen, frei selbst von Rheumatismen und Augenentzündung, als in der ersten Zeit seines häuslichen Glücks. Jetzt aber wechselte sein Befinden, und es blieb nicht bei den gewöhnlichen Erkältungsleiden, sondern heftige Koliken stellten sich manchmal auf eine Wochendauer ein. Drei Monate lang hielt ein Husten an, der die Lunge bedrohte. Da hatte der Patient Gelegenheit, bei öfterer Abwesenheit Langmeier's den prakticirenden Arzt an sich selbst zu versuchen. So war er ins neue Jahr 1787 übergegangen, und richtete — wie er denn immer auf etwas gespannt sein mußte — seine Hoffnung auf den Frühling. Dieser ließ aber, auf gut Wilnaisch, nicht nur lange genug auf sich warten, sondern erlöste auch den Harrenden nicht von der Hypochondrie. Noch in die bessere Jahreszeit hinein hatte der Verlassene über unordentlichen Schlaf und immer heiße Stirne zu klagen.

Pflegt der Frühling selbst in der Brust des gesunden und glücklichen Menschen eine, wenn auch oft ziellose Unruhe und Sehnsucht anzuregen, so kann man sich erst die Ungeduld, das ungestüme Fortverlangen des leidenden und innerlichst unbefriedigten Forster denken. Da ging es ihm aber wie dem Gefangenen, der, sich aufraffend, die vergessenen Fußschellen empfindet. Wie konnte der Freund Polen verlassen, ohne wenigstens Das zu erstatten, *was man für ihn* aufgewendet hatte und durch

jährliche Abzüge an seinem Gehalte nach und nach wiedererlangen wollte? Erst nach acht Jahren war er frei von dieser Schuld, wie von der eingegangenen Verbindlichkeit, im Lehramte zu bleiben. Nach Ablauf derselben konnte er sich mit der Hälfte seines Gehalts zurückziehen. Forster überredete sich aber, wenn er nur die ihm geleisteten Vorschüsse erstattete, das Land ohne Verletzung seiner Ehre und Rechtschaffenheit verlassen zu dürfen. Er sah es nämlich als einen Vertragsbruch seitens der Schulbehörde an, daß man ihm keine der versprochenen Bedingungen gehalten, es am Naturaliencabinet, am Botanischen Garten und sonst hatte fehlen lassen, — Mängel, denen man auch, allem Ansehen nach, gar nicht abhelfen wollte. Wie wahr hatte ihm nicht auch schon Kaiser Joseph die Polen als Leute bezeichnet, die viel Worte machen, aber nicht ans Halten denken. Ja, es war offenbar ein Vertragsbruch! —

Indeß, auch angenommen, daß die Schulcommission dieser Ansicht beistimmte: woher wollte er auf einmal die Summe nehmen, deren Ersatz durch Gehaltsabzüge doch immer noch auf sieben Jahre vertheilt blieb?

Eine andere zarte Verbindlichkeit, die Forster dafür hatte, daß ihm der, zur Tilgung seiner kasseler Schulden geleistete Vorschuß bei seiner Ankunft in Wilna geschenkt worden war, wußte er freilich auf keine andere Weise auszugleichen, als daß er, wie er sich in einem Briefe an seinen Schwiegervater erklärte, seine wilnaer Erlittenheiten in Gegenrechnung brächte. Er mochte im Augenblicke nicht überlegt haben, wie schwer es sein würde, deutsche *Unzufriedenheit* gegen baare polnische Gulden abzuwägen.

Doch an alles Dieses war nicht eher zu denken, als bis sich ihm ein anderweites Unterkommen darbieten würde. Dies mußte jedenfalls eine Stelle sein, deren Einkommen die alte Schuld, die neue Einrichtung, den kostspieligen Umzug und das laufende Bedürfniß des Hauses zu bestreiten vermöchte. Nach welcher Seite hinaus sollte sich wol eine so breite Aussicht eröffnen?

Forster täuschte sich nicht darüber, wie fest er in diesem unglücklichen Wilna eingethan war. Dennoch blickte er unaufhörlich bald dahin, bald dorthin nach Deutschland aus. Er flatterte mit hoffenden Gedanken in seinem Käfige; denn schon im Flattern liegt ein Gefühl der Freiheit, und die Ermüdung davon hat etwas Beruhigendes.

Schon im Laufe des Winters hatte Vater Heyne seinen Schwiegersohn auf Professor Leske's Ableben in Marburg aufmerksam gemacht. Forster redete sich ein, Marburg, wenn auch an sich ein unbeträchtlicher Ort, hätte doch gerade für ihn durch die Nähe von Göttingen mit dessen Hülfsmitteln für Naturwissenschaft manches Anziehende. Er faßte allerlei Plane, wie die Stelle zu erweitern, der Gehalt von 1200 Thalern zu verbessern, seine Uebersiedelung zu erleichtern wäre. Er hoffte, seine Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie in Berlin sollte seiner Bewerbung und seinen Bedingungen mehr Nachdruck geben.

Der ganze Zustand in Hessen hatte sich freilich durch Regierungswechsel geändert. Der alte Landgraf Friedrich, den Forster im vorigen Sommer von Göttingen aus noch ganz rüstig angetroffen hatte, war im Herbst am

Schlage gestorben, — „lustig und guter Dinge, bis zum Augenblicke, da er sanft und plötzlich entschlief, ohne bei langwieriger Krankheit der Welt noch das Schauspiel mancher Schwachheit zu geben und sich selbst mit Grillen und Chimären zu ängstigen". Daß sein nun regierender Sohn, Wilhelm IX., der nachmalige erste Kurfürst, das Karls-Colleg mit Marburg vereinigt hatte, schien Forster'n nicht unzweckmäßig. Sonst wußte er dem neuen Regenten noch nichts Besonderes nachzurühmen, außer etwa, „daß derselbe trotz einer Maitresse, die er sich halte, doch ein bigotter Protestant sei". Gegen den Mai hin, wo die Angelegenheit wegen Marburgs sich zerschlug, hatten sich die hessischen Verhältnisse immer weniger einladend angelassen, sodaß Forster sich über diese verschwundene Aussicht eben nicht sehr kränkte. In einem französisch geschriebenen Briefe an Camper äußerte er, daß er sich unter dem eisernen Scepter, das jetzt über Hessen herrsche, auf der elenden Universität Marburg doch nicht wohl würde befunden haben. „L'anarchie regne dans ce malheureux pays dans toute son hourreur", schrieb er damals — am 7. Mai 1787!

Doch Forster setzte, wie ein ungeduldiger Spieler, auf mehr als eine Nummer, um eine andere Stellung zu gewinnen. Noch ehe sein Hoffnungseinsatz auf Marburg verfallen war, sann er auf das reizendere Mainz. Wie oft hatte er auch nicht dorthin an seinen theuern Sömmerring zu schreiben? Und den Gedanken des Herzens folgten unvermerkt die berechnenden Absichten. Mit scherzendem Ernste warf er gelegentlich die Aeußerung hin, „sobald man ihn haben wollte, würde er kommen —

vorausgesetzt, daß man ihm 1200 Thaler Gehalt, 400 Dukaten Reisekosten und 1000 Dukaten Vorschuß, sich in Wilna loszumachen, bewillige". Er fühlte wohl, daß dies ein schweres Wort war, und suchte es durch das Gewicht seines Selbstgefühls aufzuwägen, indem er hinzusetzte: „Was ist's am Ende, wenn ich den Kurfürsten 6000 Gulden koste? haben ihn doch Andere mehr gekostet, die weniger Namen haben!" — In Mainz hoffte er fleißiger zu sein und mehr zu verdienen, als ehedem in Kassel, wo er nichts habe vor sich bringen können, weil „die Teufelswirthschaft mit den Rosenkreuzern" gewesen wäre.

Es schien Forster'n nicht irre zu machen, daß zu gleicher Zeit Sömmerring von Mainz wegzukommen suchte. Denn einmal lag der Antrieb dazu in den beengenden Verhältnissen des mainzer Freundes; sodann galt es demselben um die besser bezahlte Stelle des von Wilna weggehenden Professors der Anatomie, Bisio, und außerdem mochte es ihm neben Gehaltsverbesserung besonders auch um eine Wiedervereinigung mit Forster'n zu thun sein. Forster war aber bei aller Liebe zu Sömmerring nicht selbstsüchtig genug, den Freund um jeden Preis nach Wilna zu wünschen. Er that zwar die nöthigen Schritte für denselben, warnte ihn aber, sich aus bloßem Unbehagen in Mainz ja nicht zu übereilen. Er kannte zu genau alle die Unannehmlichkeiten von Wilna, die man sich nur durch eine starke Einnahme einigermaßen erleichtere; wogegen man einer solchen begünstigten Lage, neben der Misgunst feindseliger Amtsgenossen, doch nicht recht froh werden könne. Vielmehr rieth Forster dem Freunde, sich

lieber um die Stelle des in Göttingen abgegangenen Professors Richter zu bewerben, — allen Nachtheilen Göttingens zum Trotze; denn — „zwei Stunden mit Lichtenberg sind ja allein schon Erquickung auf ein halbes Jahr, wie wir oft in Kassel erfahren haben", schrieb er.

Inzwischen blieb Sömmerring in Mainz, und hier ging durch die Wahl Karl's von Dalberg zum Coadjutor für Männer von Geist und Talent manch schöne Erwartung auf. Bekanntlich setzte auch Schiller seine Hoffnung auf die künftige Regierung dieses geistreichen und wissenschaftlichen Prälaten, seines besondern Gönners in Erfurt. Auch Forster freute sich in einem Maibriefe an Sömmerring jener Wahl; indem er sich dabei doch mehr als früher in seinen Wünschen bescheidete. Er rechnete nämlich nun erst nach sechs Jahren, mithin nach Erfüllung seiner wilnaer Verbindlichkeiten, auf eine Wiedervereinigung mit dem Freunde, da er alsdann auch schuldenfrei, blos „für ein angemessenes Reisegeld und honnetes Gehalt" kommen wolle, um mit dem Herzensfreunde in einem milden Klima vereint zu leben.

Weniger erfreut war Sömmerring über Dalberg's Wahl. Er konnte seines geheimen Grauens vor Rosenkreuzern und Jesuiten nicht loswerden, und hielt den neuen Coadjutor für einen Jesuiten. Forster verwarf diese Besorgniß. Mit so aufgeklärten Männern, so feinen Weltleuten sei immer gut leben, meinte er. Jedenfalls sei Dalberg kein plumper Jesuit, der bei Dummheit und Aberglauben sein Glück suche. Den Jesuitismus erblickte Forster nur durch eine ganz feine Schattirung von jeder andern Anhänglichkeit an Weltregiment unterschieden. In

dem Princip, der Mensch sei ein Thier, das eines Herrn bedürfe, liege der wahre Jesuitismus. Aber, schrieb er, „die weltlichen Regenten gehen von demselben Princip aus. Es ist also nur zwischen Beiden die Frage, wer der Herr sein solle, der Geistliche oder der Weltliche. Eine gewisse Cultur der Wissenschaften, ein feines, tiefes Studium haben die Jesuiten immer getrieben. Nur die wahre Aufklärung ist ihnen zuwider; — aber die weltlichen Fürsten können sie auch nicht leiden; denn sie stößt ihr Princip über den Haufen. Der wahrhaft und der ganz aufgeklärte Mensch bedarf keines Herrn".

Noch eine Aussicht bot sich dem Freunde mehr an, als daß er sie gesucht hätte. Im Laufe des Frühjahrs kamen ihm Winke und Einladungen von Freunden in Wien, ja selbst anonyme Auffoderungen zu, sich um die Stelle des sterbenden und endlich wirklich gestorbenen Professors der Naturgeschichte, Herrn Well, zu bewerben. Allein bei aller Sehnsucht nach Deutschland und allen lockenden wiener Erinnerungen blieb der Freund doch klar genug über seine Lage und Bedürfnisse, um die berechnende Einsicht auch ein Wörtchen mitreden zu lassen. Die mit dieser Stelle verbundene Besoldung von 1200 Gulden, die noch dem gewöhnlichen Abzuge von 5 Procent unterlag, war für das große Leben in Wien etwas mehr als nichts. Den Kaiser selbst hielt Forster nicht für den Mann, der den großen Knoten löse, von dem unser Professor in Wilna festgehalten wurde. Im Stillen erfreut über das eifrige Andenken seiner dortigen Freunde, über die erwachende Gunst der ihm früher feindseligen

Parteien, that er doch keinen Schritt um die Stelle in Wien. Vertrauen war Alles, was er jetzt wünschte und zu verdienen suchte.

Daß hierbei Theresens frühere Abneigung gegen Wien Forster'n mitbestimmt habe, ist nicht anzunehmen. Nie berief sich Forster bei dem unruhigsten Verlangen nach Deutschland auf gleiche Wünsche oder Ungeduld seiner Frau. Wirklich scheint sie, ohne ihn mit Unzufriedenheit zu drängen, so gestimmt gewesen zu sein, wie sie es von sich bekennt, daß nämlich „jeder Tag ihr genügt, und ihre Sehnsucht nach Aeltern und einem cultivirten Lande, nach einem milden Himmel nur poetischen Schwung, keinen Trübsinn hervorgebracht habe“.

Russische Lösung.

Die zarte Selbstverleugnung Theresens und von Seiten Forster's die Einsicht und Ergebung, die er zuletzt über seine Unruhe und Ungeduld gewonnen hatte, gaben vielleicht dem häuslichen Leben jene Stimmung, durch die man eine bessere Lage, wenn nicht erringt, doch verdient. In der That sollte der Freund noch im Laufe des Frühlings erfahren, daß das alte Glück, welches ihm vor drei Jahren im rechten Augenblicke von Kassel hinweggeholfen hatte, ihm auch jetzt noch treublieb und mit der unverhofftesten Erlösung erschien.

Mit dem Monate März hatte Forster seine Arbeit über „Cook den Entdecker" als Einleitung zu der übersetzten dritten Reise dieses berühmten Weltumschiffers beendigt.

Mit der verzehrenden Anstrengung, womit er, nach seinem eigenen Geständnisse, diesen Aufsatz ausgearbeitet, hatte er nie etwas gemacht. Therese fürchtete für sein Leben. Die Arbeit fiel in die Leidensmonate des bösen Winters, wo seine einzige Erholung war, jeden Abend

seiner Frau vorzulesen, was er den Tag über geschrieben hatte. Doch von all diesen körperlichen Leiden und Verstimmungen des Gemüths trägt die gehaltvolle Monographie keine Spur an sich. Nicht blos, daß den bis dahin nur unvollkommen erkannten außerordentlichen Leistungen und dauernden Verdiensten dieses seltenen Seemanns gerechte und rühmliche Anerkennung widerfährt, erhebt sich auch Forster in seiner eigensten Weise zu den edelsten Ansichten über Menschen- und Völkerleben. So spricht er über menschliches Glück:

„Zwischen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Bestrebens, um den es vielleicht der Natur am meisten zu thun ist. Ihr Instinct, der mit unwiderstehlicher Kraft nach physischem Wohlbehagen, nach gesundem, schmerzlosem Dasein, oder auch nach der lebhaftern Empfindung angenehmer sinnlicher Eindrücke strebt, ist ebenso wol als dieser Genuß selbst nicht Zweck, sondern Mittel. Die Absicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was sie von Genuß uns zur Lockspeise vorhielt, sollte wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte seinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, desto eifriger ihren Zweck zu befördern. — — Glücklich sein scheint demzufolge einen Zustand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wollust und Schmerz, Freude und Leid miteinander wechseln, wo aber die frohen Augenblicke des Genusses kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichste Entwickelung aller physischen und

sittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erschöpfung und einer gänzlichen Befreiung von aller Mühe ersticken beide die Thätigkeit, und machen nicht glücklich." Da nun „wo das richtige Verhältniß zwischen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt und in volle Wirksamkeit setzt, da scheint der weisen Staatskunst weiter nichts übrigzubleiben, als über die Entwickelung verschiedener Kräfte zu wachen, daß sie einander nicht zerstören können".

So unmittelbar vor der Französischen Revolution, als Forster seine Arbeit abfaßte, hatten edle Geister das lebhafteste Vorgefühl von einem herannahenden glücklichen Zustande der Menschheit. Es war, als ob das Verhängniß unsers Geschlechts den schauenden Geistern auf einen Augenblick den Siegespreis jener Kämpfe zeigte, die bald blutig und dauernd entbrennen sollten, hinter denen aber das gehoffte Glück sich immer wieder zurückzieht. So spricht denn auch Forster, gelegentlich der Entdeckungen Cook's, von einem nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo im Denken, Thun und Lassen von Millionen Menschen eine merkwürdige Revolution vorgehen werde, „wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern mit unwiderstehlicher Macht der Ueberredung sie auffodern werden, ihrer langgewohnten Sklaverei, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem desultorischen Gang ihrer in Bildern spielenden Vernunft, kurz, den angeerbten klimatischen Irrthümern und Mängeln ihres Verstandes und Herzens zu entsagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den europäischen oder aus Europa ent-

sprungenen Selbstdenker glücklich macht". — — — „Vor der Morgenröthe der Wissenschaften verschwindet die menschliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewissensfreiheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnen den Weg zur Preßfreiheit und zur freien Untersuchung aller Verhältnisse, die dem Menschen unter dem Namen Wahrheit wichtig sind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben neuen Werth; die Künste erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wissenschaften miteinander, alle politischen Kräfte neigen sich ins Gleichgewicht; kurz, es ist oder es wird schon Blütezeit."

Wie treffend bezeichnet hier Forster die Gegenstände des Kampfes, des Genusses und der Bestrebung unserer lebevollen Gegenwart!

Forster widmete diese Arbeit dem Kaiser Joseph mit dessen „sehr herablassender Genehmigung". Bloße Huldigung war es nicht, sondern einige Berechnung seiner Zukunft bewog ihn zu diesem Schritte, „den er nicht gethan hätte, wenn er seine Pflichten nicht der Unabhängigkeit von Fürstengnade vorgezogen hätte". Mit diesem Bekenntniß bat er seinen Schwiegervater, ihm deshalb nicht zu zürnen, und die wenngleich schon gedruckte Dedication zu kritisiren, da seine Frau zu nachsichtsvoll sei, und er doch außer ihr Niemanden habe, der ihn tadle und belehre.

Es lag eine heitere Laune des Glückes in der Art, wie es seine neue Gunst Forster'n zuwendete. Gleichsam zur Anerkennung des Verdienstes, das der Freund sich um den ersten Schiffscapitän seiner Zeit, um Cook, er-

worben hatte, erschien unverhofft ein anderer Seemann, um Forster'n aus der sandigen Wüste Polens zu einer neuen Weltfahrt an Bord zu nehmen. Einst war dem Knaben auf kindliches Gebet durch ein Goldstück aus kindischer Noth geholfen worden, jetzt ward dem Manne, der Beten verlernt hatte, für edle Arbeit Huld und Hülfe verliehen!

Eines Morgens in den ersten Tagen des Juni saß Therese am Fenster, als ein russischer Offizier auf ihre Wohnung zukam. Im ersten Augenblicke dachte sie an ihren Bruder, jenen jungen Mediciner, den Forster in Wien eingeführt hatte, und der jetzt als Arzt bei den russischen Truppen diente, die auf dem Wege der Kaiserin nach Cherson aufgestellt waren. Doch an der Marineuniform erkannte sie sogleich ihren Irrthum. Beim Mittagtische fragte Forster, wozu sie wol rathen würde, wenn er unter der Bedingung, eine mehrjährige Seereise zu machen, die Mittel gewänne, Polen zu verlassen, und nach seiner Rückkehr von jener Fahrt sorgenfrei zu leben.

Ich würde rathen es anzunehmen, erklärte Therese, rasch entschlossen. Und nun erfuhr sie das Nähere. Jener Offizier war der Flottencapitän Mulowsky, von der Kaiserin abgeschickt, um Forster'n zu einer von ihr angeordneten Entdeckungsreise nach der Südsee anzuwerben. Ein verbindlicher Brief des russischen Gesandten von Stackelberg aus Kiew vom 30. April datirt, hatte den Capitän bei Forster'n eingeführt. Die Zeilen erinnerten den Freund an die in Grodno gemachte Bekanntschaft, und empfahlen ihm Mulowsky's mündliche Angelegenheit.

Dieser, ein Mann in den besten Jahren und in England für das Seewesen erzogen, hatte wie Cook seine Lehrjahre in einem Kohlenschiffe bestanden, und seitdem auch ein Schiff von 74 Kanonen im Mittelländischen Meere commandirt.

So sollte denn Forster mit einem Lebensabschnitte wechseln, der wieder von Weltverhältnissen beherrscht würde. Je inniger inzwischen aber das häusliche Glück geworden war, das ihn jetzt umfangen hielt, desto mehr Kraft mußte, sozusagen, die Welt anwenden, um ihn wieder an sich zu ziehen. Dieser Kraftaufwand drückt sich in den Bedingnissen und Vortheilen aus, die Forster'n angeboten und in der Unterhandlung zugestanden wurden. Das unglückliche Polen machte zwischen diesen beiden Lebenspolen Forster's, zwischen Haus und Welt, keineswegs den Indifferenzpunkt, sondern vielmehr den unwillkürlichen Vermittler zu Gunsten der russischen Bewerbung. Denn nur die unbefriedigende und doch so gefesselte Lage der Familie in Wilna konnte Forster'n zu seinem so bedenklichen Entschluß bestimmen. Die Bedingungen waren folgende:

1) Rußland bewirkt die Entlassung Forster's aus dem polnischen Dienst, und übernimmt die Berichtigung des Vorschusses, den der Professor an die Erziehungscommission schuldet.

Die Fußschellen des fortverlangenden Mannes wurden also gelöst.

2) Während der Seereise empfängt Forster, neben freiem Unterhalt für sich und einen Bedienten, 3000 Rubel Jahresgehalt, wovon 1000 an seine Frau bezahlt werden.

3) An Reisekosten und Ueberfahrt des Gepäcks bis nach England, von wo die Expedition ausläuft, werden 4000 Rubel bewilligt.
4) Nach beendigter Expedition bleibt Forster'n ein Jahrgehalt von 1500 Rubeln, verzehrbar, wo es ihm beliebt, auf die Dauer seines Lebens.
5) Im Falle seines Todes erhält seine Frau als Wittwengehalt die Hälfte Dessen, was Forster eben zu beziehen gehabt, mithin während der Reise die Hälfte von 3000 Rubeln, und nach beendigter Expedition von 1500 Rubeln; der gleiche Betrag bleibt seiner Tochter, wenn sie verwaist, bis zu einer etwaigen Heirath.

Ueberdies wurde Forster'n die ganze Einrichtung des wissenschaftlichen Theils der Expedition überlassen; sodaß er Zeichner, Jäger, Chemiker anzuwerben, ihre Gehalte vorzuschlagen, ihre Werkzeuge anzuschaffen hatte.

Diese Bedingnisse nebst Dem, was das Unternehmen noch an wissenschaftlichen und literarischen Vortheilen versprach, erschienen günstig genug für Forster's Zukunft und zureichend, ihn bei seiner alten Vorliebe für solche weltweite Unternehmungen doch auch über seine häuslichen Pflichten zu beruhigen. Eines kam noch hinzu, was dem Geschäft auch einen gemüthlichen Reiz verlieh und Forster'n einigen Ersatz für die doch immer schmerzliche Trennung von seiner Familie versprach: er dachte an Sömmerring, den Herzensfreund, der als naturforschender Schiffsarzt die so belehrende Weltfahrt mitmachen könnte. Er eilte ihn dazu aufzufodern.

Eingedenk der Behandlung, die sein Vater früher in

Hast, eine geschäftige Umsicht, ein wohlwollendes Wichtigthun spricht sich in jeder Zeile, besonders in den Briefen an Sömmerring aus. Er plaudert ungeordnet über die Persönlichkeit des Capitäns Mulowsky, über Namen und Größe der zur Expedition bestimmten Schiffe, über den Plan der Reise u. dergl. Er phantasirt von Allem, was sie auf der Fahrt thun und lassen wollen, und berührt zugleich auch wieder die Art und Weise, wie und wo er und Therese ihr Geld beziehen können. Er gibt dem Freunde Rathschläge seine Präparatensammlung zu veräußern, sich des Mitnehmbaren zu versichern. „Wegen unsers Ranges", bemerkte er, „habe ich noch nichts Bestimmtes. Ich denke am Ende bleiben wir überall Forster und Sömmerring, und wenn diese Namen uns kein Lustre geben, so thut's kein Titel, kein Rang."

Zuletzt wurde ihm vor seiner eigenen Freude bang; wenigstens schrieb er an Sömmerring:

„Noch wage ich es nicht recht, mich dem süßen Taumel der Idee zu überlassen, daß wir Beide auf eine Art, die unsere heißesten Wünsche übertrifft, wieder vereinigt, gemeinschaftlich eine so thätige Laufbahn betreten, einander in die Hand arbeiten, für Ruhm und Glück zugleich sorgen, England, Lissabon, Madeira, Brasilien, Vorgebirge der guten Hoffnung, Neuholland, Neuseeland, die Freundschafts=, Societäts=, Sandwichinseln, die Küsten von Amerika, Japan und China besuchen und überall unserm Eifer für die Wissenschaft uns ungehindert überlassen werden."

Welch edler Sinn beseelte den Mann, der nur mit Begeisterung der großen, ideellen Eroberungen, und mit keiner Silbe der Leiden und Gefahren einer solchen Reise gedenkt, die er doch aus Erfahrung kannte und mit vielfacher Kränklichkeit noch immer zu verbüßen hatte!

Rückkehr nach Deutschland.

Mitte Juli waren Forster's Bedingnisse und Foderungen in Petersburg angenommen, und wegen Lösung seines Dienstverhältnisses die geeigneten Aufträge aus dem Admiralitätscolleg an den russischen Gesandten in Warschau erlassen worden. Nun gerade, wo Forster sich aus seinen wilnaer Verbindungen loszuwickeln anfing, erhielt er ein begütigendes Schreiben seines alten Freundes Scheffler aus Warschau. Dieser Mann, der eigentlich Forster'n nach Wilna gebracht hatte, war denn auch aufs thätigste bemüht gewesen, ihn durch Beseitigung seiner Beschwerden zufriedenzustellen.

Dies Schreiben war nun durch die veränderten Umstände erledigt. Auch kam die freundschaftliche Warnung zur Vorsicht in Betreff der Gesundheit zu spät für einen Anfall von Gallenfieber, über den Forster indeß diesmal schneller hinaus und zu den Geschäften gelangte, die jetzt vor ihm und seinem Abgange lagen. Er hatte mehre Wochen alle Hände voll zu thun, um die Kataloge über die angeschafften Mineralien und andere gesammelte Ge-

genstände aufzustellen, zu beziffern, ins Reine zu schreiben, die angeschafften Bücher zu protokolliren, die Samenvorräthe zu verzeichnen und alle Rechnungen zur Vorlage an den Rector anzufertigen. — Seine literarischen Arbeiten waren abgeschlossen, der letzte Theil von „Cook's Reise" in der Handschrift an Spener nach Berlin abgegangen. Sein Mobiliar wurde mit Schaden verkauft, seine Sachen nach Königsberg abgeschickt. Hier trennte sich Theresens Gepäck, um über Lübeck zu gehen, von Forster's, das nach Kopenhagen bestimmt war, wo es von dem russischen Schiffe, auf dessen Durchfahrt durch den Sund, an Bord genommen werden sollte.

Den 15. August war er mit der von den Jesuiten-Professoren immer aufgeschobenen Ueberlieferung der von ihm besorgten Sammlungen fertig geworden, und fuhr am 16. mit Frau, Kind und Gesinde nach Werky. Hier, auf dem Lustschlosse des Fürstbischofs, eine Meile von Wilna, brachte er in Erwartung seines förmlichen Dienstabschiedes von Seiten der Erziehungscommission einige Tage in Gesellschaft des Fürsten und seiner Nichte, der Fürstin de Ligne zu.

Inzwischen kam seine Entlassung. In Anbetracht, daß Rußland Forster's Schuld und Verbindlichkeit mit 2500 holländischen Dukaten einlöste, hatte die Schulcommission bei den Anträgen des russischen Gesandten keine Schwierigkeiten gemacht, und ließ sich auch bei der Abrechnung mit Forster'n, nach einigen Knausereien, billig finden. Und so verließ der Freund den 20. oder 21. August mit gerührter Freude Wilna, die sehnsüchtigen Gedanken nach Deutschland, nach Göttingen gerichtet. Hier hoffte er noch

zur Jubelfeier der Universität recht zu kommen. Sein Herz feierte schon das traulichste Jubelfest.

Die reisende Familie verweilte fünf Tage in Warschau, wo der Exprofessor sich beim Könige, dem Primas und den Mitgliedern der Erziehungscommission zu verabschieden hatte. Er wurde mehre mal zur königlichen Tafel gezogen und mußte auch seine Frau dem König in dessen Cabinet vorstellen. — Die artige Behandlung, die er in der Angelegenheit seiner Dienstentlassung von Seiten der Studiencommission erfahren hatte, wurde ihm aus einer naiven Aeußerung des Vicekanzlers, Bischofs Garnysz, erklärlich. Der Prälat meinte nämlich, man müsse sich im Auslande mit den Gelehrten gut zu stehen suchen, — ihrer scharfen Federn wegen.

In den letzten Tagen des August 1787 überschritt Forster mit den Seinigen die Grenze Polens. Die Stoppelfelder Schlesiens nahmen sich eben nicht günstig aus; doch unsern Reisenden schien das Land auch so noch ein Paradies. Sie durchflogen es, nach Theresens Bekenntniß, „wie Menschen, die zum Rechnen keine Zeit haben; denn Forster machte diesen Weg von 400 Stunden mit sechs Postpferden".

Einst, als Knabe, hatte er auch die Hand voll Geld gehabt, und einen goldenen Fingerhut gekauft!

„Ueberall unterwegs empfingen ihn seine Bekannten, als sei er aus einem ungerechten Exil zurückgekehrt. Seine nächste Zukunft zog die lebhafteste Theilnahme auf sich." —

In Dresden, wo sie kurz verweilten, machte Forster die Bekanntschaft des spanischen Mineralogen Elhuyar,

eines liebenswürdigen jungen Mannes, bei der Bergwerks-direction in Mexico angestellt und auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen. Derselbe hatte zugleich Auftrag, ein paar Gelehrte zu einer Expedition nach den Philippinen zu gewinnen und dem Minister vorzuschlagen. Beide Männer gefielen sich wechselseitig; die gleiche wissenschaftliche Richtung und eine gewisse Verwandtschaft der Gesinnung zog sie lebhaft zueinander hin. Und wenn der geistreiche Spanier Forster'n bereits durch den Ruf kannte, so fand dieser das besondere Interesse, daß Elhuyar mit einer Tochter des Hofraths von Born in Wien, mit der liebenswürdigen Jeanette, verlobt war. Doch mußten sie ebenso schnell wieder scheiden, ohne Hoffnung, sich sobald wiederzubegegnen.

An Halle ging Forster vorüber, ohne das Aelternhaus zu besuchen. Er hatte auf Heyne's Warnung die Unterhandlungen mit Rußland bis zu deren Abschlusse seinem Vater, aus Besorgniß vor dessen störender Betriebsamkeit, verschwiegen, und derselbe neidete ihm nun wirklich und nicht ohne Groll die russische Expedition, die er selbst gern gemacht hätte. Leidenschaftlich, wie der Alte noch immer war, hatte er sogar seinen Sohn Wilhelm abgehalten, die ihm von Georg angebotene Stelle eines Hülfsarztes der Expedition anzunehmen. Zum Hauptwundarzte hatte ihn aber Forster als unzureichend nicht vorschlagen können. In des Bruders ablehnender Antwort erkannte er des Vaters Dictat.

Halle im Rücken, trafen in einem Taumel von Hoffnungen und Freude unsere Reisenden am 16. September,

den Tag vor dem Universitätsjubiläum, in Göttingen ein. Forster mochte die Feier als eigenen festlichen Empfang, als jubelvolle Begrüßung empfinden. Sie galt aber dem erst halbhundertjährigen Stiftungstage der Universität, und wurde mit gelungener Pracht ausgeführt. Sie war eben auch glänzend besucht, drei englische Prinzen und zwei französische Montmorencys zählten zu den Studenten. Unter den Professoren war nur der einzige Hollmann noch von der ersten Ernennung übrig. Ihm kam es zu, an der Spitze der Professoren bei der Feier aufzutreten. Aber die Beschäftigung mit den Festgedanken, bei der Ueberspannung, womit der Jubel vorbereitet wurde, war so angreifend und erschöpfend für den guten Alten, daß er ihr erlag und einige Tage vor dem Freudenfeste starb. — Forster wurde zum Ehrenmitgliede der königlichen Societät ernannt, und machte derselben seine Sammlung magellanischer und atlantischer Pflanzen zum Geschenk.

Verlust und Gewinn.

Unmittelbar hinter der Jubelfeier umwölkte sich die schöne Aussicht Forster's auf die russische Weltfahrt. Die Zeitungen brachten immer bestimmtere Nachrichten über den Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und der Pforte, wodurch das Unternehmen nach dem südlichen Ocean bedroht erschien. Unverhoffte und ebenso peinliche Verlegenheit für Forster'n, nicht blos in Betracht seines persönlichen Geschicks, sondern auch in Betreff seiner Aufträge! Es lag ihm nämlich ob, die nöthigen Gehülfen zu den wissenschaftlichen Zwecken der Expedition anzuwerben. Solange diese unabbestellt blieb, durfte er nichts versäumen; dennoch ließ sich auch nicht ohne Gefahr für seine Ehre und Redlichkeit auf Verhältnisse abschließen, die sich über Nacht auflösen konnten. Wie schwierig und verfänglich waren also die doch so dringenden Schritte und Correspondenzen! Dies selbst im Falle, daß, wie Forster anfangs dachte, die Expedition wegen gehäufter Arbeiten beim Admiralitätscolleg und in den kaiserlichen Werften sich auch blos verzögern sollte. Da hätte ein

Abergläubiger es für ein übles Vorzeichen des Fehlschlagens ansehen können, als auf Forster's Widmung von „Cook's Reise“ ein prächtiger Brillantring Kaiser Joseph's mit einem verbindlichen Danksagungsschreiben des Fürsten Kaunitz irrthümlich nach Wilna geschickt wurde, wo man den Autor noch wohnhaft glaubte. Ein Brief des Hofraths von Born gab Kunde von diesem kleinern Misgeschick.

Andere Eindrücke und zerstreuende Gedanken zu bekommen, machte der stets reiselustige Freund einen kleinen Ausflug nach seinem alten Kassel. Hier hatte unter dem neuen Landgrafen Alles auch schon ein anderes Aussehen genommen. Es war stiller als früher, und eine unmuthige Stimmung gab sich zu erkennen. Die berühmten Gelehrten hielten keine Vorträge mehr; dafür machten die Maitressen von sich reden. Die Antiquitäten hielten sich verschlossen, aber flüsternde Novitäten liefen in der Stadt um. Eben war der Landgraf hinter eine Intrigue seiner — Freundin, Frau von Lindenthal, mit seinem Adjutanten von Lützow gekommen und hatte die Mitschuldigen auf Festungen geschickt. Schlieffen gab sich noch als der gewogene Alte; im Ganzen aber galten die Minister nicht mehr viel, am wenigsten Bürgel, der Bruder Rosenkreuzer von ehemals. Diese Brüderschaft selbst war indeß noch nicht erloschen; es glühten noch lebendige Kohlen unter den Retorten, und Mitglieder des Bundes laborirten fortwährend auf Gold und gute Geister. Unter denselben kannte Forster einen Apotheker Fiedler, der wahrscheinlich das Metallische besorgte, und einen Uhrmacher Senger, der wol die Ewigkeit aufzog.

Der Landgraf und die Landgräfin, die Forster'n noch von früher kannten, nahmen ihn, als er sich vorstellen ließ, sehr gnädig auf. Er wurde nach Weißenstein zur Tafel geladen, wo er vor den Ministern den Ehrenplatz neben dem Fürsten erhielt. Dieser war sogar so huldvoll, daß er wiederholt bedauerte, einen so berühmten Mann nicht mehr in seinen Diensten zu haben; was Forster mit aller Höflichkeit erwiderte.

Nach Göttingen zurückgekehrt, empfing er ein heiteres, höchst freundschaftliches Schreiben seines spanischen Freundes d'Elhuyar aus Wien. Er war seit wenigen Tagen verheirathet und im Begriffe, mit seiner jungen Frau nach Spanien abzureisen. Aus Forster's vorausgegangenem Glückwunsche zu dieser Heirath hatte er den drohenden Umschlag der russischen Expedition ersehen, und beeiferte sich den Freund für Spanien zu gewinnen. Etwas Bestimmtes konnte er ihm freilich im Augenblicke nicht anbieten. Für das Unternehmen nach den Philippinen hatte er blos zwei Männer vorzuschlagen, und mußte das Weitere dem Minister überlassen. Ueberdies ging diese Expedition auch nicht von der Regierung, sondern von der Philippinischen Compagnie aus. Doch hatte auch der spanische Hof selbst mehre Unternehmungen im Auge, zu denen ihm ein Mann wie Forster höchst erwünscht sein mußte. Und wer hätte selbst einen Platz in der eben zu errichtenden Akademie zu Madrid rühmlicher einnehmen können als dieser deutsche Mann der Welt? Elhuyar wünschte nur im Allgemeinen zu wissen, ob Forster sich für Spanien entschließen möchte, um in diesem Falle mit allem Eifer der Freundschaft beim Minister für ihn zu

wirken. Bei seiner Ankunft in Madrid hoffte er des Freundes Briefe und Erklärung vorzufinden.

War es nicht, als ob Nord und Süd wetteiferten, Forster'n seiner ungewissen, vielleicht unglücklichen Zukunft in Deutschland zu entreißen? Da schwebte nun zwischen Petersburg und Madrid sein Loos: wer wird es ziehen? Sein Verhängniß wollte, daß es in der Mitte zwischen beiden, in einer deutschen Professorwohnung mit dem Ausblick in den stillen Obstgarten eines Adelsitzes niederfiele, auf einem Boden, der bald von der heftigsten Erschütterung des Jahrhunderts mit erbeben, und wo ihm Liebe, Freundschaft, Glück und Ruhm entschwinden, Haus und Welt ihn verlassen sollten.

Ehe sich Forster auf d'Elhuyar's freundschaftliche Beeiferung erklären konnte, erhielt er durch den ihm befreundeten Secretär des russischen Gesandten in Warschau die vertrauliche Nachricht, daß auf Befehl der Kaiserin die Südseeexpedition verschoben sei.

Und nun seine Ansprüche?

Auch sie schienen ins Ungewisse verlegt, wo sie zwischen den Acten der russischen Kanzlei, oder auf dem Feldzuge gegen die Türken nur allzu wahrscheinlich in Staub und Vergessenheit gerathen würden. Wie sollte er sie geltend machen? Er kannte Rußland und das petersburger Verfahren. Man rieth ihm, sich durch Vermittelung Zimmermann's in Hannover unmittelbar an die Kaiserin selbst zu wenden.

Wir erinnern uns, daß dieser berühmte Arzt, der so anziehend über die Einsamkeit geschrieben, in lebhaftem

Weltverkehr und bei der Kaiserin Katharina in hoher Gunst, ja selbst in der Gnade des Briefwechsels stand. Ob sich Zimmermann mehr hierauf oder mehr auf seine vierbändige „Einsamkeit“ zugute that, wissen wir nicht, ebenso wenig, ob Forster dessen literarische Eitelkeit zu Hülfe zu nehmen dachte, um die politische für sich zu gewinnen. Doch ehe er sich auf den Weg nach Hannover machte, antwortete er dem spanischen Freunde d'Elhuyar.

Therese in ihren Mittheilungen aus Forster's Leben scheint ein wenig zu schwärmen, wenn sie erzählt, der südliche Himmel der Philippinen habe ihn angelockt, und seine Frau mit Freuden eingewilligt, Europa mit ihm zu verlassen. Freilich schrieb sie aus der Erinnerung von 40 Jahren, und ihre geistreiche Feder gefiel sich im Jahre 1829 in dem Gedanken: ihre Tochter unter farbigen Menschen zu erziehen; statt der neuesten Producte der leipziger Messe die befremdliche Natur der tropischen Pflanzen zu studiren, sei ihr Alles gleich gewesen, „sobald Forster'n ein erwünschtes Loos fiel und sie ihn Ehre gewinnen sah“. — Sie täuschte sich; denn Forster war gar nicht entschlossen die philippinische Reise zu machen. In seiner französisch geschriebenen Erklärung vom 23. December sagte er ausdrücklich: „Je renonce au projet de Philippines“, und schlägt auch gleich einen andern Gelehrten vor, wie ihn die Compagnie verlange, „einen ausgezeichnet thätigen, mit den für seine Bestimmung berechnetsten Kenntnissen ausgerüsteten, tüchtigen Naturforscher, besonders geeignet, die Naturgeschichte auf die Bedürfnisse des Handels und des Staats anzuwenden“. Und als diesen empfohlenen Mann nannte er — seinen Vater, der mit 58 Jahren

noch kräftiger als er selbst sei, und für dessen Eifer er einstehen wolle. Er legte auch auf einem besondern Blatte den Plan und die Bedingungen „seines Vaters" dem Schreiben bei. Dies Blatt ist in der Briefsammlung nicht mit aufgenommen; allein Therese theilt in ihren Nachrichten über Forster diese Bedingungen als die seinigen mit, und glaubte sogar „in dem Umfang der in ihnen ausgesprochenen Foderungen eine Zunahme der Täuschung zu sehen, in die sich Forster je mehr und mehr in seinem Bestreben, sich eine bessere Zukunft zu bilden, verloren habe". Diese Auslegung erscheint etwas gesucht; doch hat sie darin nicht Unrecht, daß die gestellten Foderungen gar nicht schlecht sind. Nur tragen sie einen so hochmüthigen Eigennutz an der Stirn, daß wir sie ohne weiteres auch nur dem alten Forster zutrauen können. So im Nebenartikel 13, wo sich vorbehalten wird, neben den wissenschaftlichen Aufträgen uneingeschränkten Handel treiben zu dürfen; was unserm Freunde Georg, dem unausgelernten Zöglinge des Kaufmanns Lewin, gar nicht ähnlich sieht.

Nein, unser Georg erklärte in jenem Briefe nur seine Bereitwilligkeit, spanische Dienste überhaupt zu nehmen, in dieser oder jener Laufbahn, und zwar spanische lieber als andere, da er im Dienste Seiner katholischen Majestät besonders und auf ehrenvolle Weise nützlich werden könnte. Seine Vorliebe sei zwar mehr für die Geschäfte als für die Wissenschaften; doch wolle er damit eine ausgezeichnete und mit den erfoderlichen Hülfsmitteln versehene literarische Stellung nicht abgewiesen haben. Um ihn empfehlen zu können, macht er dem Freunde Elhuyar *über seine* Persönlichkeit und Befähigung ein Selbstbe-

kenntniß, das zu bezeichnend ist, als daß wir es in seinen Hauptzügen nicht hierher übersetzen sollten. Es lautet wortgetreu:

„Im Gefühle meiner Pflichten als Gatte und Vater darf ich hier vor dem Tribunal der Freundschaft zwar die Gelegenheit mich zu empfehlen nicht versäumen, aber auch durch Uebertreibung des Unhaltbaren den Freund nicht bloßstellen. Ich bin 33 Jahre alt, von gutem Befinden und von einem, wenn auch nicht sehr empfehlenden, doch durchaus nicht abstoßenden Aeußern. Ich habe alle Zweige der Naturwissenschaft, einschließlich der Physik und Chemie, betrieben. Ich zeichne Pflanzen und Thiere recht leidlich, bin nicht fremd in der Philosophie und in den schönen Wissenschaften und Künsten, habe mich jedoch mit Geographie, Geschichte, Politik und den öffentlichen Angelegenheiten von jeher am meisten beschäftigt. Ich schreibe Latein und verstehe auch so ein wenig Griechisch; Französisch aber, Englisch und Deutsch schreibe und spreche ich mit Leichtigkeit, lese Holländisch und Italienisch ohne Schwierigkeit, und mit etwas Uebung würde ich mich aus den Anfangsgründen, die ich im Spanischen, Portugiesischen und Schwedischen besitze, leicht vervollkommnen. Auch von Polnisch und Russisch verstehe ich etwas. Meinen Charakter anbelangend, bin ich mit aller Liebe zur Unterhaltung eher schweigsam und beherrsche mich. Mein Naturell ist sanft, meine Lebhaftigkeit durch Ernst gemäßigt. Ich wende Treue und Eifer auf meinen jedesmaligen Beruf, frei zugleich von den gewöhnlichen Vorurtheilen der Gelehrten, die wenig weltklug, ihre Theorien und Hypothesen selten den wirklichen Geschäften des Lebens anzupassen

verstehen. Soll ich noch hinzufügen, daß ich nüchtern lebe, nicht spiele und in meiner Häuslichkeit viel zu glücklich bin, um unstatthaften Verbindungen nachzuhängen. Reichthümer zu sammeln ist mein Bestreben nicht (siehe obigen Art. 13); aber um der Ehre und Würde meines Herrn willen wünsche ich anständig gestellt zu sein. Soviel zu meinen Gunsten. Sonst sind meine Talente beschränkt, mein Geist hat nichts glänzend Erhabenes und von Fehlern und Mängeln bin ich sowenig wie Andere frei, wol aber von Lastern."

Dies Schreiben auf die Post gegeben, eilte Forster nach Hannover, wo er im älterlichen Hause der Frau Heyne, geborenen Brandes, einkehrte. Wie schon bemerkt, faßte sein Anliegen den Ritter von Zimmermann geradezu an seiner schwachen Seite. Die Eitelkeit dieses ausgezeichneten Mannes, die für kolossal und vielseitig galt, gab sich doch der Gesellschaft am liebsten durch den Juchtengeruch seines Briefwechsels mit der Kaiserin Katharina zu erkennen. Aber eine eifrige Andacht hält zugleich sehr auf die Ceremonien, womit sie begangen wird. Daher fand Zimmermann bei allem geschmeichelten Wohlwollen für Forster doch das Bedenken, daß er immer nur antwortende Briefe an die Kaiserin zu geben pflege, nun aber die Majestät zuerst anreden müsse. Glücklicherweise siegte über Nacht die Eitelkeit oder auch die Herzensgüte über die Hofsitte, und Zimmermann nannte sein Bedenken *selbst* Hypochondrie. Forster mußte sein Anliegen in ein

französisches Promemoria fassen, das sodann Zimmermann mit Begleitung der empfehlendsten Zeilen zum Neujahrstage an die Monarchin abgehen ließ.

Während seines Besuchs ward Forster von dem jüngern Brandes auf Mainz aufmerksam gemacht. Ernst Brandes, ein scharfsinniger und geistvoller Beobachter der Zeit, zeichnete sich als Mensch und Schriftsteller durch lebhaftes sittliches Gefühl, großes Talent in Beurtheilung und Behandlung der Menschen und durch umfassende Kenntnisse, besonders auch der englischen Sprache und Literatur aus. In Mainz, wohin er Forster's Blick richtete, war der seit Februar 1786 vom Kurfürsten berufene, ehemalige kasseler Freund Forster's, Johannes Müller, aus der Bibliothek ins Cabinet des Kurfürsten gezogen und dadurch die Bibliothekarstelle an der Universität erledigt worden. Brandes rieth aber, nach seiner bekannten Welt- und Menschenkenntniß, dem lieben Vetter, um bessere Bedingungen zu erhalten, sich nicht geradezu anzubieten oder antragen zu lassen, sondern etwa durch einen Besuch in der angenehmen Jahreszeit bei Sömmerring die Gedanken der dortigen Männer von Einfluß auf sich zu lenken.

Mainz hatte, wie wir wissen, dem Freunde schon früher im Auge gelegen. Dort waren aufgeklärte Männer am Ruder der Regierung oder doch von Einfluß auf dieselbe. Gerade in Göttingen stand, noch von seiner Studirzeit her, der Domherr Graf Friedrich Stadion in erwartungsvollem Andenken. Der Coadjutor Dalberg hatte die Anwartschaft auf den Kurfürstenstuhl. Freund Sömmerring und Müller lebten da, und wie lockend war

nicht die Gegend und die Nachbarschaft um Mainz! Jedenfalls mit Wilna nicht zu vergleichen.

Diese Betrachtungen müssen doch Forster'n sehr beschäftigt und mainzer Wünsche erregt haben; denn seinen Briefen nach war das hannoverische Geschäft den 27. December glücklich eingeleitet, und er selbst hatte „der Gastereien wegen noch einige Tage Topp zu halten": dennoch ist schon vom 9. Januar ein nächster Brief aus Mainz datirt, damals, wo man von Hannover über Göttingen nach Mainz noch nicht einmal mit Eilwagen, geschweige mit Dampf reiste.

In Mainz scheint der Freund sich aber wirklich nur umgesehen und bemerklich gemacht zu haben. Er erwähnte brieflich nur der Klatschereien der Gelehrten und des übeln Zustandes der dortigen Bibliothek. Von den angeblichen 50,000 Bänden derselben schätzte er nicht 15,000 verschiedene Werke. Von diesen waren nicht über 4—5000 seit 1700 gedruckt und über die Hälfte theologischen Inhalts; sodaß der Nutzen der Bibliothek für Lehrer und Lernende beinahe Null würde.

Das Feld, welches Forster zu übernehmen wünschte, bot mithin keinen reizenden Anblick. Wie leicht konnte die mainzer Bibliothek werden, was in Wilna der Botanische Garten gewesen war, — Ursache und Gegenstand der Unzufriedenheit und der Klagen! Soweit aber dachte der geheime Bewerber sowenig voraus, daß er vielmehr einen Antrag, den er aus Wien zu einer Professur in Pesth erhielt, mit guter Ueberlegung und Berechnung ablehnte.

Nach seiner Wiederankunft in Göttingen trafen auch

amtliche Schreiben, sowol des Flottencapitäns Mulowsky als eines Herrn von Siniavin aus dem Admiralitätscolleg ein, und meldeten die Zurücknahme der Expedition. Die Unterhandlungen mit Gelehrten und Künstlern sollten abgebrochen und wegen Forster's persönlichen Verhältnissen die weitern Befehle der Kaiserin eingeholt werden. Dieser Vorbehalt erledigte sich aber bald darauf durch eine Antwort auf Zimmermann's Vorstellung bei der Kaiserin. Im Auftrage derselben gab Graf Anhalt, Vorsteher der kaiserlichen Erziehungsanstalten, die Nachricht, daß Forster auf die mit ihm abgeschlossenen Bedingungen sich in Petersburg einfinden möge, wo er vielleicht veranlaßt würde, dem Corps der adeligen Landcadetten seine Kenntnisse auszuspenden. Die Reisekosten sollten ihm in Petersburg mit 200 Dukaten vergütet werden.

Forster erhielt diese Auffoderung in einem an Zimmermann eingeschossenen Briefe, den dieser durch einen Reitboten überschickte. Er berieth sich mit Theresen. Einen raschen Entschluß zu fassen, erleichterte das naßkalte Februarwetter, das die alten rheumatischen Uebel Forster's erregt hatte und Theresens schwache Brust bedrohte. Beiden graute vor dem petersburger Winter noch lebhafter als vor den unbestimmten Verhältnissen, die in Aussicht standen. — Nach Petersburg möchte ich nicht! meinte Therese. Und ich auch nicht! erklärte ihr Mann. — So ward der Bote Zimmermann's mit einem Briefe an den Grafen Anhalt schnell abgefertigt. Forster machte darin aufmerksam auf den Unterschied zwischen den Bedingnissen, um derentwillen er Wilna aufgegeben hatte, und der Ungewißheit und Unzulänglichkeit der ihm dafür angebotenen peters=

burger Stellung. Auf diesen Grund erhob er Ansprüche, die den für den Fall der Expedition gemachten Zugeständnissen angemessen wären.

Für Forster'n entsprang die unbehaglichste Unruhe aus seiner schaukelnden Lage. Pesth und Petersburg abgelehnt, Mainz und Madrid unentschieden, regten mit dort abgestoßenen, hier angezogenen Betrachtungen den Freund selbst in der ungünstigen Jahreszeit zum Reisen auf. Kaum von Göttingen nach Hannover, von da nach Mainz geeilt, wird er Mitte Februar von Briefen der Freunde in Berlin aufgesucht. Er war dorthin gereist, um für seinen immer noch nicht befriedigten Vater etwas zu versuchen, indem er doch auf einen erwünschten Ausgang des Projects wegen der Philippinen nicht rechnen mochte. Da hatte er nun vor allem der für eine so reizbare Gesundheit gefährlichen Jahreswitterung sein Opfer zu bringen. Was anfangs bloßer Katarrh schien, verschlimmerte sich zu einem Gallenfieber. Heißer Puls, Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit quälten ihn über eine Woche. Selbst noch ohne Antwort aus Petersburg auf seine letzte Erklärung, hatte er Freund Sömmerring zu beruhigen, der für seine Bereitwilligkeit zur Südseeexpedition als Angeworbener 100 Dukaten Abfindung verlangt hatte. Forster glaubte, daß man sie ihm bewilligen werde; an das Unternehmen selbst möchte aber wol, bei den rasenden Kosten des Türkenkriegs, unter vier bis fünf Jahren nicht wieder gedacht werden; alsdann aber würde er sich bedanken eine solche Fahrt noch zu unternehmen. Ungeachtet seines mit *Rußland* abgebrochenen Verhältnisses empfing er vom *russischen Gesandten* in Berlin, Grafen Romanzow, die ent-

schiedensten Beweise von Wohlwollen. Er wurde öfter, als er es seines Befindens wegen annehmen konnte, zu Tische geladen. In seines Vaters Angelegenheit hatte er aber kein Glück. Unter dem jetzigen Könige und bei Wöllner's und von Bischofwerder's Einfluß stand es so, daß er die allmächtigen Leute gar nicht sprechen und sondiren konnte, ohne sich als ehrlichen Mann zu verleugnen. Die genannten beiden Männer des königlichen Vertrauens gehörten der Ordensverbindung an, aus der Forster und Sömmerring mit Entschlossenheit geschieden, aber nicht ohne Angst weggekommen waren. Die Rosenkreuzerei wurde aber in Berlin in den höchsten Kreisen noch fortwährend betrieben, und man zweifelte nicht an Verbindung der Brüder mit den Vätern Jesuiten. Forster erfuhr sogar den Ordensnamen des Königs, wie wir aus den behutsamen Andeutungen sehen, die er seinem Sömmerring gab. Diese Verhältnisse lagen ihm bei seinen Absichten im Wege. Er wußte freilich, daß man ihn als ehemaligen Ordensbruder kannte, doch hatte er sich jenes Treiben nicht so ernstlich gedacht, da es ihm selbst so verächtlich geworden war. — „Hätte ich Leute an ihnen gefunden", schrieb er an Sömmerring, „die wie Cicero's Auguren über ihre eigene Geheimnißkrämerei lächelten, so wäre es möglich gewesen, mich mit ihnen einzulassen; aber heucheln und etwas hoch und ehrwürdig nennen, was ich nie wieder dafür halten kann, das ist mir unmöglich, und diese Leute sind so intolerant, so ganz im Geiste dieses Ordens, wie je."

Wöllner, der mit Bischofswerder viel um den König war, ließ sich auch fast von Niemanden sehen und that in Gesellschaften den Mund nicht auf, als ob, wie Forster

scherzte, gleich auch ein Geheimniß herausfliegen könnte. Berlin überhaupt mißfiel ihm wie früher. Er verglich es, und eben nicht zu dessen Vortheil, mit Hannover, und fand dort Bettelei, hier englischen Wohlstand, sowie die dortige Aufklärung aller englischen Großsinnigkeit ermangelnd.

Den 2. März traf Forster wieder in Göttingen ein. Immer noch leidend, setzte er seine Hoffnung auf den nahenden Frühling, dem er, unaufgelegt zum Arbeiten, zum Briefschreiben und zu geselligem Umgang, desto sehnsüchtiger entgegensah. Die endlich einlaufende Antwort der Admiralität in Petersburg entschied seine Angelegenheit dahin, daß ihm die Kaiserin die zur Lösung seiner wilnaer Verbindlichkeiten bezahlte Summe schenkte, die Admiralität den ihm versprochenen Jahrgehalt für die letzten Monate nachzahlte, sowie über das zu seiner Rückreise empfangene Geld quittirte und ihn aller Verbindlichkeit gegen Rußland ledig erklärte. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!" schrieb ihm Graf Anhalt kurz mit dem Wunsche, daß es ihm wohl gehen möge.

Gewinn und Verlust aus dem russischen Geschäfte ließen sich nun zum Abschluß bringen. Die lockende Weltfahrt nach der Südsee war verloren, dafür aber die oft ersehnte Heimkehr aus Polen bequem und auf fremde Kosten geschehen; der gefahrvolle Ruhm, auf den er unter russischer Flagge durch die Wechselfälle des Oceans gerechnet hatte, mußte gestrichen werden; aber eine hübsche Baarsumme fiel in seine Börse, mit welcher er, dem Rufe seines Namens vertrauend, eine weniger glänzende, doch auch weniger gefährliche Stellung im Vaterlande abwarten

konnte; die Vortheile der Zukunft waren verschwunden, aber die Schuldenlast der Vergangenheit auch gänzlich getilgt. Der Abschluß ergab sich in deutlichen Ziffern: Forster faßte ihn in dem praktischen Satze — es sei Pflicht und Weisheit, stets Das zu thun, was unter den jedesmaligen Umständen das Beste sei. In der unangenehmen und unsichern Lage in Polen, wo seine Gesundheit bedroht und in irgendeinem äußersten Falle seine Familie verlassen gewesen sei, habe er das russische Anerbieten nicht abweisen dürfen. Nun es ihn zu einem guten Ziele gefördert, habe der Türkenkrieg ihn glücklicherweise von Rußland wieder befreit.

Neuer Posten.

So war durch eine glückliche Wendung aus den weitesten Anstalten zu einer Weltfahrt für Forster'n nur eine desto freiere Häuslichkeit hervorgegangen. In der That schien ein geheimnißvolles Walten den Mann, dem früh genug die Gunst einer Fahrt um die Welt beschieden gewesen, nun auf dem sanftesten Wege zu häuslichem Glück und gemessener Thätigkeit für sein Vaterland hinzuleiten. Leider sollte von Dem, was so schien, das Gegentheil erfolgen! Schon erblicken wir den Freund auf dem Wege dahin, wo das häusliche Glück zu verlieren, das Vaterland zu verlassen ihm bevorstand.

Mit Anfang des Monats April 1788 reiste Forster nach Mainz, wo ihm Hoffnung auf jene Stelle gemacht war, zu welcher er vor drei Monaten Bekanntschaften angeknüpft hatte. Seine Familie blieb inzwischen in Gotha zu Besuch bei Theresens Jugendfreundin zurück. Er schrieb schon von Frankfurt aus an sie, und besuchte dann das Theater, wo die mainzer Gesellschaft, die hier abwechselnd spielte, „Richard Löwenherz“ von Sedaine aufführte. Forster

hatte von der Schauspielkunst den edelsten Begriff und legte der „Empfänglichkeit, der Sonderungsgabe, der bildenden Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart", den höchsten Kunstwerth bei. „So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in eines Menschen Seele, so hinreißend das Talent, ihn auszuspenden, daß seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit Alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken."

Mit Kopfweh von dem wenig befriedigenden Spiel fuhr er andern Morgens auf guten Wegen durch die reizenden Frühlingsfluren über Hochheim hinab, diesmal mehr als letzten Winter von den flachen Ufern des Rhein betroffen. Der schönen, ja prächtigen Aussichten erfreut, vermißte er schattende Alleen in der äußerst angebauten Gegend, wo die liebe Natur sich hinter reichen Saatfeldern, großen, weitläufigen Weinbergen und kostbaren Obstgärten zu verstecken schien.

Forster hatte im Gasthofe bis 4 Uhr Nachmittags auf Johannes Müller zu warten, der als Cabinetsrath des Kurfürsten nicht früher abkommen konnte. Seit dieser alte Freund und Ordensbruder von Kassel sich in die Schweiz zurückgezogen, hatte er fleißig an seiner Schweizergeschichte gearbeitet. Die kleine gehaltreiche Schrift: „Reisen der Päpste", schon in Kassel herausgegeben, hatte

ihm viel Gunst im katholischen Deutschland erworben und würde ihm eine Anstellung in Rom zuwege gebracht haben, hätte der ausgezeichnete Mann nicht gerade im Punkte des Religionswechsels eine ehrenwerthe Ausnahme von seiner sonstigen Wankelmüthigkeit und Charakterschwäche gemacht.

Zu Forster'n brachte er gleich gute Bekannte, darunter den sächsischen Legationssecretär Ludwig Ferdinand Huber mit. Diesen lud er auch mit Forster'n zum Abendessen.

Am andern Nachmittage stellte Müller den neuen Amtsbewerber dem Kurfürsten vor. Dieser, ein noch munter aussehender Siebziger, fiel Forster'n durch etwas Ehrliches um den Mund, durch einen sanften Blick und gescheite Nase angenehm auf. Der Freund, der einige Gunst erwartete, scheint günstig gesehen zu haben. Im Zimmer hin- und herwandelnd, unterhielt sich der alte Herr ernst, aber nicht steif über Verschiedenes; er sprach gut, mit Sammlung, ohne Befangenheit. Seine Freimüthigkeit streifte sogar ein wenig an Freigeisterei; wie er denn überhaupt gegen Protestanten gern seine Freisinnigkeit als Unterfutter seines erzbischöflichen Talars herauskehrte. In der Politik, wenigstens über die Lage und Verhältnisse der Höfe, verrieth er gute Einsichten. Zuletzt kam er denn auch auf die Bibliothekarstelle zu reden. Er suchte Forster'n auf einen geringern als den in Wilna bezogenen Gehalt vorzubereiten, und legte daher, indem er ein Fenster seiner reizenden Zimmeraussicht über den Rhein öffnete, ein großes Gewicht auf die herrliche Landschaft, im Vergleich mit der Umgebung in Wilna; wozu

er denn noch die Sicherheit der Auszahlung sowie das wohlfeilere Leben am Rhein in Anrechnung brachte.

Aus dem Schlosse führte Müller den Freund zum preußischen Gesandten, Oberjägermeister von Stein, Bruder des bekannten Ministers, jenes deutschen Stein, an welchem Napoleon später so harten Anstoß nahm, und zur Generalin von Coudenhoven, die Beide, bequem für vertraute Freundschaft, in demselben Hause wohnten. Diese schöne und einflußreiche Frau erschien auch wieder, als Forster den Abend bei Geheimrath Hoffmann, dem Leibarzte des Kurfürsten, zubrachte. Er bewohnte einige Zimmer im Schloß, und die Generalin hatte sich von der Tafel des Fürsten weggestohlen, um an der lebhaften Unterhaltung theilzunehmen. Bei Hoffmann kam Forster auch gleich an die Quelle so mancher ihm aufgefallenen Aeußerungen des Kurfürsten; es waren nachgesprochene Gedanken seines genialen Leibarztes, eine Art Hoffmännischer Tropfen, die der alte Herr einnahm.

Der Coadjutor Dalberg ward natürlich nicht versäumt. An seiner Tafel, in großer Gesellschaft, lernte Forster auch gleich an der lauten Unterhaltung und dem schallenden Gelächter der Gäste die rheinländische Prälatenlustigkeit kennen. Dalberg unterhielt sich lebhaft und mit Antheil über wissenschaftliche Dinge. Forster fand ihn von gutem Aussehen, das nur durch einen widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgespannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte schien doch durch etwas Mistrauen im Blicke zu verrathen, daß sie oft misbraucht

worden war. An der Tafel machte der Freund auch die Bekanntschaft der ersten Männer des Capitels, des Domicellars Grafen Fritz Stadion und einiger fremden Gesandten.

Auch Heinse, Jacobi's ehemaliger Hausfreund, ließ sich bald finden. Er war in der Zwischenzeit drei Jahre in Italien gewesen, hatte dieses ersehnten Paradieses genossen, aber auch den „Orlando", freilich nur in Prosa, übersetzt. Einen schwungvollern Ruf hatte er durch seinen Roman „Ardinghello" erworben, den er in Mainz, als Vorleser des Kurfürsten, geschrieben hatte. Jetzt war er dessen Privatbibliothekar. Bei guter Laune sagte er „prächtige Dinge". Mehr noch fiel es Forster'n auf, daß dieser Poet hinter seiner berüchtigt lüsternen Feder — Weiberfeind und zuweilen Menschenhasser war; wie er denn auch durch einen Naturfehler den Kopf schief trug, gleich den Scheinheiligen, zu denen er keineswegs gehörte.

Forster hatte, nach der gewöhnlichen Langsamkeit und Bedächtigkeit an geistlichen Höfen, die Entscheidung seiner Angelegenheit nicht sobald erwartet, als sie wirklich erfolgte. Den 14. April war er schon, an Müller's Stelle, zum Bibliothekar mit 1800 Gulden Gehalt und Aussicht auf freie Wohnung ernannt. Er erhielt Urlaub bis Michaelis, um sich in Göttingen mit den Bibliothekgeschäften vertraut zu machen. Neben diesen demnächst auch an der Universität Collegia über Naturgeschichte zu lesen, hatte er sich bereiterklärt, ohne sich gerade verbindlich zu machen. Der erste Privatschüler, der ihm in Aussicht stand, war der für den Weltumsegler begeisterte Knabe der Generalin von Coudenhoven.

Nun überlegte er sein künftiges Leben in Mainz. Es fielen heitere, warme Tage ein, und die Kirschbäume setzten sich in Blüte. Er bedachte die schönen Ausflüge mit Theresen nach dem Dorfe zwischen dem Fichten- und Buchenwäldchen ausgangs der Rheinallee, nach den grünen Auen im Strom und hinüber nach den romantischen Partien des Rheingebirges. Die Einfachheit seiner Therese, eine strenge Ordnung im Hause und Oekonomie in den Stadtvergnügungen sollten die Kosten solcher Ausflüge bestreiten. An der Stadt selbst ein Gärtchen zu miethen, hier Theresen und Röschen mit Lauben und Buschwerk zu umpflanzen, beschäftigte seine träumenden Gedanken. Eine hübsche Wohnung, frische Luft und Licht schienen in der weitläufigen Stadt noch mehr als anderswo ein Bedürfniß. Auch Huber wohnte so angenehm. Ein einfacher Verkehr mit wenigen Männern, auf Thee und Conversation beschränkt, sollte Alles sein, was sie von der Gesellschaft erwarteten. Ein weiblicher Umgang für Theresen war ohnehin in Mainz schwer zu finden. Der stiftsfähige Adel lebte blos unter sich und der zweite Adelsrang mit seinen Grillen schloß sich ebenfalls gegen Bürgerliche ab.

So zwischen reizender Natur und unzugänglicher Gesellschaft, wie freute sich doch der hoffnungsvolle Mann, ein festes Plätzchen, und zwar in Deutschland, unter Leuten von Ehre und Grundsätzen und in so schönem Klima zu haben, herausgerissen aus dem öden Lithauen, nicht genöthigt, nach Petersburg zu gehen, oder unter Hoffen und Harren die erübrigte Geldsumme zu verzehren, ein Plätzchen, um in Ruhe, Muße und Unabhängigkeit zu

arbeiten. Neue Bekanntschaften, neue Einrichtung, leidende Gesundheit, was Alles ihn fürerst vom Schreibtisch abhalten würde, mochten freilich für das erste Jahr eine Zubuße fodern. Nirgends in Deutschland glaubte er so gut wie in Mainz für sich selbst und für die Vermehrung seiner Kenntnisse leben zu können. — Einst hatte er sich freilich ganz desselben von Wilna überredet. — „Bin ich nach Jahren geschickter, brauchbarer geworden als jetzt, und bietet sich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar: so hindert mich nichts, sie anzunehmen", schrieb er nach Gotha.

Erkennen wir nicht an diesem „Vielleicht" immer wieder den alten Freund? Also immer noch nicht das Plätzchen, wo er zu bleiben und zu sterben wünschte? Auch die Jahre, die er in Wilna auszuharren versprochen, hatte er als eine neue Vorbereitungszeit für eine derartige bessere Lage angesehen. Und siehe, mitten im Bosquet der neuen Häuslichkeit, das er um sein Röschen pflanzt, nistet schon, noch ehe es angewurzelt, der Wandervogel der Sehnsucht, der über nichts als den Gedanken brütet, wie bald er wieder ausfliege. — Wohin wird der Freund das nächste mal ziehen? Hat er keine Ahnung vom blutigen Paris, vom beschneiten Jura? — —

Nach Göttingen zurückgekehrt, erblickte er Mainz in reizender Frühlingsferne. Er freute sich neben Theresen auf den Umgang mit Sömmerring, mit Müller, der sich ihm in Mainz so offen, herzig und freundschaftlich erwiesen und Theresen als Tochter Heyne's verehrte, freute

sich auf den geistreichen Heinse, den hannoverischen Gesandten von Hinüber und Andere.

Zugleich interessirte ihn das Schriftenthum von einer neuen Seite. Um mit Ehren als erster Bibliothekar zu bestehen, warf er sich auf Bibliographie und Literaturgeschichte. Sonst hatte er die Schätze der göttinger Bibliothek benutzt; jetzt interessirte ihn ihre Einrichtung. Nebenher nahm er sich die Zeit für kleine Arbeiten. Er schrieb zum „Göttinger Taschenkalender" für 1789, den Lichtenberg seit 1778 besorgte, den Aufsatz „Ueber Leckereien". Lichtenberg hatte ihn durch das schwedische Buch des Bergius: „Om Lackerheter", zu der kleinen Arbeit veranlaßt, über die er selbst sich gegen Sömmerring wegwerfend äußerte, daß er „etwas schwadronirt, zum Scherz etwas Paradoxes gesagt habe, was ihm doch für den Kalender zu ernsthaft philosophisch scheine". Wirklich, so launig und witzig der Aufsatz (Band 5 der „Gesammelten Schriften") sich einleitet, führt er bald auf tiefe und umfassende Betrachtungen, wie z. B. die Eigenschaften der Speisen durch Umwandlung der Säfte Veränderungen im Hirn- und Nervenleben hervorrufen können; wie die Leckereien, durch Cultur des Volkslebens entstanden, auch wieder die allgemeine Aufklärung befördern; wie fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmacks zu verdanken sind, und wie in der Zunge, dem Schmeck- und Sprechorgane, die menschliche Vervollkommnungsfähigkeit durch sinnliche und geistige Cultur beschlossen liegt.

Um Forster'n für Mainz vollends zu befestigen, fielen mit Sommersanfang auch alle spanischen Erwartungen weg. Elhuyar benachrichtigte im Augenblicke seiner Ein-

schiffung nach Mexico den Freund von der auf wiederholte Erinnerung eben erfolgten Erklärung des Ministers, daß er dermal an kein Unternehmen denken könne, wozu ein Mann wie Forster zu verwenden sei. Der mit so manchen Planen beschäftigte Marquis de Senora, von welchem Elhuyar seine Aufträge hatte, war nämlich gestorben, und sein Nachfolger de Valdes noch zu wenig in seiner neuen Stellung orientirt, um sich auf neue Unternehmungen einzulassen.

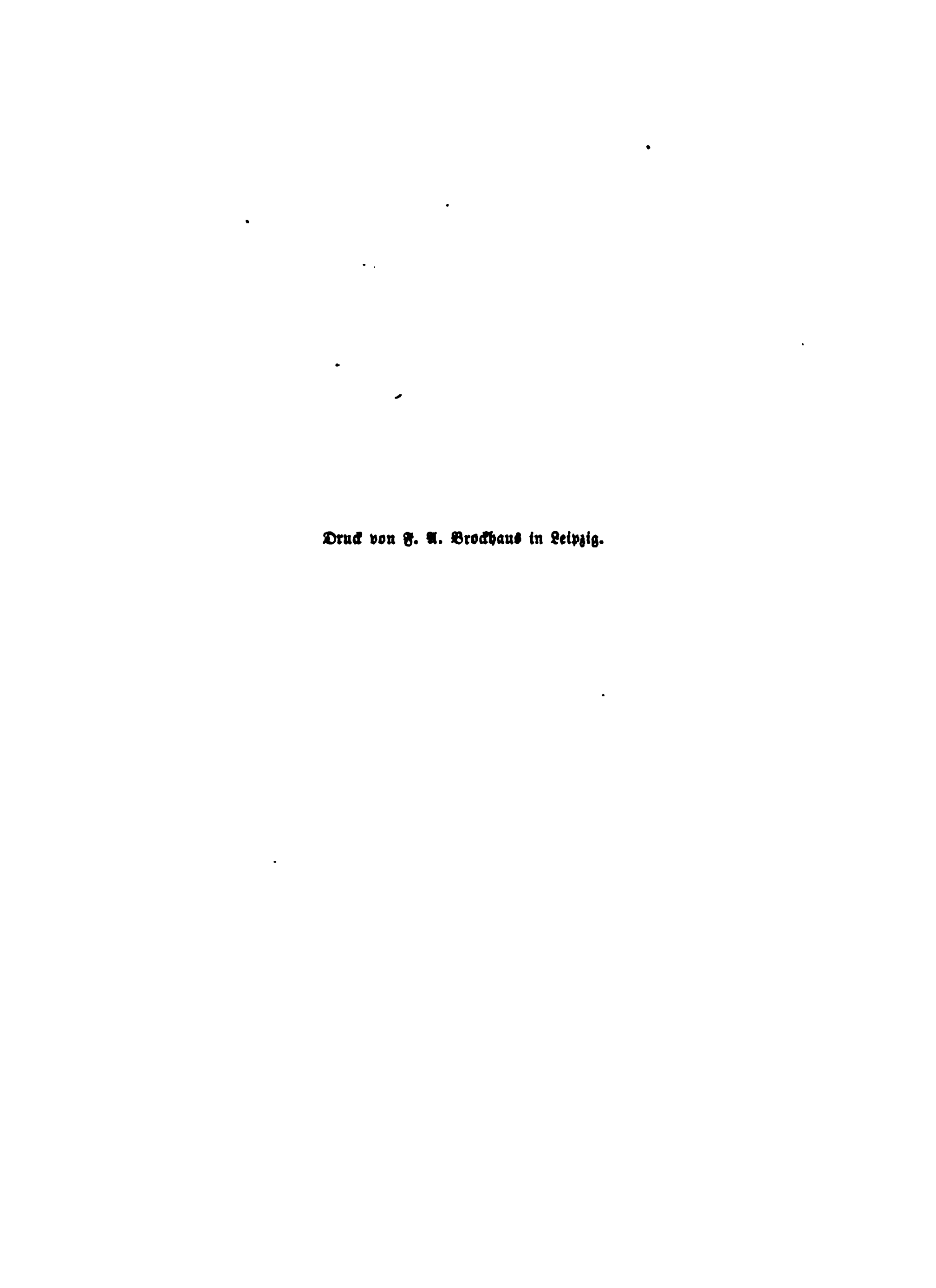
Wie der Herbst herannahte, betrieb Forster seine Ueberzugskosten, die ihm durch Müller's Beeiferung mit 900 Gulden zugestanden wurden. Für seine häusliche Einrichtung nahm er Freund Sömmerring in Anspruch, der in fortwährender Angst lebte, Forster möchte in seiner Correspondenz dem Papier zu viel von der Rosenkreuzerei anvertrauen.

Gleichsam als Vorläufer Forster's stellte sich nach der Mitte September der damals in Göttingen studirende Wilhelm von Humboldt bei Sömmerring ein, mit Forster's Empfehlung als — „ein aufgeklärter junger Mann, dem jeder Zweig des Wissens Vergnügen mache, und die Bekanntschaft eines jeden verdienstvollen Mannes wichtig sei".

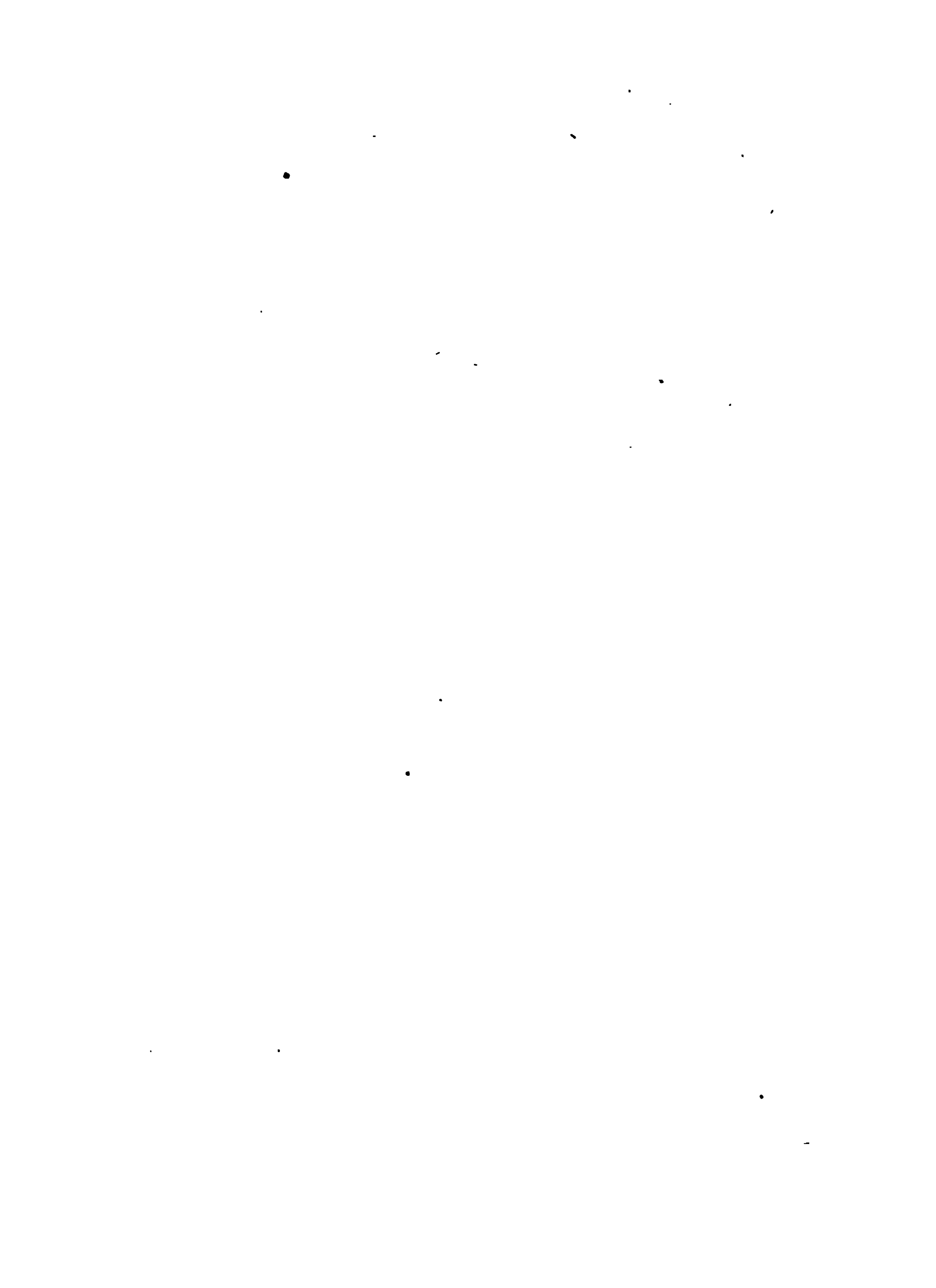
Während nun der Freund seine Uebersiedelung von der Leine an den Rhein veranstaltet, machen wir uns mit dem Zustand und Leben in Mainz bekannt, soweit es dazu dient, nicht blos die amtliche und bürgerliche Stellung des kurfürstlichen Bibliothekars, sondern auch das verhängnißvolle Ereigniß zu begreifen, das dieser Stadt be-

vorstand, und in welches Forster durch seine, nachmals so schwer beschuldigte Theilnahme mit verschlungen wurde. Schon seit Jahren ahnte Forster eine Revolution. Ein so gestimmtes Herz scheint, wie ein krankes Glied, von einem Vorgefühle wechselnder Weltwitterung durchschmerzt zu werden. Wie tief und edel er aber die Vorzeichen der Zeit auffaßte, verräth eine Stelle seiner „Fragmente" (Band 5 der „Gesammelten Schriften"), die wir als Losung der Revolution hier aufnehmen:

„An des Jahrhunderts Neige stehen wir; dieses allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, nach Abhülfe der so häufigen Mängel; dieses Suchen hierhin und dorthin; dieses Auflehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Erziehungsinstitute zur Bildung vernünftiger Maschinen; diese Convulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion; diese allgemeine Gährung — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre."



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Elfter Band.

Georg Forster's Leben.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Georg Forster's Leben

in

Haus und Welt.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweite, sehr verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.



Viertes Buch.

„Das goldene Mainz.“

Es war ein sehr fest gelagerter, scharf geschichteter Zustand der Gesellschaft, als im Jahre 1763 Emmerich Joseph von Breitenbach zu Bürresheim, ein Sechsundfunfziger, Kurfürst und Erzbischof zu Mainz wurde. Die Bauern lagen unter dem Drucke von Abgaben und Aberglauben; ihr Gemeindevermögen versickerte großentheils durch die Finger der verwaltenden Beamten. Die Bürger, untergeordnet und beschränkt, lahmten an dem herrlichen Strome von den Stockungen des Handels und Verkehrs. Theilweise Armuth und allgemeine Unwissenheit lasteten so schwer, daß man den Hochmuth und die Vorrechte des Adels gar nicht einmal als Druck empfand. Nur die höhern Beamten bürgerlicher Herkunft kamen in einige Berührung mit dem stiftsfähigen Adel; insofern dieser, auf die höhern Staatsämter zunächst berechtigt, die mit denselben verbundenen Lasten gern auf bürgerliche Schultern legte, um sich für die socialen Vorzüge und exclusiven Genüsse, die er zu tragen hatte, einigermaßen zu erleichtern.

In Betracht dieses Zustandes möchte man es für eine höhere Fügung ansehen, daß der vorletzte mainzer Kurfürst ein Mann von bürgerlichem Sinn und Geschmack war, der durch seine menschliche Persönlichkeit wie durch seine fürstlichen Bestrebungen in den bürgerlichen Kreisen ein höheres Bewußtsein erweckte, und sie für die neuen Ideen und Ansprüche der Zeit vorbildete.

Wenn Emmerich Joseph's Vater, der Freiherr Damian von Breitenbach, ausdrücklich glaubte, neugeborene Kinder nähmen durch sympathetische Verbindung etwas vom Taufpathen an: so war dies für seine abergläubige Zeit weniger zu verwundern, als daß er gerade aus diesem Grunde zur Taufe seines sechsten Sohnes, gegen alles Standesherkommen, sich einen bürgerlichen Pathen, den ehrlichen Emmerich Oehlinger in Koblenz, aussuchte. Und die gewagte Sympathie bethätigte sich nicht blos in dem derben Geschmacke des Fürsten für bürgerliche Kost von Hülsenfrüchten und Möhren, von Schöpsenfleisch und Schinken, von Sauerkraut und Nudeln; sondern auch in dem vereinfachten Hofhalte, der zwischen den Anfoderungen der Doppelwürde eines Kurfürstenerzbischofs und den hausväterlichen Rücksichten auf einen verschuldeten Staat sich schicklich zu halten suchte; sie bethätigte sich in dem ganzen ehrlichen, volksfreundlichen Gemüthe des geistlichen Regenten. Emmerich Joseph ritt oft mit der Morgendämmerung aus, seine Freude an Allem zu finden, was sich mit der Frühsonne regte. Er knüpfte gern mit den Landleuten an und wohnte ihren Vergnügungen bei, — ihren Gesängen, ihren lustig jauchzenden Tänzen. Näher *oder entfernter* hegte er seine Lieblingsplätze auf luftigen

Höhen oder an schattigen Quellen. Freunde aus der Stadt, Flaschen aus dem Hofkeller wurden mit dahin genommen; ein guter Spaß brauchte nicht blöde zu thun, ein derber Witz ward nicht abgewiesen. Der Fürst hatte gern einen guten Vers zu einer guten Flasche, liebte das Reimen beim — Leimen, wie er das Trinken nannte. Sollte aber die Lust ganz voll anschwellend überlaufen, so mußten sich Blasinstrumente aus einiger Ferne hören lassen. Der herrliche Höhepunkt an der Rheinhalde über der Stadt, die jetzt sogenannte Schöne Aussicht, war damals ein kurfürstlicher Landsitz mit Schlößchen, Alleen und Gärten — die Favorite. Sonntags wurde sie auch den Bürgern geöffnet. Da zog der Handwerker mit Familie hinaus; die Magd trug den Henkelkorb mit Flaschen und kalter Küche, der Lehrjunge schleppte das kleinste Kind. Und wenn nun Alles im Schatten der Bäume gelagert recht lustig war, da trat wol, wie eine Erscheinung, ein heiterer Mann im Violettalar mit dem Demantkreuze auf der Brust aus dem Buschwerk hervor, verkostete des Meisters Wein und gab vom Seinigen aus dem Hofkeller zu versuchen.

War das nicht Revolution im Gewand einer Idylle? Aber, wenn es dem erweckten bürgerlichen Selbstgefühle, diesen neuen Ansichten ohne Ansprüche, bisjetzt noch an innerer Kraft sich aufzurichten fehlte, so ließ es Emmerich Joseph auch nicht bei solchen Erweisen eines menschenfreundlichen Herzens bewenden, er schaffte auch einen neuen Boden des Wohlstandes, und rief die Thätigkeiten auf, die ein höheres Volksbewußtsein erwecken, indem sie es erfodern. Und hier am Eingang in die Lebenskreise seiner

öffentlichen Wirksamkeit tritt uns in einem prachtvollen Augenblick eine bedeutsam verknüpfte Erscheinung entgegen. Neun Monate nach Emmerich Joseph's Wahl, noch unter dem Widerhall eines unermeßlichen Volksjubels, sehen wir den neuen Kurfürsten nach Frankfurt fahren, um am 3. April 1764 den römischen König Joseph zu krönen.

Joseph und Emmerich, der König und der Erzkanzler des Reiches — welch ein Doppelstern der Volksaufklärung und Volkswohlfahrt so kurz vor dem Falle des Reiches, aber auch — Beide trüb untergehend! . .

Gut vorgebildet kam Emmerich Joseph auf den mainzer Stuhl. Schon von Rheims aus, wo er seine trierer und mainzer Studien vollendet hatte, war er in mehren Städten Frankreichs auf Handel- und Industrie aufmerksam gewesen. Später ins Capitel getreten, und um seiner statistischen, kameralistischen und administrativen Kenntnisse willen vom Kurfürsten von Ostein zum Regierungspräsidenten bestellt, hatte er an der Hinterlassenschaft der Kriegszeit — an Landesschulden, Verwirrung in der Verwaltung und Volksverarmung ein Feld für ehrlich-eifrige Thätigkeit gefunden. Endlich erweiterten sich ihm als Kurfürsten die Kreise materieller Verbesserung durch Minderung des Militärstandes, durch umfassende Bauunternehmungen, Anlegung von Kunststraßen, Flußdämmen, Erweiterung von Salinen, Hüttenwerken und Manufacturen.

Doch dies galt ihm Alles nur als die Grundlage geistiger und sittlicher Cultur, worin das mainzer Land ungemein zurückgeblieben war. Leider standen ihm zu einer

Umgestaltung der Volksschule die Jesuiten im Wege, in deren Händen die höhern und niedern Schulen waren, und hinter deren Rücken der Klerus sich sehr gern allen Beiträgen zur Schulverbesserung entzog, das Mönchthum noch lieber sein Element, den Aberglauben, zu erhalten suchte. Da konnte es dem edeln Fürsten nur erwünscht kommen, daß im Jahre 1773, nach dem ersten Jahrzehnd seiner Regierung, die Jesuiten aufgehoben wurden. Es ward, wenn auch kein außerordentlicher Fonds, wenigstens doch freies Feld gewonnen. Allein, wie überall, ließ der vertriebene Orden seinen Fluch und seinen Anhang zurück. So setzten sich auch kryptogamische Jesuiten in Mainz fest, — auf Hemmen und Zerstören erbittert. Doch ging nun die gründliche Umgestaltung der Volksschule in Stadt und Land vor sich. Neue Lehrer und neue Lehrgegenstände wurden aufgenommen, — deutsche Sprache mit Lesestücken aus unserer damaligen Frühlingsliteratur, Erdkunde, Welt- und Naturgeschichte, Mathematik, Zeichnen, Lehre vom Landbau u. dergl. In den höhern Schulen war die Leibniz-Wolf'sche Philosophie eingeführt. Am Minister von Groschlag und Kanzler von Bentzel hatte der Fürst vortreffliche Diener seiner guten Absichten; besonders widmete sich Bentzel, der Vater unsers geistvollen Schriftstellers Grafen Bentzel-Sternau, mit rastloser Thätigkeit dem gesammten öffentlichen Unterrichtswesen, und Steigentesch, ein tüchtiger Schulmann, leitete nach neu verfaßten Schulbüchern die Volksschule. Bald konnten die mainzer Lehranstalten für das katholische Deutschland und selbst für manche protestantische Länder als Vorbild dienen.

Zugleich ließ aber der Fürst sich auch die Förderung

des sittlichen Volkslebens überhaupt angelegen sein. Die zahlreichen Feiertage wurden vermindert, die Wallfahrten nach wunderthätigen Orten verboten, die Erbschleichereien der Geistlichkeit, das Umherlungern der Mönche bei pfaffenseligen Familien untersagt, die Krämerei mit Reliquien und Bildern, mit geweihten Geißeln zur Teufelsabwehr, mit Ablaß und Amuletten abgeschafft. Rücksichtslos streng gegen die verbreitete Unsittlichkeit der Geistlichen, gab Emmerich Joseph selbst keine Blößen, ohne darum im Verkehr mit Frauen ein Sauertopf zu sein. Vielmehr hatte er seine launigen Gedanken, wenn er, wie einst, zwischen der wohlbeleibten Frau von Wambold und der hagern Frau von Greifenklau gesessen, einem lächelnden Herrn zuflüsterte: Kann man sich besser unterbringen als zwischen Fleisch und Geist?

Zu den Bildungsanstalten im Volksleben rechnete der Fürst besonders das Theater und suchte es zu heben. Er hielt das Repertorium im Auge, ließ für sich selbst eine Loge einrichten, und gab seine Kammermusik ins Orchester. Er ermunterte die Stiftsherren und Weltgeistlichen, diese Predigten aus dem menschlichen Leben nicht zu versäumen. Und wirklich erwiesen sich Männer wie Bentzel, Graf Wartensleben, die Dalberge und von Hoheneck zuthätig in Mitbesorgung der Theaterstücke, Opernmusiken, der Scenerie und des Costüms; indem sie zugleich die Mitglieder der Bühne, unter denen auch Schröder auftrat, an sich zogen und durch Artigkeiten anfeuerten. Sogar das Extemporiren hatte mit Ausschluß des religiösen Gebiets freien Spielraum, und Emmerich Joseph selbst nahm die ihn treffenden Abfälle lächelnd hin.

Wenig von Dem, was damals in deutschen Landen für Volksaufklärung und Bildung geschah, läßt sich mit Dem vergleichen, was aus dem umfassenden Sinn und Bestreben dieses humanen Priesterfürsten hervorging. Auch schien für seine vielversprechenden Absichten nichts zu wünschen übrig, als eine erkleckliche Dauer seiner Thätigkeit. Niemand erkannte das besser als die Jesuitenpartei, die dem Fürsten im Stillen entgegenarbeitete, bald aber berechnen mochte, daß sie gegen den Frühlingssegen der Aufklärung mit ihren Maulwurfsarbeiten zu kurz kommen werde. Emmerich Joseph, wennschon ein Sechziger, war doch ein rüstiger Mann, als er auf Himmelfahrtstag 1774 plötzlich erkrankte. Er hatte eine Suppe mit Leberklöschen nur zur Hälfte genossen, als er dem aufwartenden Haiducken befahl: „Nimm die Suppe weg, sie schmeckt schlecht!" aufstand und in sein Cabinet ging. Mangel an Schlaf und Eßlust, Herzklopfen und Beklemmungen traten ein. Die Aerzte wurden besorgt, die Stadt beängstigt. Man schöpfte Argwohn. Der Fürst kränkelte bis zum 11. Juni, an welchem Tage er, um sich auf Zureden dem beunruhigten Volke zu zeigen, den Wagen vorfahren ließ, aber, auf den Domherrn von Frankenstein gestützt, doch nur die Treppe erreichte, wo er zusammenbrechend mit einem frommen Ausruf für seine Feinde verschied.

Wie Zeitgenossen erzählen, wäre den Aerzten, welche die herkömmliche Einbalsamirung zu besorgen hatten, zur Pflicht gemacht worden, im Leichnam nichts zu finden, was das Volk beunruhigen könnte. Dennoch war das Gerücht von einer Vergiftung verbreitet und wurde geglaubt. Denn es war schon vorher ausgekommen, als

die Nachforschungen unter den Küchenpersonen auf ein hinter jener Suppenschüssel verschwundenes Subject geführt hatten. Ein getaufter Jude, Ignaz Herz, war nämlich früher in der Küche der Jesuiten als Handlanger gebraucht worden, und nach Aufhebung des Ordens bei den Exjesuiten, besonders einem Pater Joseph Goldhagen, dienstbar geblieben. Seit kurzem in der Hofküche, Niemand wußte durch wen, eingeführt und als Handlanger gebraucht, hatte er an jenem Himmelfahrtstage die Suppe dem Kammerlakaien zur Hand besorgt, und war seitdem nicht mehr zu sehen, nicht mehr aufzufinden gewesen.

Was die Goldhagen'sche Jüngerschaft vorbereitet hatte, brach schnell zur Todtenfeier Emmerich Joseph's aus. Die Maulwurfsarbeit warf ihre Siegeshügel auf und kam ans Licht. Noch am Sterbetage verbreitete sich die Nachricht, daß der Domcapitular Baron von Erthal die Stimmenmehrheit für den Kurstuhl erhalten habe, und ein Pöbeltumult der schmählichsten Art erhob sich, die Stadt durchrasend. Die Jesuiten boten ihren Anhang, die Mönche, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „ihre Bettelsuppenkundschaft" zum scheußlichsten Unfug auf. Die Minister und Geheimräthe wurden in der ersten Stunde der Zwischenherrschaft des Domcapitels unter Goldhagen's Einfluß abgesetzt und vom Pöbel verfolgt. Groschlag und Bentzel retteten sich aus Mainz. Der Schuldirector Steigentesch, auf seiner Flucht von wohldenkenden Bürgern der Mönchsmeute entzogen, ward im Bild eines

Strohmanns auf öffentlichem Platz gehängt und verbrannt. Schullehrercandidaten, die sich erblicken ließen, wurden mishandelt. Man nahm Rache für den „Jesusspott", wie die Jesuiten dem Volke das Additionskreuz der Mathematik bezeichnet hatten, und die Tollheit raste bis in die Nacht; da sie denn in unzähligem Vivat vor der Wohnung des neuerwählten Kurfürsten erstickte.

So endigte der trauervolle Sonnabend des Ablebens, und in der Frühe des Sonntags, die neue Auferstehung zu feiern, trat Pater Joseph Goldhagen als neuer Schuldirector seine reactionäre Thätigkeit an.

Die Volksbildung war also das Hauptärgerniß gewesen. Sie hatte freilich offene und versteckte Feinde genug, damals wie heute. Wie wahr sagt Forster in dem Aufsatze über gelehrten Zunftzwang („Sämmtliche Schriften", 5. Bd., S. 302):

„Auf die Erhaltung der Unwissenheit scheint von jeher eine größere Anzahl Menschen bedacht gewesen zu sein, als auf die Erweiterung der Grenzen menschlicher Erfahrung; wenigstens gibt die Geschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit der Macht die eifrigste Betriebsamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinsamen Masse von Kenntnissen hätte erwarten sollen, gerade dort der gänzlich fehlende Wille mehrentheils diese Erwartungen kläglich getäuscht habe."

Auch war die Volksschule das Opfer, welches Erthal seiner Erwählung auf den mainzer Stuhl vorausgelobt hatte.

Capitular von Erthal war bisjetzt kurzmainzer Ge-

sandter in Wien gewesen. Seine Gegner in Mainz hatten ihn dorthin zu entfernen gewußt, wo er mit seinem zweideutigen Wesen ebenso wenig Kaiser Joseph's Vertrauen und Gunst gewann. Desto besser stand er bei der Jesuitenpartei in Wien und in Mainz, und erhielt früh genug einen vertraulichen Wink über Emmerich Joseph's Erkrankung, um mit Urlaub, wegen vorgeblicher Kränklichkeit, nach Mainz zu eilen. Weltklug, verschlagen, ehrgeizig und schon auf der Schule zu Rheims mit staatswissenschaftlichen Studien auf das hohe Ziel gerichtet, das jetzt zu verdienen oder zu erschleichen war, stellte er sich mit der geringen Hoffnung, die er im Domcapitel für seine Wahl hatte, aber mit desto mehr Heuchelei an die Spitze der Unzufriedenen und vor die Springfedern des geheimthätigen Jesuitismus. Er spielte den Kränklichen, den Frommen, den Eiferer gegen die kirchlichen und socialen Verirrungen und monarchischen Uebergriffe Emmerich Joseph's sowie gegen das Verderbniß der Religion durch die neuen Lehren der Schulen; er sprach sich nachdrücklich für die Nothwendigkeit aus, die kurfürstliche Gewalt durch erweiterte Rechte des Capitels zu beschränken. Hinter seinem Rücken thaten dann die Jesuiten das Ihrige, diesen vortrefflichen, wie sie behaupteten, von Oesterreich, von Frankreich, ja von Preußen gewünschten Kopf doch ja unter den mainzer Kurhut zu bringen. Es gelang. Erthal hatte den Weg gefunden, der ihn hinter seinen Gegnern her auf den mainzer Stuhl führte.

Noch eine zeitlang fügte er sich darein, gebückt zu gehen, auch nachdem er das Gesuchte gefunden hatte.

Da war Erthal der sparsame Fürst, der den Marstall, Keller und Küche, seine Hauskapelle und das Theater einschränkte, war der eifrige Erzbischof, welcher Priester weihte, das Volk firmelte, Fußwaschungen auf Gründonnerstag verrichtete, bei Processionen das Hochwürdige trug und keine Abendkirche versäumte. Und die Heuchelei, bei Hof ansteckend wie ein Schnupfen, ergriff den Adel und die mainzer Gesellschaft so, daß Alles aus Gebetbüchern nieste. Wie sonst ins Theater, eilte die vornehme Welt jetzt nach den Kirchen, die Hände mit kostbaren Rosenkränzen umwunden. In der Frühe des Tages wurde aus allen adeligen Häusern beim Hofmarschall Erkundigung wegen der Kirche eingezogen, die Se. kurfürstliche Gnaden heute besuchen würde, und man wetteiferte dann mit den sammetnen Kniekissen um die Nähe des „frommen Herrchens", dem die kluge „Langnase" über die betenden Lippen hing. Nie war auf dem volkbeglückenden Fürstensitze Humanität von Heuchelei so rasch überholt worden.

Aber Sinnlichkeit und Ehrgeiz bei frivolem Geist halten Solches nicht lange aus. Erthal fing allmälig an sich aufzurichten. Anfangs mögen ihm die Jesuiten, wie zur Erinnerung, leise warnend aufs Rückkreuz geklopft haben; allein, biegsam genug sich einzudrängen, war er auch glatt genug zu entschlüpfen. Es kostete gar keine besondere Verpuppung, so war die fromme Raupe in den lustigen Schmetterling verwandelt. Die fürstliche Sparsamkeit schlug in die üppigste Hofhaltung, die Frömmelei in schwelgerisches Genußleben, der kirchliche Eifer in etwas Freigeisterei um. Statt der Abendandachten trug

eine spätere Stunde ein feines Souper für eine vertraute Genossenschaft auf, zu der manchmal auch Künstler, poetische und witzige Köpfe gezogen wurden. Die Betkissen blieben als Fußschemel vor den londoner und pariser Lotterbetten liegen. Statt der Wallfahrten durch die Gassen nahm der Adel wieder die sogenannten Pirutschaden auf; da man dann in 40—50 „Pirutschen" vor dem gaffenden Volke durch die Stadt und die Alleen fuhr. Waschungen und Handauflegungen hatten sich, wer weiß mit welchen Ceremonien, in die innersten Gemächer der Martinsburg zurückgezogen, hinter das Flüstern des Rheines und — des Publicums. Die theologischen Unterhaltungen mit Goldhagen waren durch Besprechungen mit Heinse über dessen Roman „Ardinghello" verdrängt, und statt des frühern Diakons aus dem Meßbuche las die schöne Frau von Coudenhoven dem französisch plaudernden Freunde Voltaire's „Pucelle" und die „Lettres persannes" vor, — sie selbst gebaut und gekleidet, daß es ihrem Zuhörer leicht ward, statt des Erbaulichen sich ans Beschauliche zu halten, und statt des sonst vom Diakon dargebotenen Evangeliums die Leserin selbst zu küssen.

Der Geschmack im Prachtaufwande hatte sogar sein Ministerium ergriffen, insofern der Minister Graf von Sickingen, in Staatsgeschäften durchaus unbrauchbar, im Luxus von Livréen, von Wagen und Pferden, von Schmuck und Geräthen, in Schlittenfahrten und Gastereien tonangebend und Vorbild war. Eine Bekanntschaft des Kurfürsten von Wien her, bewies er sich doch so unnütz für Geschäfte, daß der elegante Wagenlenker endlich abfahren mußte.

Im Uebrigen lagen die Staatsangelegenheiten zum Theil in thätigen und nicht untüchtigen Händen, die jedoch, nach dem Herkommen an geistlichen Höfen, für die eigene Sippschaft mitzusorgen pflegten. So Staatsrath von Strauß, im Departement des Weltlichen, ein unermüdliches Lastthier, das sich aber unter gewissen Zumuthungen doch einmal schüttelte und in Ungnade fiel; so in der Abtheilung des Geistlichen Heimes, ein Bauernsohn von Kopf und Charakter, der Achtung einflößte, und es durch Erthal's Gunst zum Weihbischof und zu guten Pfründen brachte, nicht gerade für Rom, aber für Priestervorrechte ein Eiferer.

Andere Geschäfte wurden auch wieder unter Fraueneinfluß mit Leichtsinn und Unbesonnenheit geführt. Oder es bemächtigten sich auch Männer von Kopf, an denen es nicht fehlte, gerade der kleinlichsten Angelegenheiten und betrieben sie mit der vom Kurfürsten gern zur Schau getragenen hohen Politik. Jene verzupften das Wichtige, diese bauschten das Unbedeutende auf.

Diese hohe Politik hing mit dem Fürstenbunde zusammen, für welchen der Kurfürst, in seiner persönlichen Abneigung gegen Kaiser Joseph, sich im Jahre 1787 von Preußen hatte gewinnen lassen. Zu dieser gegen Oesterreichs Uebermacht gerichteten Politik hatte sich auch der kurz vorher in demselben Jahre erwählte Coadjutor Dalberg bekannt. Der Fürstenbund, die damalige preußische Union, war das Losungswort selbst für die bei Hofe mitregierenden Frauen. Wer ihnen misfiel, wurde als österreichisch gesinnt, als schwarzgelb bezeichnet.

Die Hauptperson dieses Einflusses, auf welchem das

welkende Herz des alten Fürsten schaukelte, war Frau Generalin von Coudenhoven. Eine geborene von Hatzfeld, war sie mit dieser zahlreichen gräflichen, unserm Erthal verwandten Familie nach Mainz gekommen, und hatte den kurfürstlichen Hof durch neue Stellen für die Vetterschaft erweitern helfen. Die reizende Frau und Cabinetsfreundin des Kurfürsten vertrat an diesem geistlich-ehelosen Hofe, der doch des Frauenbesuchs nicht entbehren mochte, die Stelle einer Oberhofmeisterin. Voll liebenswürdiger Schwächen und nicht ohne Standesvorurtheile, die weltlichen Händchen in die geistlichen Finanzen eingeweiht, besaß sie für einen priesterlichen Hof kleiner und zahlreicher Intriguen Schlauheit und Unbesonnenheit in der rechten Mischung, um eigene Netze zu stellen und darüber in fremde zu fallen. Die Diplomaten ihrer Schule, in die auch Fürst Metternich damals als junger Mensch blickte, nahmen gern etwas von ihrem Bisam der Galanterie an.

Ihre Base, Frau von Ferette (Pfürdt), saß in der andern Herzkammer des Fürsten und spielte die zweite Kammerfreundin und Hofdame, um einem Doppelherrn, — einem Reichs- und Kirchenfürsten, auch in der Freundschaft die Wechsellaune von Braun und Blond zu lassen. Und mit dieser Laune, mit diesem Blutwechsel in den Herzkammern, wechselte auch manches Ehrenfest in den prachtvoll eingerichteten Schlössern und in den verschwiegenen Lustgärten zu Mainz und Aschaffenburg, zwischen denen der genußsüchtige Hofhalt eben wol wechselte. Hier wie dort fehlte es nicht an duftigen Lauben und kühlen Grotten, wenn nach der Tafel die Höflinge den Fräulein

schalkhafte Gedichtchen von Voltaire und Gresset vorlasen, oder die Prälaten auf die Waden der schönen Frauen wetteten, um sie mit dem Band ihres Capitelkreuzes messen zu dürfen.

Desto steifer ging es an den großen Hoffesten zu. Militär in stracker, gepuderter Dressur machte Spalier. Der bürgerliche Hauptmann blieb in Reihe und Glied, wenn der adelige Lieutenant austrat und sich zu den Gästen setzte. Es fehlte nicht an hohen Offizieren neben den Domherren. Die kurfürstliche Armee, wenn auch nur 3000 Mann stark, hatte doch zwölf Generale. Die ältern Herren verzierten ihre Anmaßungen mit albernen Späßen, der jüngere Adel von einiger Bildungsbestrebung schmückte seine Ansprüche mit etwas frivolen Gedanken. Auf eigenthümliche Weise mischte sich französische Conversation mit der deutschen Steifheit. Schon auf den Kinderbällen, die auf dem cölibatären Estrich des Schlosses zuweilen auch stattfanden, zwitscherte die unflügge Brut französisch, zählte mit steifgehaltenen Köpfchen die Schritte ab und ließ sich vom Papa im Violettalar aus der Bonbonnière füttern. Merkwürdig war das Augenspiel an diesem Hofe. Der Kurfürst suchte mit majestätisch gespannten Blicken zu imponiren; sein Bruder, der Oberhofmeister von Erthal, sonst rechtlich und harmlos, ahnenstolz und wohlthätig, zwischen Papagaien und Kupferstichen ein Hagestolz, pflegte bürgerliche Begrüßungen nur mit auf- und niedergezogenen Augenbrauen zu erwidern, und alle andern bedeutenden Personen blinzelten und kreuzten mit den Augen, wie Leute, die gern spähten, aber nicht durchspäht sein möchten.

Einen andern Einfluß neben den Weibern, der mehr die Schlauheit des alten Herrn als dessen Herz in Bewegung setzte, übten die Mitglieder des Domcapitels. Durch persönliche Begabung und Eigenheiten verschieden, wie denn einzelne ehrgeizig und reich nach hohen Würden strebten, andere mit ihren Finanzen entzweit, zu Cabalen und Intriguen geneigt waren, noch andere als Dummköpfe um ihrer Stimmen willen zum politischen Spiel der übrigen gesucht wurden, theilten sie sich auch in verschiedene Parteien. Der jesuitischen, durch welche Erthal emporgekommen war, entgegen, hatte sich nach dem Namen und im Geiste seines Vorgängers eine emmerizianische Partei als Opposition gebildet. Vielleicht eine Verwandlung der mit dem Jahre 1786 auseinandergegangenen Gesellschaft der Illuminaten. An ihrer Spitze, gelehnt an den österreichischen und russischen Gesandten, stand der Domherr von Walderdorf. Sie hielten es mit Kaiser Joseph's Reformen und verbanden sich mit den zum Illuminatismus neigenden Professoren und höhern Staatsbeamten. Zu diesen Professoren zählten die nachmaligen Clubisten Blau, Wedekind, Hofmann, Metternich und Andere. Die Universität war einigermaßen ihr Arsenal; besonders seit der großartigen Umgestaltung und Besetzung derselben, nach welcher sie im Sommer 1784 unter prunkhafter, von andern Hochschulen beschickter Feierlichkeit eingeweiht worden. Wirklich hatte Erthal an den gelehrten Anstalten die jesuitische Sünde, die er an der Volksschule begangen, wiedergutzumachen gesucht. So befriedigte er, indem er der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit

entsprach, noch mehr seinen fürstlichen Ehrgeiz. Bei dieser Gelegenheit war Bentzel aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit zum Kanzler der Universität mit dem Prädicat Excellenz berufen worden. Die Lehrfächer wurden auf das Verzweigteste und theilweise mit Männern von literarischem Namen besetzt. Das Glänzendste sollte erreicht werden. Und soweit ging Erthal's Umwandlung, daß er, der anfangs die Schule den Pfaffen geopfert, jetzt, um Fonds zu gewinnen, drei reiche Klöster der Hochschule zum Opfer brachte, 17 Kanonikate zum Universitätsvermögen schlug und die 12 besten Pfarreien für Doctoren der Theologie bestimmte.

Die Universität hatte ihren Schweif an einer großen Lesegesellschaft für Zeitungen und Journale. Anfangs im Lottohause auf dem sogenannten Höfgen eingerichtet, galt sie schon früher für ein wenig durch Klatscherei anrüchig; ein Urtheil, welches aus dem Cabinet des Kurfürsten herrühren mochte wo man freilich den Nachhall der Opposition so ungern vernehmen mochte, wie etwas später das Echo, das die pariser Revolution in denselben Räumen fand. Es war eben jene Zeit und Stimmung, die Weitzel als mainzer Student erlebte. „Bei großem Wohlstande herrschte ziemlich allgemeines Misvergnügen, und bei einer wirklich seltenen und ungewohnten Freiheit hörte man Klagen und Murren über Druck und Willkür. Selbst Leute, die bei jedem Wechsel nur verlieren konnten, schienen sich nach einer Veränderung zu sehnen, die das langweilige Einerlei ihres Wohlseins unterbreche, und statt des wirklichen Glücks in der hellen Gegenwart ihren phan-

tastischen Wünschen und Hoffnungen ein eingebildetes in der dunkeln Ferne zeigte."

Auch einige journalistische Thätigkeit regte sich im Lebenskreise der Universität. Eine Gesellschaft von Gelehrten gab eine theologische Monatsschrift heraus und ein „Politischer Mercur" vermittelte die neuesten Staatsbegebenheiten, über die man denn die „Gespräche im Reiche der Todten" las.

Als Mäkler der literarischen Unterhaltung führte ein aufgeklärter Jude Ingelheim eine gute Leihbibliothek, und verdrängte in den bürgerlichen Wohnungen die zerlesenen „Haimonskinder", den „Gehörnten Siegfried", die „Unglückliche Genoveva" und den „Curiösen Antiquarius über alle vier Welttheile". Selbst eine poetische Feder in Frauenhand fand sich in Mainz: eine Demoiselle Weikard lieferte Theaterstücke.

Wirklich hatte das „fromme" Herrchen, seit seiner Bekehrung oder Verkehrung in ein lustiges Herrchen, auch das Theater wieder in Gnaden aufgenommen und sogar einen Musentempel errichtet, dürftig aussehend, aber innerlich von den Gestalten des classischen Dramas belebt. Ein Dalberg war Intendant, mit besserer Vorbedeutung des Namens als der Theaterdichter, genannt Schmieder. Großmann als Bühnendirector hatte aus den besten Gliedern verschiedener Gesellschaften ein tüchtiges Ensemble gebildet, dessen Darstellungen eine zeitlang mit Frankfurt wechselten.

Und hier im Parterre begegnen wir denn auch noch einmal dem mainzer Bürgerstande. Diese Classe der Be-

völkerung war nun besser daran als vor Emmerich Joseph's Regierung. Weitzel*) bezeugt, wie leicht es dem Bürger fiel, sich und die Seinigen ohne besondere Anstrengung zu ernähren. „Der Hof, der Adel, die zahlreiche Geistlichkeit, die es sich Alle bequem und angenehm zu machen wußten, die verschiedenen Collegien der Verwaltung, die Universität, das Militär setzten ein schönes Geld in Umlauf und gaben Jedem, der beschäftigt sein wollte, ein gemächliches Auskommen. Ueberdies war die Stadt von vielen Lasten frei, die auf dem Lande lagen. Im geselligen Umgang herrschte wenig Zwang. Ein fröhliches Wohlleben war allgemein verbreitet, und die angeborene Offenheit, das sorglose Wesen des Rheinländers wie die herrliche Natur, die ihn umgibt, unterhielten eine rege Bewegung in Lust und Freude."

Die Signatur der geistlichen Hirtenschaft, die geistige Unmündigkeit und Unfreiheit im Denken und Handeln, saß freilich noch als Kennzeichen auf dieser Wolle der Wohlhabenheit; aber in dem Maße als diese wuchs, verblaßten jene Zeichen. Dicker und deutlicher haftete diese Theerschrift an der Landbevölkerung, die freilich auch mehr geschoren ward.

Herrschte dennoch ein Misbehagen auch unter jenen Wohllebenden, so lag es vielleicht mit darin, daß der Wohlstand zu mühelos gefunden ward. Der Genuß stand

*) „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (zwei Bände.).

nicht im Gleichgewicht mit der Thätigkeit, ihn zu verdienen. Mainz war ein übersättigtes Haus noch immer ohne eigentlichen Weltverkehr. — Doch ging freilich auch in weitern deutschen Kreisen eine schwüle, ahnungsvolle, umhersuchende Unruhe der großen Erschütterung voraus, die so nahe und drohend bevorstand.

Häuslichkeit und Weltweisheit.

In diesen eigenthümlich bestellten Boden, in dies wundersam gemischte Klima wurde Forster verpflanzt. Was wird hier aus ihm werden, wie wird er gedeihen? Er, der auf seiner frühen Weltfahrt nicht blos eine Krankheit empfangen, die ihn auf sein ganzes Leben reizbar für jeden Wechsel der Atmosphäre gemacht hat, sondern dessen Geist und Herz auch empfänglicher für alle Einflüsse des Weltlebens auf das öffentliche Wohl der Völker geworden sind.

Forster wurde, wie manche Fruchtbäume, im Herbste versetzt. Am 27. September 1788 Abends 11 Uhr traf er zu Frankfurt im Weidenhof ein. Mit den Seinigen hier auszuruhen kündigte er sich auf ein paar Tage später bei Sömmerring zum Mittagsessen an. Legationssecretär Huber, der ihn aufsuchte, scheint eigens von Mainz herübergekommen zu sein, die Familie zu begrüßen. Er war, wie er kurz vorher einem Freunde geschrieben, auf den Umgang mit Forster, besonders auch auf Theresen, die viel Geist haben sollte, sehr gespannt. Und da in

der Regel die Absicht, „mit gewissen Menschen einen Umgang zu stiften“, ihn etwas unsicher machte und in weniger vortheilhafter Gestalt sehen ließ, so bezeigte er sich nachher gegen denselben Freund doppelt vergnügt, bei diesem Besuche nichts gefunden zu haben, „was seine Hoffnung störte“.

Forster brachte zur Miterziehung neben seinem Röschen eine kleine Schwägerin aus seines Schwiegervaters zweiter Ehe, — Jeanettchen Heyne mit. Unter seiner häuslichen Einrichtung zu Anfang October belebte ihn aufs neue die freudige Zuversicht, daß der literarische und häusliche, der öffentliche und Privatmensch in ihm sich in Mainz besser als im wilden unholden Lithauen, im steifen, ungeselligen Göttingen befinden werde. Hier an demselben Prachtbande des Rheinstroms, das an Jacobi's düsseldorfer Wohnung vorüber wässerte, überkam ihn die lebhafteste Erinnerung an seine erste Einkehr in jenem glücklichen Hause, und die alte warme Verehrung erneuerte sich in seinem gerührten Herzen. Mit dem Freund an Einem Flusse zu wohnen, schien ihm eine Art von elektrischer Communication, weil das Wasser ein guter Conductor sei. Und so ließ ihn der verbindende Strom auch ein baldiges Wiedersehen hoffen, in welcher Erwartung er einstweilen den erschlafften Briefwechsel wieder anzog. — „Wie auch das Schicksal mich umhergeworfen“, schrieb er in den ersten Octobertagen, „fühle ich doch, daß ich in der Wurzel noch immer Derselbe bin, den Sie in Düsseldorf und Kassel kannten, und solange auch unsere Correspondenz geruht hat, war doch meine Liebe und Verehrung unverändert.“

Ein Glück für Forster, daß gemüthliche Erinnerung sich so früh als Hausgenossin mit einfand! Sie beseelte sein mainzer Leben, das bald genug still und einsam zu werden aussah. Mit dem Adel, der hier aus verschiedenen Provinzen des Reichs zusammenfloß, war, wie wir schon gehört, kein Umgang zu pflegen. Zwar in Dalberg's Umgebung wurde mit weimarer Sympathien und mit der Einsicht in die vorausgeschrittene norddeutsche Bildung protestantische Vorliebe gehegt, oder wenigstens ausgehängt, und man schätzte Literatur und Literaten; allein des Coadjutors Anhang war klein und durch Standes- und Hofrücksichten beengt. Dabei lag es nicht in Forster's Art, seine Person gesellschaftlich vorzudrängen, oder sich auch nur, etwa durch naturwissenschaftliche Vorträge, dem jungen, für Bildung bestrebten Adel zu nähern, und so mit der Hofwelt in Verbindung zu kommen.

In den bürgerlichen, rein mainzer Kreisen fand die Berufung protestantischer Professoren sowenig Beifall, daß manche böswillige Aeußerungen bis zu Forster's Ohr kamen. Und da es dem Mittelstand an aller Bildung fehlte, so milderte sich auch der katholische Eifer nicht an der persönlichen Geltung wissenschaftlich oder literarisch anerkannter Männer. Blos die fremden Gesandten aus Dresden, Berlin, Hannover und dem Haag pflegten ausgezeichnete Talente in ihre weltgebildeten Kreise zu ziehen, um sie auch durch Kunst und Wissenschaft zu bereichern und zu verschönern.

So beschränkte sich des Weltumseglers Haus sehr bald auf wenige Freunde, die sich Abends zu heiterer und geistreicher Unterhaltung an Theresens Theetisch einfanden.

Forster hatte eine Vorliebe für den Thee; sodaß ihm auch das bei den Herrnhutern statt der Liebesmahle der ersten Christen eingeführte gemeinschaftliche Theetrinken ehrwürdig erschien. — Eigentlich war aber auch etwas Exclusives um diese Abende; indem sie wenigstens das Ansehen gewannen, als beabsichtige man nur, sich durch den Ton der Unterhaltung, durch die Gegenstände des Gesprächs und die einfache Bewirthung vor den mainzer Kreisen schärfer abzuschneiden, oder doch sich als abgeschnitten zu empfinden. Theresens Geschmack und Oekonomie thaten das Ihrige dazu, indem sie mit ihrem Manne sich von der mainzer Tafel und den mainzer Landpartien gleich anfangs zurückzog.

Doch erfrischten durchreisende Fremde, auch fremder Nationen, nicht selten den abgeschlossenen Kreis und erquickten durch ihre Anerkennung Forster's Selbstvertrauen, das nicht immer der äußern Stütze entbehren mochte. Der Ruf seiner Weltfahrt, der sonst so angezogen hatte, fing in Deutschland an zu verduften; jene Blüte aus der Südsee fiel ins Abwelken; während die Reife seines Geistes und seiner Gesinnung sich erst verschloß, um bald in seinem gelungensten Werke und in seiner kühnsten That zur Erscheinung durchzubrechen.

Sein Amt hatte Forster alsbald angetreten; es gab ihm aber wenig zu thun. Die Bibliothek lag eigentlich im Staube, indem es an geeignetem Raume, sie brauchbar aufzustellen, fehlte. Die Universität entbehrte gar sehr dieser Bücher, aber auch des nöthigen Geldes zur Einrichtung irgendeines der vorhandenen Gebäude, und selbst über ein solches wurde man nicht einig. Der Coadjutor

war gleich für die Jesuitenkirche; aber die Jesuitischen arbeiteten entgegen. Forster ließ es an Erinnerungen, an Vorstellungen und Klagen nicht fehlen; der Kurfürst gab ihm Recht; aber die Sache lag im Kampfe der Parteien, die sich hier für die Einrichtung der Bibliothek, dort für die Herstellung eines Hospitals stritten. Die Miswollenden, an denen es für diesen Gegenstand auch nicht fehlte, unterhielten insgeheim diese Widersprüche; wodurch sie am einfachsten ihre eigene Absicht erreichten, nämlich den an geistlichen Höfen besonders beliebten alten Zustand, den Statusquo, zu erhalten.

Forster benutzte die Zeit zu literarischen Arbeiten. Schon Anfang November war er früh von 5—7 Uhr eifrig an der Uebersetzung der für die Kenntniß des Menschen so interessanten Geschichte des Schiffbruchs einiger Engländer auf den Pelewsinseln. So kreuzte er nun wenigstens mit der übersetzenden Feder in der Nähe jener Philippinen, nach denen er zu steuern früher abgelehnt hatte. Weiter beschäftigte ihn eine vollständige Geographie der Südseeinseln, die alles Alte und Neue, was zwischen China und Peru je entdeckt worden, zusammenfassen sollte. Auch dachte er im Laufe des Winters die in Magazinen und Mercuren zerstreuten kleinen Aufsätze verbessert in einem Bändchen zusammenzustellen. Dies und die Uebersetzung der Pelewsinseln sollten zu Ostern fertig sein.

Zu einer verzweifelten Arbeit, die auf den Tag geliefert werden mußte, hatte ihn gleich anfangs Archenholz durch das Verlangen veranlaßt, zu dem neuen Unternehmen britischer Annalen vom Jahre 1788 einen Abschnitt

über englische Literatur und Kunst auf fünf Bogen zu liefern. Ohne Materialien, wie Forster seinem Jacobi bekannte, ließ er sich darauf ein, und sah sich so auf einmal — „den zünftigen Schriftstellern angehörig, die da Waare für Geld liefern". Mit diesem Kopfschütteln über sich selbst schrieb er die Abhandlung.

In diesem doch immerhin geist= und stoffreichen Aufsatze („Sämmtliche Schriften", Bd. 5) bewegt sich der Autor allerdings hauptsächlich in allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der wissenschaftlichen Fortschritte eines Volks mit seinen politischen und sittlichen Verhältnissen; über die Triebkraft einer lebenden Sprache in neuen Wörtern; über die Ephemeren von Ausdrücken wechselnden Luxus bei gesitteten und üppigen Nationen; über die Wandlungen und Fortschritte des Stils und der Gestalt wissenschaftlicher Kenntnisse; über die Beförderungsmittel der Literatur durch Reichthum, Anstalten und Stiftungen. Doch geht er auch auf einzelne poetische und wissenschaftliche Leistungen ein, und verräth jedenfalls, wie aufmerksam er bisher dem Gange des geistigen Lebens in England, auch ohne Absicht auf seine Arbeit, gefolgt war. Dennoch blieb ihm die Art und Weise, wie er dieselbe übernommen und gestellt hatte, sehr drückend. So unwandelbar zeigte sich der Magnet seines auf das Edle und Geistesfreie gerichteten Gefühls, daß die frühen Abweichungen der Knabenfeder und die spätern Inclinationen des literarischen Erwerbs ihn doch nicht zum eigentlichen Lohnarbeiter verkehren konnten. Wie aber Forster's Seele, wenn sie aus tiefem Mismuthe sich erhob, leicht das

dunkle Gebiet seines Lebensverhängnisses anstreifte, so gilt uns dies auch jetzt, wenn er nach jenem Bekenntnisse gegen Jacobi seine Stimmung ausspricht. — „Ich habe meine Stunden", schrieb er, „wo ich mir es wünsche, gar nicht schreiben zu dürfen; es ist mir des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt, und unter dem Wust geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, sondern um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, müß man das Gepräge der Zeit darauf stempeln, welches nicht immer das schönste ist."

Werden wir ihn demnach so leicht verdammen dürfen, wenn eine Weltbewegung ihn zum Handeln mit sich fortreißt, dahin, wo Recht und Unglück, Noth und Irrthum sich der prüfenden Vernunft, der abwägenden Klugheit entziehen? — Wie rührend, wenn er sich anklagt, nicht den zehnten Theil von Dem zu wissen, was man wissen müßte, um schreiben zu dürfen! Indem er aber bedenkt, daß von Denen, die da schreiben, Hunderte es noch weniger dürften, beruhigt er sich durch eine umfassende Ansicht in seiner Weise. „Das Jahrhundert, wie das Menschengeschlecht überhaupt, rückt nicht vorwärts in einem regelmäßigen Schritte, sondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geschlagen, geworfen, gestoßen, gestreift, berührt, und alle diese verschiedenen kleinen und großen Impulsionen treiben ihn fort. — Mein Scherflein muß doch beigetragen werden. Nun kommen noch die Pflichten des engern häuslichen Kreises hinzu, und so steht der complete Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, und ich muß hinzufügen, deutscher Nation, denn diese Species ist sehr auszeichnend, vor uns da!" —

Wenn Forster bei allem Reichthume seines umfassenden und lebendigen Wissens doch die Lücken desselben beklagte, so lag darin keine falsche, aber auch keine faule Bescheidenheit; denn er strebte mitten im Drange seiner Pflichten und Arbeiten sich durch neue Studien zu ergänzen. Und da stieß er denn vor allem auf einen specifisch deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, dessen Feder nicht durch enge häusliche Sorgen bestimmt wurde, sondern der zu einer wahren Weltbewegung in der Wissenschaft damals eben den Anstoß gegeben hatte.

Kant, seit acht Jahren mit seiner „Kritik der reinen Vernunft" hervorgetreten, steuerte gleich einem Weltumsegler mit philosophischem Kiel im unermeßlichen Gebiete der Gedanken, um die Grenzen des festen Landes gegen das Uebersinnliche zu entdecken und zu chartiren. Viel umfassender, als die Revolution zu Ende desselben Jahrzehnds die Volksrechte gegen das absolute Königthum der Geburt von Gottes Gnaden bestimmte und bestätigte, hatte er die demokratischen Ansprüche der Erfahrung gegen die sogenannten angeborenen Ideen nachgewiesen. Die großen, neuen Gedanken, die ungewohnte Richtung eines eigenthümlichen Geistes, nachdem sie in schwerfälliger, schulgemäßer Trockenheit erst Befremden und dann Widerspruch erregt hatten, fingen allmälig an in alle Wissensgebiete einzudringen und alle Wissenschaften, die exacten wie die theologischen, umzugestalten. Denn sogar die Naturwissenschaften, diesseit der Grenze der Philosophie, gewannen durch Kant die Anerkennung eines Vorrechts der Erfahrung gegen den seitherigen Einfluß mancher alten metaphysischen Vorurtheile.

Auch Forster, früher der Speculation abgeneigt, sah jetzt ein, daß er der neuen philosophischen Strömung sich nicht entziehen könne. Es war die von Kant angeregte, und er ließ sich darin auch nicht durch Urtheile, wie z. B. Heyne's, irre machen. Dieser fand nur die Kunstsprache, den philosophischen „Jargon" Kant's neu, sonst aber „nichts in dieser Philosophie aufgestellt, was nicht der Bonsens einem Jeden, der ohne Brille sah, längst gelehrt hätte".

Wie richtig trifft hier Goethe's Bemerkung, „daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen".

Forster gab sich den Winter viel mit Jacobi's Schriften ab, besonders mit dessen „David Hume über den Glauben", und bekannte dem Freunde „seine Unwissenheit und seinen Unverstand" in philosophischen Dingen, und wie er auch in seinem frühern Streite gegen Kant in Betreff der Menschenracen, zum Theil eben aus Mangel an philosophischen Vorkenntnissen, manche Blöße gegeben habe. „Mein nächstes Studium", schrieb er, „wenn ich Muße gewinnen kann, soll sein die Kantische Philosophie, mit der ich gar gern auf dem Reinen wäre. Noch kenne ich sie nur, so zu reden, durch den dritten Mann, nämlich nach Sulzer's und Reinhold's Darlegung, und sehe einstweilen nur soviel ein, daß der Mann eigentlich noch keinen Widersacher gefunden hat, der ihm gewachsen wäre.

Sie gehen Alle um den Brei und fürchten sich vor dem Verbrennen."

Er charakterisirt dann kurz und treffend die damaligen Gegner Kant's und ihre Schwächen, — den gar lieben Mann Eberhard, Feder'n, der Kant's Schuhriemen nicht auflöst, Meiners, der nur polternd seinen ungeheuern Collectaneensack von Cruditäten ins Publicum ausleert, ja Herder'n, dessen Göttin Phantasie ein hübsches Kind ist, das man küssen und dem man wider bessere Ueberzeugung den Willen thun muß. Jacobi's Angriffe gegen Kant waren Forster'n sehr einleuchtend, wie denn so glänzende und geistreiche Ansichten, ansprechend in der Schreibart und das Gefühl angehend, sich bei Nichtphilosophen sehr angenehm machten. In mehren Briefen aus dem Januar 1789 entwickelt unser angehender Kantianer flüchtige, aber tüchtige Gedanken über Raum und Zeit, über die Idee Gottes und die verschiedenen Volksansichten von Gott, über Freiheit und Nothwendigkeit u. dergl. An diesen Fragen damaligen Forschens suchte sein speculatives Talent die ersten Sporen zu verdienen, ohne doch mit seinen ganz braven Sätzen über Jacobi's Dilettantismus hinauszusprengen; wie er es denn diesem Freunde als große Leistung anrechnet, daß dessen Philosophie der Empfindung zurückgegeben, was die Denkkraft usurpirt habe.

Wenn nun auch zu dieser neuen Gedankenrichtung Jacobi's Schriften die äußere Anregung gaben, so erscheint diese speculative Theilnahme doch nichtsdestoweniger als ein Bedürfniß für des Freundes innere Geistesreife. Er mag dies auch selbst anerkannt haben, als er an Jacobi

schrieb: „Sie müssen nur bedenken, daß ich über dreißig Jahre alt war, ehe ich ein Compendium der Logik in die Hände bekam, und nun mußte ich zu gleicher Zeit meine Vorlesungen lateinisch ausarbeiten, Polnisch lernen, eine andere Wirthschaft, einen Haushalt in Lithauen anfangen, ein Weib nehmen u. s. w.; da kommt man wol in der praktischen Philosophie weiter, aber nicht so leicht in der Speculation."

Nun getraut er sich auch nicht mehr wie früher die Metaphysik als unnütz, zeitverderblich und unfruchtbar zu verwerfen; dennoch hält sie der praktische Mann als bloße Abrichtung der Geisteskräfte für ziemlich entbehrlich im Leben, und wirft ihr als das Schlimmste vor, sie gewöhne den Geist zu sehr an entfernte, Alles umfassende Gesichtspunkte, daß man sich hernach zu den gewöhnlichen Verhältnissen des Daseins unter unserm Monde ordentlich herablassen müsse.

Mit diesem treuen Herzen für das wirkliche Menschenleben bewahrte sich Forster denn auch wieder seine Freiheit gegen die Speculation, die bereits anfing die vornehmen Geister mehr und mehr an sich zu locken. Wie gegen jeden Despotismus sprach er sich aufs nachdrücklichste auch gegen jede Tyrannei allgütiger Principien aus.

Freiheit.

Mit dem Aufgange des Rhein zu Anfang Februar 1789, mit den abziehenden Gewässern, die bis zur Mauer des Favoritegartens angeschwollen waren, schöpfte Forster Frühlingsaussichten. Er ging muthig an den Realkatalog der Bibliothek, dem er täglich vier Stunden widmete, in der Hoffnung, die Masse des Unbrauchbaren herauszuscheiden. Er rechnete auf das dereinstige Erbarmen des Coadjutors; denn der Kurfürst selbst schien bereits an seinen großen Unternehmungen Verdruß zu finden; auch die Universität entsprach seinen Erwartungen nicht und er hörte nicht einmal mehr gern von ihr sprechen. Bentzel war gestorben, und seitdem fand sich keine Seele, die ihn bei seinem besten Willen unterstützt hätte. Dieser großgesinnte Curator, bei der Einrichtung der Hochschule und mit der Anzahl der bestellten Professoren weit über seine Mittel hinausgegangen, hatte sich zuletzt wegen der Fonds im Widerspruche mit der Administration gesehen, die nur sein Werk ins Stocken zu bringen bestrebt war. Sein *letztes Mittel*, die fehlenden Fonds durch weitere Aufhebung

von Klöstern zu beschaffen, war nicht mehr durchzusetzen gewesen. Und nachdem das Geld anfangs an Nebendinge verschleudert, Manches auch veruntreut worden war, hielt es die unzufriedene Administration für angemessen, die Universität zu tyrannisiren und die Bibliothek für die begangenen Fehler büßen zu lassen. So erreichte, nach Forster's Ansicht, die Partei der Uebelwollenden ihren Zweck, Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Aufklärung zu hemmen und die berufenen fremden Professoren auf alle Weise zu behindern und in falsches Licht zu setzen.

Mit der aufgehenden Witterung empfand Forster auch bald die Nachwirkung seines versessenen Winterfleißes durch Schnupfen und Schlaflosigkeit. Kälte war sein Tod, wie er sagte, und Nässe lähmte seine körperlichen und geistigen Kräfte. Indem er sich nun seiner Verstimmung überließ, verglich er sich — jetzt so lahmen, unbeholfenen Geistes — mit jenen Menschen — „bei denen die Ideen ein eigenes Leben haben, immer unaufgerufen, von selbst im Kopf herumspuken, sich kreuzen, anstoßen, widereinanderrennen, sich gatten und junge Ideen hecken, kurz, einen regen lebendigen Verkehr bilden und in einem beständigen Streben sind auszufließen oder auszuströmen". Solche Beweglichkeit vermißte er an seinen Ideen; er mußte sie aufstöbern, aus ihren Schlupfwinkeln heraustreiben, und wenn er sie aneinanderreihen wollte, äußerten sie keine Zuneigung zueinander, waren auch und blieben unfruchtbar. Er schrieb es der Zähigkeit seines Gehirns zu, und empfand einen niederdrückenden Mismuth darüber. Er konnte eine Sache, die er behandelte, nie im ganzen Zusammenhange, im Detail übersehen,

und alle Operationen seines Gehirns gingen nicht über die zweite oder dritte Schlußverbindung hinaus. Dabei wollte er wahrgenommen haben, daß es mit der Kopfthätigkeit gerade bei einigem Unwohlsein noch am besten ginge, daß ein kränklicher Nervenreiz seinem Geiste behülflich wäre, wenn auch auf die Gefahr hin, daß seine Gesundheit sich dadurch verschlimmere.*) Dieser Kampf zwischen Geist und Körper war ihm nicht recht. Der Geist sollte herrschen, erschien aber für ihn nur als der Gegner des Genusses; sodaß er ein mechanisches, instinctmäßiges Hinleben, von Denken nur aufs flüchtigste durchwürzt, für sich am meisten zusagend fand. Der Genuß aber, dem ja in seiner unüberlegenden Hingebung Raum und Zeit verschwanden, erschien ihm schon dadurch als der höhere Zustand des Menschen, als ein Zustand ursprünglicher Vereinigung, die eben nur durch das Alles trennende Bewußtsein und durch das Gefühl der Persönlichkeit gestört und aufgehoben werde. Daher galt ihm die Persönlichkeit, als auf Einschränkung beruhend, für das Ungöttliche am Menschen, dessen Unvollkommenheit eben darin läge, daß er nur mit und durch Persönlichkeit genießen könne. Mit dieser Ansicht berief er

*) Aber auch auf die Gefahr hin, daß seine Gedanken ein kränkelndes Aussehen annehmen. Wenigstens scheint das ganze vorliegende Raisonnement über Geist und Materie etwas von der körperlichen Verstimmung bedingt, in welcher Forster sich zwischen materialistischen und pantheistischen Anschauungen fieberhaft schaukelt. D. Verf.

sich auf jene frommen Schwärmer aller Jahrhunderte, welche die Seligkeit in den Zustand der in die Gottheit aufgelösten Selbstigkeit setzten, wie denn auch Christus von der Gottheit keinen reinern Begriff als den der Alles in sich auflösenden Liebe gegeben habe.

So finden wir Forster'n auf dem Höhepunkte seines Lebens, da sein nach Ausbreitung strebender Geist sich durch körperliches Leiden so oft gehemmt fühlte, mit der Urfrage nach dem Verhältnisse von Geist und Materie beschäftigt, und angetrieben, diesen Dualismus zu lösen. Er konnte vom Intellectuellen ausgehend die Materie, — von dieser als etwas Realem aus, das Unkörperliche nicht begreifen, dennoch aber auch zwei getrennte Welten, des Geistes und des Stoffes, und ihr Zusammenwirken nicht verstehen. Hier lag ihm der alte Streit, den Niemand entscheiden könne. Und allerdings ist es dieselbe Streitfrage, die heute wieder, auf übereilte Schlüsse jüngerer Naturforscher, die denkenden Geister beschäftigt. Eines nur fiel Forster'n immer wieder auf, wie man bei kränklichem Befinden mehr als bei gedeihlichem Körper zum Denken aufgelegt sei. Es ist dieselbe merkwürdige Erscheinung, die uns die Geschichte von den großen, altindischen und christlichen Büßern überliefert, die durch „Abtödtung" des Leibes die Tiefe, Helle und Lebendigkeit des Bewußtseins steigerten, statt sie abzuschwächen. Eine humoristische Laune wandelte Forster'n darüber an. „Ihr habt es gut, ihr dürren Herren!" ruft er aus. „Ihr waret ja von jeher auch die scharfsinnigsten Denker; euer Geist fliegt mit euerm Minimum von Materie davon, als ob es nichts wäre. Aber wartet nur, ich werde

auch noch die Zeit erleben, wo ich das überflüssige Phlegma verdünsten und ganz absetzen werde; dann wollen wir sehen!" —

Doch der warme, feierliche Ernst des Herzens schlägt bei Forster'n stets vor. Von dem verdrießlichen Widerspruche zwischen Wohlsein und Denken erhebt er sich über die Räthsel von Geist und Materie, Bewußtsein und Genuß, Liebe und Leben, in der menschlichen Persönlichkeit verbunden und beschränkt, zur Frage der Unsterblichkeit. Und indem er überlegt, daß Raum und Zeit, nach Kantischer Darstellung, nur als unsere bedingte Existenz, nicht aber an sich selbst vorhanden sind, daß mithin die Aufeinanderfolge der Dinge in der Erscheinungswelt wirklich bloßer Schein, und nur auf die Dauer unserer persönlichen, d. h. eingeschränkten Existenz gültig ist, läuft ihm die Frage der Unsterblichkeit auf ein bloßes Wortspiel hinaus. — „Nehmt doch nur die Einschränkung hinweg", ruft er, „und ihr seid wieder in dem ursprünglichen freien, unbeschränkten, vollkommenen Dasein einer Allgemeinschaft; Alles löst sich aus seiner scheinbaren Absonderlichkeit in einem unendlichen Dasein auf. — — — Darum aber auch kein Grübeln und kein Streiten über jenes uns unerfaßliche Ewige und sogenannte Uebersinnliche." „Freiheit!" ruft er dann aus, „grenzenlose Freiheit in Allem, was über das in erfahrungsgemäßer Anschauung des Objectiven Gegebene hinausgeht. Jeder wähle sich seinen Weg, ohne daß es auf seine politischen Verhältnisse Einfluß habe; Jeder glaube sowenig oder soviel er kann; Jeder sage frei und ohne Furcht, was er glaubt; Keiner freue sich blos der Dul=

dung, sondern Jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was sein ganzes Wesen mit sich bringt; nur Der sei ausgeschlossen von unserm Bunde, der auf alleinseligmachendem Wege zu gehen und das compelle intrare (Bekenntnißzwang) zu misbrauchen sich untersteht, denn er ist der Feind Aller, und deswegen sei Jedermanns Hand wider ihn!“

Da haben wir wieder unsern alten, seelengesunden Forster, der nie herrlicher ist, als wenn er die tropischen Früchte seiner freien und weiten Gedanken in die abständigen, dumpfigen Verhältnisse unsers bürgerlichen Lebens bringt und zur Erfrischung darbietet. Nichts ist diesem edeln Herzen so zuwider als jedweder Despotismus im Glauben wie im Wissen und Wollen, jede „certaine Science, sie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin“. —

Von seinen Verstimmungen suchte Forster immer noch gern sich durch einen kürzern oder weitern Ausflug in die Welt wiederherzustellen. Jetzt benutzte er die Osterferien im April zu einem Besuche Jacobi's in Pempelfort. Therese und Sömmerring begleiteten ihn. Sie brachten dort bei leidlichem Frühlingswetter neun vergnügte Tage zu. Forster wäre gern länger geblieben, zumal er sich in den letzten Tagen heimlich unwohl fühlte; allein der Kurfürst hatte ihm in einer Geschäftsaudienz die Ferienzeit auf vierzehn Tage beschränkt, nur, wie der unwillige Freund meinte, um den Herrn de mauvaise grace zu spielen; wie denn auch die vorbestimmte Sitzung in Bibliotheksangelegenheit hernach wirklich nicht gehalten wurde.

Die Liebenswürdigkeit Jacobi's nahm Forster'n immer

wieder ein, so oft ihn auch irgendeine Schrift oder eine absprechende Ansicht desselben verdrossen hatte. Ja, bei einer brieflichen Misdeutung, die Forster'n aufs tiefste kränkte, kam er nach jenem Besuche dem aristokratischen Philosophen mit versöhnungbietender Hand entgegen; weil Verschiedenheit der Meinungen die Freundschaft nicht stören dürfte, die ja sonst nicht eher möglich wäre, bis die Natur alle Individualität aufgehoben hätte. Auch Spinoza war diesmal kein Dorn gewesen; vielmehr hatten die um die Hälfte vermehrten Briefe Jacobi's über diesen ungläubigen Denker unsers Freundes Beifall in dem Grade, daß er sie für das Beste, was Jacobi geschrieben, und ihn selbst für den hellsten und tiefsten Denker erklärte, der mit Wärme und Richtigkeit des Gefühls echte Billigkeit verbinde, die von Keinem mehr als Consequenz in seinem Denken fodere. Aber auch als Mensch erschien ihm Jacobi unvergleichlich.

Für heitern, wohlthuenden Verkehr der Menschen blieb Forster in jeder Lebenslage gestimmt. Er beklagte daher des vereinsamenden Lichtenberg's moralische Verkümmerung und Müller's Enthaltsamkeit von Umgang und Zerstreuung. Dieser, mit des Kurfürsten Cabinetsgeschäften überladene und dabei auf seine geschichtlichen Studien versessene Mann war denn eben auch in seiner auffallenden und moralisch schwer beschuldigten Zurückgezogenheit bedenklich erkrankt. Der Kurfürst fand sich dadurch um so rathloser, als ein Gerücht von dem lebensgefährlichen Zustande Kaiser Joseph's sich verbreitete und den Erzkanzler des Reichs mit dringenden Wahlgeschäften bedrohte. Glücklicherweise war diese Besorgniß ebenso

voreilig, als das Gerede von Müller's Kränklichkeit übertrieben. Der Cabinetsrath erholte sich im Laufe des Sommers zum Verdruß der Mainzer, die ihm als Fremden und Protestanten das entschiedene Vertrauen des Kurfürsten misgönnten, und seine Talente nie lauter gepriesen hatten, als solange sie seines nahen Todes sich versahen. Dagegen hatte dieses Frühjahr doch aus Forster's Weltverbindungen einen berühmten Mann weggenommen, — Camper, der zum Leidwesen aller europäischen Naturforscher am 7. April, siebenundsechzig Jahre alt, im Haag gestorben war, wohin er vor zwei Jahren als Wirklicher Staatsrath von Franeker sich übergesiedelt hatte.

Inzwischen sollte das Unwohlsein, mit welchem Forster aus Pempelfort zurückgekehrt war, sich in der Gestalt von Schlaflosigkeit oder unruhigem Schlafe bis in den Sommer hinein erhalten. Daher nahm er im Juli mit seiner Familie auf vier Wochen einen ländlichen Aufenthalt in Eltwill, wo er sich denn auch, aller Ungunst des Sommers ungeachtet, durch Luft und Rheinbäder zu einem erfrischten, wieder schreibfertigen Menschen herstellte. Das Wetter dieses Sommers war kalt, wie im November rauh, und den im letzten Winter ersparten Regen nachbringend. Die Ernten fielen schlecht aus, und an Weinlese war nicht zu denken. Theuerung stand bevor und nahm in Frankreich bereits überhand.

Dennoch trieb nicht das Wetter den Freund früher, als er gewünscht hätte, sondern das Bibliothekgeschäft rief ihn zur Stadt. Die Sammlung auf der Karthause sollte gesondert und mit der städtischen vereinigt werden.

Zu einer Zusammenstellung der Dubletten war ihm ein Bodenraum angewiesen, auch die Herstellung einiger Repositorien auf dem alten Bibliotheksaale bewilligt worden. Diese blieben aber von der Universität aus Geldmangel unausgeführt, und Forster legte, um sich wenigstens vor Verantwortung zu wahren, seine Vorstellungen und Plane zu den Acten.

Auch damals schon pflegte die gute Jahreszeit einen Strom von Reisenden an den Rhein zu führen, und es fehlte daher auch in diesem Sommer dem Forster'schen Hause nicht an manchem Zuspruch. Graf Moltke kam mit Baggesen, diesem sanften und doch leidenschaftlichen Poeten, wie ihn Forster bezeichnete, auf ihrer Reise nach Italien über Mainz. Ihnen folgten für uns uninteressante Leute aus London und Mitau, und später trafen Wilhelm von Humboldt und Campe, Beide von Paris ein, voll von der dort ausgebrochenen Revolution. „Schön ist es zu sehen", war Forster's erster Gedanke bei diesem weltgeschichtlichen Vorgang, „was die Philosophie in den Köpfen gereift und dann im Staate zustande gebracht hat, ohne daß man ein Beispiel hätte, daß je eine so gänzliche Veränderung sowenig Blut und Verwüstung gekostet hätte. Also ist es doch der sicherste Weg, die Menschen über ihren wahren Vortheil und über ihre Rechte aufzuklären; dann gibt sich das Uebrige wie von selbst." —

Campe hielt sich nur einen halben Tag in Mainz auf, und Forster scheint mit ihm in einen lebhaften Streit über die damaligen Unterrichts- und Erziehungs-

grundsätze gerathen zu sein, mit denen er wenig einverstanden war. Sie schieden aber ohne einander verständigt zu haben, und ohne daß Forster sich über die Gunst, die das Publicum diesen Männern schenkte, zufrieden gab.

„Der gute Herr von Humboldt" verweilte aber fast den ganzen September und half, nachdem er sich „von der parisischen, nicht paradiesischen Freiheit auserzählt hatte, mit jugendlich warmem Gefühl bei so männlichem Geist und reifer vorurtheilsfreier Vernunft" dem mainzer Freundekreise das Leben würzen, das ohne solchen Zusatz wirklich insipid erscheine. Während dieses Aufenthalts nahm er an einer literarischen Fehde und Arbeit Forster's lebhaften Antheil.

Das Augustheft der „Berliner Monatschrift" hatte nämlich den abgedruckten Brief eines Beamten in Eltwill gebracht, worin der Witwe eines Protestanten der Rath ertheilt wurde, ihre Kinder katholisch zu erziehen. Biester, der Redacteur, erster Bibliothekar in Berlin und als Uebersetzer von Anacharsis' Reisen bekannt, ein für Aufklärung eifernder Mann, zog gegen den Proselytenmacher in einer so unberufenen Weise los, daß es Forster'n umsomehr empörte, als jener Beamte namhaft gemacht war. Ein solches Verfahren verschlug gegen des Freundes Begriff von der Freiheit im Denken und Glauben, die er überall dergestalt geachtet wissen wollte, daß irrige oder gemeinschädliche Lehren nur als solche widerlegt, niemals aber die Person eines Andersdenkenden als verächtlich oder sträflich angetastet würde. Was ihn aber

noch besonders bewog, sich des Angegriffenen anzunehmen, war der Umstand, daß er selbst mehre Wochen in Eltwill gewohnt hatte und in den Verdacht zu kommen fürchtete, auch er sei ein Spion der berliner Jesuitenriecher. Er schrieb daher nicht ohne Aufregung den Aufsatz über Proselytenmacherei („Sämmtliche Schriften", 5. Bd.), las ihn aber stückweise den Freunden Sömmerring und Humboldt vor, indem er auf der Stelle verbesserte, was denselben nicht bestimmt oder verclausulirt genug erschien. So ging denn die kleine Abhandlung an die Monatsschrift ab und erschien später abgedruckt.

Welche Bewandtniß es mit der von Forster in Schutz genommenen Sache hatte, erfuhr er umständlich erst im nächsten Frühjahre, als der Amtmann Bender in Eltwill ihm für seine Vertheidigung herzlich dankte und die eigenthümlichen Verhältnisse, unter welchen der fragliche Brief geschrieben worden, darlegte; da sich denn ein unmündiger junger Adeliger ergab, der sich durch Einsendung eines vor Jahren geschriebenen Briefes der Dankbarkeit für die ihm und seiner Familie von Bender erzeigten Dienste entledigt hatte.

Ein anderer Aufsatz: „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit", erschien im dritten Stücke des „Neuen deutschen Museum". Forster nannte es einen launigen Einfall, wie er darin nachgewiesen, daß ganze Völker dieselben Stufen der Bildung hinanzusteigen hätten, die den einzelnen Menschen vorgezeichnet seien. „Die Natur scheint anfänglich auch bei den Völkern nur für Erhaltung zu sorgen (muskularische Cultur); späterhin, wenn

sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, kommt die Zeit ihrer Vermehrung (spermatische Cultur); sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herrschaft und Genuß (heroische Stufe); endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron (sensitive Culturstufe).

Innere Sammlung.

So durfte Forster am Ende seines ersten mainzer Jahres sich gar wol seines Fleißes rühmen. Es war Manches zustande gekommen als Frucht jener ruhigen Seelenstimmung, die von keinem Weltverlangen gestört wurde und von keinem innern Misbehagen kränkelte. Wie schön erkannte er dies selbst, als er Anfang des Jahres 1790 an Heyne schrieb:

„Die Freude, die Meinigen vergnügt um mich zu sehen, der innere Umgang mit mir selbst, wobei ich merke, wieviel der immerwährende Zuwachs von Kenntnissen den Genuß des Daseins erhöht, indem man in sich selbst einen immer reinern Abdruck der äußern Welt gewahr wird, alle Verhältnisse sich immer mehr bestimmen und zu einem hellern Ganzen verbinden, — das und das Vergnügen, in einem unendlich kleinen Kreise doch auch etwas für das Ganze thun, einen gewissen Einfluß behaupten zu können, muß, dünkt mich, jeden thätigen Menschen überzeugen, daß keine Art von Existenz dieses Maß von Glück gewährt, dessen er in seiner Thätigkeit theilhaftig wird. —

Es gibt gewiß, wenngleich nicht für uns, einen höhern Gesichtspunkt, wo das Trivialste und gar nichts Scheinende als Bindungsmittel des Ganzen so wichtig ist wie das anscheinend Große."

Diese innige Zufriedenheit mit sich und seiner Lage hatte sich auch schon in der Zueignungsschrift ausgesprochen, womit er im vergangenen Sommer — „die Erstlinge seiner mainzer Nebenstunden" dem Kurfürsten öffentlich darbrachte. — „Es ist das Werk Ew. kurfürstlichen Gnaden", hieß es darin, — „daß ich in Deutschland zufrieden lebe, daß auf eine mühselige Jugend ein Zeitpunkt des stillen Genusses folgt, ehe noch des Lebens Werth dahin ist; daß mir eine wärmere Sonne scheint und die Natur schöner um mich lacht; endlich daß ich das Kostbarste, womit je ein Fürst einen Schriftsteller beglückte, die Zeit nach dem Maß meiner Kräfte dem Nutzen meiner Mitbürger widmen kann" u. s. w.

Da schienen jene Anwandlungen wieder überwunden, die er noch im November gegen Jacobi hatte lautwerden lassen: „Mein Kopf ist leer, ich weiß der Welt nichts Eigenes mehr zu sagen", schrieb er. „Wer doch auch nach Italien oder nach England oder nach Spanien oder noch weiterhin, wo nur irgend Neues zu sehen ist, reisen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was Einem durch die zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt. Die armseligen vierundzwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in diesen Tagen fünfunddreißig Jahre alt, die beste, weit die beste

Hälfte des Lebens ist dahin, und mir wie unnütz verflossen! Ich wende mich weg von dieser Ansicht."

Zwei sehr abweichende Stimmungen wechseln oft nur allzu rasch in Forster's Seele, — eine enthusiastische, in welcher er seine herrlichsten, erhebendsten Anschauungen ausströmt, und eine mismuthige, mit welcher er leicht auf öde, trostlose Gedanken fällt. Seine wahren Verehrer sind es nicht, die gerade in diesen Aeußerungen des Verdrusses seine hohe Bedeutung finden wollen. Diesmal kam seine Verstimmung aus unbefriedigter Reiselust. Jacobi suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm mit feinem Wink andeutete, woher Einem, ohne zu reisen, noch gar Manches durch die zwei kleinen Oeffnungen der Pupille zugehen könne. — „Es grämt mich mehr, als ich es Ihnen sagen kann", schrieb er, „daß Sie das Leben mit Uebersetzen und Compiliren versauern müssen. An Ihrer Lust zu reisen nehme ich weniger Antheil. Lesen Sie den Homer, den Sophokles, den Herodot, den Plato, und Sie gewinnen wahrlich mehr dabei als bei einer Wanderung durch Spanien oder Welschland."

Freilich brachte er dadurch Forster'n nur auf einen andern Gegenstand seiner Unbefriedigtheit. Der Freund beklagte eben seine mangelhafte Kenntniß der Alten, um erst ein rechter Schriftsteller zu werden. Dann würde ihm Alles sanft und reichlich hervorströmen, was er jetzt aus sich herausreißen müßte; es würde mehr ein Ganzes bilden, mehr individuell bei aller Allgemeinheit sein können. Und indem er sich von nichts mehr anekeln ließ als von seiner jetzigen literarischen Existenz und Abhängigkeit von Buchhändlern, vom guten Wetter, von einer

guten Verdauung und einer heitern Phantasie: kam ihm auch sein geringes schriftstellerisches Glück in den Sinn. Er verstand darunter einen einträglichen Absatz seiner Schriften; denn die Anerkennung, der Beifall denkender Männer und gebildeter Kreise ging ihm durchaus nicht ab. Lichtenberg z. B. wurde nie wärmer als in der Anerkennung seines herrlichen Freundes. Er, der Einsamverkümmernde, der aus Geiz mit Briefen geizte, hatte um diese Zeit wieder einmal — mit Gelegenheit eines Reisenden, geschrieben und bewunderte an Forster's Aufsätzen „den geraden, immer gleich starken Strich, der ihn wie der Gang eines schönen Mädchens entzücke", ihn, dem so etwas schlechterdings versagt sei. Aber Forster konnte leider! gerade die baaren Abfälle der schriftstellerischen Feder nicht außer Absicht lassen, und diese Gewinnste wurden von „Schmierern" bezogen, — von Campe mit seinem „Väterlichen Rath", von Meißner mit seinen „Skizzen", von Salzmann mit seinem „Karl von Karlsberg". Die Fortsetzung dieses breiten Romans wurde mit 5 Louisd'or per Bogen gesucht, und Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein" hatte dem Verfasser 12,000 Thaler eingetragen. —

An einem reifenden Obste bemerkt man, wie gerade die Sonnen- und Wetterseite seines Hanges sich am lieblichsten bräunt und röthet. Von dieser Seite, sozusagen, erkannte Vater Heyne Forster's innere Reife mit Zufriedenheit an. Allerdings traf es eben jene Seite des thätigen Lebens, von welcher Forster dem Schwiegervater manche Sorge gemacht haben mochte. Wenn wir den gelehrten Alten selbst in literarischen Dingen, wie z. B. über

Kant's Bedeutung, von sehr befangenem Urtheil finden, wieviel leichter mögen wir begreifen, daß er Forster'n in dessen großartigem Thun und Lassen da nicht immer richtig erfaßte, wo sich seine sonst warme Liebe für den edeln Schwiegersohn durch einige väterliche Sorge trübte! Umsomehr mag es ihm von Herzen gegangen sein, als er Forster'n schreiben konnte:

„Daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit suchen, freuet mich. Allmälig, sehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man sich so gern verstrickt, als müßten wir Alle in das Große, in das Ganze wirken, sonst hätten wir Ursache misvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu sein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen sichtbarern Beweis von Schwäche als ebendieselbe. — — Ein kranker Mismuth, daß ich auf keinem höhern Posten stehe, führt zu nichts als nur dahin, daß ich auch den eingeschränkten Kreis schlecht ausfülle; und ein höherer Geist — wie muß der nicht meiner kleinen unanständigen Eitelkeit spotten!“ — —

Nun aber gerade in der Zeit, als Forster sich innerhalb seiner ruhigen Wände zu befriedigen anfing, wurde die Welt um ihn her unruhig und drohte den Mann herauszufodern, der eine Weile aufgehört hatte nach ihr zu streben. Alles war auf das revolutionäre Paris gespannt. Forster selbst sah zuerst noch mit gelassenem Wohlgefallen dieser wachsenden Bewegung zu, in deren Springfluten, von ihm ungeahnt, das Verhängniß seines Lebens mitwogte.

Viel zahlreicher als Diejenigen, die Forster's Geschick

beklagten, waren stets Jene, die ihn schwer beschuldigten. Wir müssen daher seiner Theilnahme an der Revolution Schritt vor Schritt folgen. Die Fährte seiner Hingebung zieht durch seine Briefe, rein ausgedrückt; denn hat Forster irgendetwas ohne Voraussetzung oder Vorausberechnung geschrieben, so sind es jene Ergüsse, in denen sich jede wechselnde Seelenstimmung so frisch wie unvergänglich wittern läßt. Die Französische Revolution fand ihn auf einem Höhepunkte der Betrachtung, der kein Ausgangspunkt demokratischer Betheiligung zu werden pflegt. Was möchte ihn wol in seiner jetzigen Lage zu revolutionären Unternehmungen treiben?

Zu jener Zeit hatte er keine politische Correspondenz. Scheu vor allem Ordenswesen, hielt er sich auch von allen politischen Verbindungen zurück, wenn etwas derart irgendwo bestand. Seine Lebensgewohnheiten und Neigungen wichen dem Leben und Treiben der untersten Volksclassen eher aus, als daß sie es aufgesucht hätten; während seine Arbeiten die Gunst der Herrschenden, seine Absichten die Wege weitaussehender Unternehmungen suchten. Soweit entfernt stand anfänglich der Freund von allem Revolutionären. Er versprach sich nicht einmal so Außerordentliches von Dem, was damals alle Edeln in Deutschland begeisterte. An Vollkommenheit, zu der es in menschlichen Dingen gebracht werden könnte, glaubte er nicht mehr; nur Grade und Stufen des mehr oder weniger Unvollkommenen gab er zu, und daß, wenn nur das Bessere errungen werde, Alles geleistet sei, was man von der Menschheit verlangen könne. Darum verwarf er jedoch den Enthusiasmus nicht, der um Paris

flammte. Ohne ihn, was würde nun gar aus der Menschheit in unserm Welttheile? fragte er. In Frankreich wollte er es ausgähren lassen, und sah Mirabeau nur als den Sauerteig an, im Grund eine ekelhafte, jedoch eine sehr unentbehrliche Substanz. — Wie nun aber Reibungen Wärme erzeugen, so konnte sich auch Forster's Theilnahme an den Kämpfen in Frankreich nicht immer so kühl erhalten. Gegen Ende des Jahres war es ihm ein interessanter Anblick, nicht daß Frankreich kämpfe, sondern wie es kämpfe, und wie dieser Strauß der Demokratie mit dem Despotismus keinem frühern ähnlich sei und das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft trage.

Die Einwirkungen jener Kämpfe auf Deutschland entgingen seiner Beobachtung nicht. Es regte sich in Kassel, ohne „diesmal" zum Ausbruche zu kommen. In Trier wollte das unruhige Volk seinen Beschwerden abgeholfen wissen. Auch für Mainz fing er an zu fürchten, zumal der Hunger ein gewaltiger Agent der Revolution zu werden drohte. Der Laib Brot war von 8 auf 13 Kreuzer gestiegen, und die Fruchtsperre in der Pfalz ließ noch ein Steigen der Theuerung besorgen.

Preußen hielt Forster ohnehin stets im Auge. In einem Briefe an Heyne meinte er einmal, das preußische Cabinet müsse für alles Feine keine Gefühl haben, weil es für die Persiflagen in öffentlichen Blättern unempfindlich bleibe, während dieselben doch ins Publicum wirkten, und daß Leute, die nichts Anderes als die Jagd auf Jesuiten oder die Verfolgung eines Stark im Kopfe hätten, selbst leer wären und nichts Besseres mehr liefern könnten. —

Ueberhaupt, wie ja Forster's Leben mit all jenen Fragen und Kämpfen, Leiden und Entrüstungen, von denen es selbst bewegt war, noch warm in unsere Gegenwart hineinpulsirt, so begegnen wir auch Aeußerungen des edeln Mannes über die preußische Politik so bezüglicher Art, als ob sie gestern gesprochen worden.

Der Winter war nun vorüber. Kälte und unruhiger Schlaf hatten den Freund gar hypochondrisch gestimmt; er empfand das Bedürfniß einer lebhaftern Bewegung; die alte Reiselust erwachte wieder und brachte ihn auf den Gedanken London zu besuchen. Er versprach sich Manches, was in seinen Kram tauge für Geographie, hoffte die Cabinete von Holland und London für die Naturgeschichte zu benutzen, für sich und Sömmerring Materialien zur Erforschung der Verwandtschaft der Thiere mit den Menschen einzusammeln und über moderne Kunst Dies und Das aufzuzeichnen. Und wollte dann hinter diesen schönen wissenschaftlichen Absichten doch die Geldfrage nicht ganz verstummen, so ließen sich die alten Foderungen seines Vaters an die Admiralität hören, die jetzt vielleicht geltend, d. h. zu Geld gemacht werden konnten. Auch war allerdings nur noch in London die geeignete Unterstützung zu jenem umfassenden Werke über die Südsee zu erwarten, für welches Forster sich bisjetzt vergebens um einen Verleger in Deutschland bemühte. Zunächst, und bis einer oder der andere dieser Anschläge etwas einbringen würde, lag noch der Rest der von Rußland bezogenen Gelder zur Verwendung da — ein Vorschuß zu den Reisekosten.

Der Kurfürst bewilligte einen dreimonatlichen Urlaub

zu dieser Reise, und sobald der erwartete junge Alexander von Humboldt sich als Reisegefährte eingefunden, traten Beide die Rheinfahrt an.

Hinter ihnen war das Castrum doloris, das Leichengerüst zu den Seelmessen für den am 20. Februar verstorbenen Kaiser Joseph bereits abgebrochen und die zahlreichen silbernen Leuchter mit demselben entfernt; aber das sechswöchige Trauergeläute mit allen Glocken tönte ihnen von den Thürmen der Stadt nach, als sie zwischen den aufgrünenden Inseln des prächtigen Stromes dahinfuhren.

Ein Hausfreund.

Wie man die einzelnen Gegenstände am genauesten in der Nähe erkennen, ihren Zusammenhang aber besser aus einer gewissen Höhe beurtheilen kann, so erscheint uns auch erst auf dem Gipfel der Gegenwart jene Rheinfahrt und Reise, von der uns nur wenig Umständliches mitgetheilt worden, in ihrer von beiden Gefährten damals selbst nicht geahnten Bedeutung.

Alexander von Humboldt, seit 1788 in Göttingen studirend, hatte im Heyne'schen Hause Forster'n kennen gelernt, als dieser, von Wilna dahin zurückgekehrt, eine neue Bestimmung abwartete. Der Weltumsegler zog ihn an; die Erzählungen aus der Südsee nährten in der Brust des Jünglings die frühen transatlantischen Träume und den Drang, jene fabelhaften Welttheile zu sehen, die eben so lebhaft, als sie seine Phantasie beschäftigten, den ihm eingepflanzten Forschungstrieb reizten. Wie von einer höhern Mission getrieben, erschien nun der einundzwanzigjährige junge Mann in Mainz, um die Reise nach England mitzumachen. Es war, als ob er unter des

Weltumseglers erweckender Anleitung eine Vorschule zu den großen Weltfahrten machen wollte, die an Umfang und Vielseitigkeit der Erforschungen, Beobachtungen und Mittheilungen Forster's jugendliche Seereise weit übertreffen.

Von solcher Bestimmung des jungen Mannes hätte Forster sich damals nichts träumen lassen; zumal Humboldt von schwächlichem Aussehen, fortwährend mit seiner Gesundheit zu kämpfen hatte. In einem Briefe an Jacobi bemerkt der Freund, indem er bedauert, daß Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder, aller öffentlichen Thätigkeit entsagen wolle, „desto mehr wird Alexander wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu". —

Wie verhängnißvoll muß uns heute jene Zusammenkunft Humboldt's mit Forster'n erscheinen, — ein zartes Reis, zu einer erstaunlichen Ausbreitung auf einen abständigen Stamm gepfropft! Es war der Moment, in welchem unserm Forster seine alte Weltbestimmung abgenommen wurde und mit erweiterten Aufträgen an Humboldt überging. —

Leider griff aber Forster's Verhängniß jener Tage noch weiter und bereitete ihm auch für seine häusliche Zukunft noch schmerzlichere Entsagungen zu. Welt und Haus entzogen sich ihm, um dem verlassenen Manne — wir werden sehen welchen wankenden Boden übrigzulassen.

Was in einem bloßen Roman aus poetischen Motiven entwickelt werden darf, läßt sich in einer Lebensgeschichte nur als unbestrittene Thatsache darlegen, deren Werden

und Wachsen verhüllt geblieben und kaum mit seelenforschender Vermuthung zu berühren ist. Therese sagt in ihren Mittheilungen über Forster:

„Warum eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzubringen hat. Der scharfsinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenossen haben Thatsachen in der Hand, um ihre Ansicht zu bilden."

Zu diesen Thatsachen scheint denn freilich auch eine fremde Liebe zu gehören, die in dem verunglückenden Ehebunde Boden und Pflege fand, — Theresens Liebe zu einem Freunde, dem sie gleich nach Forster's Tode ihre Hand reichte.

Dieser Hausfreund war Ludwig Ferdinand Huber, seit Ostern 1788 Legationssecretär der sächsischen Gesandtschaft in Mainz. Sein Vater Michael Huber war — man weiß nicht wie und wann — aus dem Niederbairischen nach Paris gekommen, wo er als Lehrer und Literat den Franzosen einige Bekanntschaft mit unserer frühern Literatur durch Uebersetzungen vermittelte. Nachdem er später seine Haushälterin, eine wackere und nicht ungebildete Französin, geheirathet, brachte er sie und seinen zweijährigen Knaben mit nach Leipzig, als er 1766 an die dasige Universität als Lector der französischen Sprache berufen wurde. Der junge Huber, ein hübsches Kind, aber mit der Englischen Krankheit behaftet, wurde etwas verzärtelt, aber sorgfältig erzogen, einer jener Knaben, die lebensschwächlich und leselustig frühreif werden. Schon in seinem funfzehnten Jahre lieferte er Uebersetzungen zum

Drucke, blieb aber in körperlicher Ausbildung so sehr zurück, daß er herangewachsen nicht ohne Angst auf ein Fußbänkchen treten und nie ohne Entsetzen die Sprossen einer Leiter besteigen konnte. Einen steilen Abhang herabzulaufen, versagte ihm der Athem seiner kurzen, eingedrückten Brust. Als junger Diplomat vielseitig unterrichtet, blieb er doch ungewandt im Leben, zum Tanzen ungeschickt und ein Pferd zu besteigen unfähig. Dabei verwöhnte er sich in Diät und Kleidung. Dieser Schwächlichkeit entsprach eine weiche, gütige Gemüthsart mit einer kleinen Neigung zu milder Satire. Auch stand es vielleicht im Zusammenhange mit seiner engen körperlichen Rührigkeit, daß er auch geistig ohne Anregung nicht leicht aus sich herausging, Menschen und Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete und augenblickliche Erscheinungen selten in ihrem ursachlichen Zusammenhang erfaßte. Mechanische Fertigkeiten gingen ihm ab; seinen umfassenden Kenntnissen gebrach die eigentliche wissenschaftliche Grundlage, und im Handeln folgte er mehr dem moralischen Gefühl als moralischen Grundsätzen. Ja, er glaubte an ein gewisses nothwendiges Bestimmtwerden im Leben; sodaß man eigentlich Geschehenes nie bereuen, sondern Unrecht nur verbüßen könne.

In dieser Haltlosigkeit, in diesem sich Hingeben und Gehenlassen, in dieser poetisch gestimmten Unthätigkeit, worin Reden ihm als Genuß, Empfinden als Handeln erschien, entging er doch sittlichen Krisen keineswegs. Wenig beliebt durch sein schlaffes, unumgängliches Wesen und durch die poetisirende Laune in Versen und Tiraden zu antworten, gerieth er durch einen etwas abenteuer-

lichen Hang in ein Haus, worin liederliche Männer der höhern Classe und Schauspieler ihr Wesen trieben. Hier fühlte er sich zwar nicht froh; aber es that ihm anfangs wohl, sich in seinen Eigenheiten und Schwächen einmal geduldet zu sehen, und er hielt darum schmerzlich aus, bis er durch Spielverluste zur Besinnung kam. Nun raffte er sich auf und ward erwerbsam durch Schriftstellerei. Eine gefährliche Krankheit kam dazu, aus welcher er, bisher verwöhnt nur mit Andern zu denken und zu fühlen, mit der wiedererlangten Gesundheit auch zu etwas mehr Selbständigkeit genas.

Aber auch nach dieser Umwandlung behielt Huber noch genug von jenen Eigenheiten, die gerade für Forster nichts Einnehmendes hatten. Solch unthätiges, schwankendes Sehnen nach einer Lebensbestimmung, wobei ein so junger Mann zugrunde gehen müsse, war Forster'n zuwider. Auch Therese fand an seinen Gewohnheiten, gesellschaftlichen Nachlässigkeiten u. dergl. Manches zu tadeln und schonte ihn nicht mit ihrem Spotte. Doch Huber blieb unbefangen und unverdrossen, unablässig bemüht, die interessante Familie für sich einzunehmen. Er brauchte nun einmal, selbstgeständig, etwas zum Schlusse seines Tages, „damit demselben beim Niederlegen nicht wie bei unvollendeten Accorden die letzten Töne fehlten". Forster, für den er schwärmte, erschien ihm ein gar guter Mensch, voll Feuer, reinen Gefühls und echter Naivetät. Da derselbe aber mit Menschen verkehrte, denen Huber zuwider war, so legte es dieser, wie er brieflich gesteht, „auf einen langsamen Eroberungskrieg" an. Und wirklich gewann er immer mehr Boden im Forster'schen Hause.

Schon gegen Mitte December bekannte er einem Freunde: „Mit mir und Forsters fängt es an sich sehr gut zu machen. Wir sind nahe daran einen Cirkel untereinander zu bilden, wie ich ihn sehr brauche." — Er rühmte Forster'n, der mit seinem umfassenden Feuer nichts ausschließe und sich für Alles entzünden lasse, während Heinse immer nur an einer Stelle brenne, und außer dieser eiskalt bleibe.

Bald zog denn auch der junge Mann von diesem Umgange die besten Gewinnste für seine Ausbildung. Forster trieb ihn zu mehr gehaltener Thätigkeit an und lenkte ihn zu einer mehr praktischen Anwendung seines Wissens. Huber hatte einen lebhaften Hang zum Dramatischen, und Forster scheint sich anfangs dafür interessirt zu haben. Er begleitete den jungen Mann Ende September 1789 nach Wiesbaden, wo sich eben Iffland aufhielt, dem Huber sein Drama „Das heimliche Gericht" zur Aufführung in Manheim übergab. Ja später reiste unser Freund mit Huber'n zur Aufführung des Stücks dahin. Wahrscheinlich infolge der gemachten Erfahrung über Huber's Talent und Leisten rieth ihm Forster von der dramatischen Dichtung ab zur Bearbeitung von Reisebeschreibungen; ja er zog ihn zur gemeinschaftlichen Uebersetzung der Briefe Dupaty's „Sur l'Italie" heran; wobei er freilich mit seiner classischen Feder dem deutschen Stile Huber's zu Hülfe kommen, dessen poetisch-tragische Ausdrucksweise auf gute Prosa herabstimmen und diese an Würde und Klarheit gewöhnen mußte.

Auch Therese gewann allmälig für die mancherlei Unbeholfenheiten Huber's einen günstigern Gesichtspunkt,

vor welchem ihr anfänglicher Spott einer gewissen schwärmerischen Bewunderung wich. Des Freundes Kindlichkeit, die um den Zusammenhang der Dinge unbesorgt, stets mit heiterer Zuversicht das Nächste erfaßte, galt ihr für eine besondere Gunst des Himmels, ein so begabter Mensch für einen „Liebling der Götter".

Sie war, mündlichen Ueberlieferungen nach, etwas herrschsüchtig, und zog auch in spätern Jahren noch den Umgang mit geistig untergeordneten Männern vor.

Doch in dieser Stellung zu Mann und Frau blieb Huber's Verhältniß als Hausfreund nicht abgeschlossen. Allerdings, eine glückliche Ehe zu stören, wäre er, wie wir ihn kennen, der Mann schwerlich gewesen. Weder von Geist noch von Naturell erschien er so gewaltig, so anziehend und unwiderstehlich, um eine auflösende Wahlverwandtschaft auf eine Frau wie Therese, in fester Verbindung mit einem Gatten wie Forster, auszuüben. Allein Forster's Ehe war, wer weiß wie lange schon, keine glückliche mehr, und das ursprünglich nicht sehr übereinstimmende Wesen beider Gatten verlor mehr und mehr an Einklang der Seelen. Bei der hohen Achtung und innigen Theilnahme, die dennoch Beide füreinander hegten und festhielten, wären sie die herzlichsten Freunde gewesen, der innigere Bund knüpfte für Beide kein Glück. Wie dies nach und nach so gekommen, läßt sich nicht nachweisen. Hätte Forster, getrennt von seinem Sömmerring, wie einst von Wilna aus Briefe mit ihm gewechselt, so wären wol schriftliche Bekenntnisse über die unglückliche Entwickelung dieser Ehe erhalten worden. Sömmerring war der einzige Mensch, dem Forster diese Kammer seines

Herzens öffnete. In Mainz that er es wol mündlich, und wir wissen nur, daß Sömmerring, dessen frühere Bedenklichkeiten Forster zu beruhigen gesucht hatte, doch in Mainz von einer gewissen Abneigung gegen Theresen nicht zurückkam.

Was aber auch nicht nachzuweisen ist, bleibt doch als Räthsel desto anziehender für die Betrachtung eines bedeutenden Menschenlebens. Mehr aber als ein lockendes Räthsel fällt der Umstand, daß Forster's Verhängniß sich mit dem häuslichen Misgeschicke verband, für den Biographen ins Gewicht und berechtigt ihn zu Vermuthungen. Auch hat Therese selbst schon einige Spuren zu jenem Heiligthum des Unglücks angedeutet. „Neben den schwer zu gewährenden Bedingungen, Forster's Lage seinen Bedürfnissen entsprechend zu bilden, standen ihm manche Verstandesansichten über die herzlichen Verhältnisse des Lebens im Wege, die er nicht sich selbst abstrahirt, sondern als seine Eigenheiten begünstigend sich angeeignet hatte." Nach dieser Bemerkung deutet sie auf die Ansichten von Jacobi's „Woldemar" über Liebe und Freundschaft, die auf den Freund gewirkt und seine innere Zufriedenheit wenig befördert haben möchten. Sie zählt ihn zu den guten Köpfen von damals, die aus dem spitzfindigen Wortkrame jenes geistvollen Buches sich eine gegen reine Sittlichkeit und dazu erfoderlicher Selbstherrschaft anstrebende Art, zwischen erhabenen Gedanken, edeln Gefühlen und krankhaft thätiger Sinnlichkeit auszukommen, angeeignet hätten.

Wir stehen hier vor einer so wunderbaren Verwickelung, daß wir zur Enträthselung derselben nur die flüch-

tigsten Andeutungen zu geben wagen. Aus Huber's Lebensbeschreibung, die von Theresen selbst herrührt*), geht hervor, daß Forster die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und Huber stattgefunden, gekannt und gebilligt habe. Diese Billigung stimmt mit seinen allerfrühesten Ansichten von der Freiheit und Unabhängigkeit der Liebe überein. Dennoch scheint der Freund, wie uns Theresens Hinblick auf Woldemar'sche Sophisterei vermuthen läßt, nicht gestimmt gewesen zu sein, die Ansprüche seines eigenen verlangenden Herzens mit der Anerkennung der freien und ihm abgewendeten Liebe Theresens in Uebereinstimmung zu bringen.

Indeß war ohne Zweifel schon vor Huber's Bekanntschaft das innigste Verhältniß zwischen beiden Gatten gestört. Man weiß ja, daß das Glück einer Ehe weniger durch den geistigen und sittlichen Werth oder Unwerth der Verbundenen als durch Dasjenige bedingt wird, was sie in der persönlichsten Unmittelbarkeit einander sind, wie sie einander anziehen, ergänzen, fördern. Es ist eben etwas Magisches um das wahre eheliche Glück. Wodurch aber diese persönlichste Wechselbeziehung zwischen Forster und Therese im Laufe der Jahre sich getrübt habe, bleibt unnachweisbar; nur wie sich durch diese Trübung die Bestandtheile ihres ehelichen Lebens festgesetzt, weist Therese selbst nach. — „Innige Achtung", sagt sie, „schonende Nachsicht erhielt die Würde ihrer Verbindung; gleiche Denkart

---

*) „Huber's Lebensjahre, die wir seiner treuen und in so vieler Hinsicht höchst schätzenswerthen Gattin verdanken", sagt Goethe. „Tag- und Jahreshefte", 1806. D. Verf.

über das Sichtbare und Unsichtbare, was den Menschen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wissen, allem Schönen, allem Guten vereinte sie, gab Forster'n stets neuen Antrieb zu seinen Arbeiten, gab seinen Mußestunden stets neuen Stoff zu geistiger Unterhaltung. Aus solchen Elementen mußte eine Vereinigung bestehen, die keine Veränderung der Form aufzulösen vermocht hat."

Dieser letztere Ausdruck scheint nicht ganz richtig gewählt zu sein. Die Form ihres Verhältnisses, ihr Ehebündniß, ist ja nicht verändert worden; wol aber hat der Gehalt desselben eine wesentliche Umwandlung erlitten. Wer könnte sagen, was Alles zu dieser Wandlung mitgewirkt hat!

Jene innerste Störung gab der Freundschaft Huber's Raum, aber eigentlich zugänglich war Theresens zärtliche Erwiderung mehr von Seiten der äußern Lage und Verlegenheit des Hauses. Hier lag eine große Störung, eine immer wiederkehrende Verstimmung. In Geldsachen, worin gerade die ehrlichste Verständigung hätte stattfinden sollen, hielten beide Gatten sich durch wunderliches, falsches Zartgefühl auseinander. Geldsachen sind aber im Familienverbande nie von so reinem Silber, daß sich nicht leicht Grünspan ansetzte, woran auch die edlern Beziehungen des Lebens sich vergiften. In Haus und Staat bringt das Geld Revolutionen hervor, und in Forster's Leben begegnen sich beide.

Wie Therese selbst bemerkt, hatte die fortschreitende Zeit sie mit den Erfodernissen einer Haushaltung hinlänglich bekannt gemacht, um sie zu belehren, daß einseitiges Sparen, Vereinfachen, Eintheilen nicht hinreiche, um

Forster's ökonomische Sorge zu erleichtern. Aber die Befugniß, seine Projecte zu durchkreuzen, fiel ihr nicht ein, da sie deren Ausführbarkeit nicht übersah, und die Betrachtung, daß er in deren Ausführung seine Zufriedenheit setze, jede andere überwog.

Dem Vorwurf entgegen, den sie mit dem Ausdruck „einseitiges Sparen" Forster'n macht, spricht sie ein andermal von seiner „Aengstlichkeit mehr zu erwerben". Auch nimmt sie die Beschönigung ihres Schweigens zu seinen ins Geld greifenden Projecten durch das Bekenntniß zurück, wie Unrecht es von ihr gewesen, daß sie nicht, als ihr jene Aengstlichkeit sichtbar wurde, jedes unstatthafte Zartgefühl bei Seite gesetzt, und eine gründliche Beschränkung der Bedürfnisse erzwungen habe.

Hier erschien nun Huber's Wesen schon durch seinen Gegensatz zu Forster's Natur ein gar leicht eingehendes Element. Beseelt von der lebhaftesten Hochachtung für beide Verbundenen, konnte er, nach seinen eigenen so schmerzlichen Erfahrungen im Verlieren und Verdienen von Geld, sich vermittelnd, verständigend, ausgleichend erweisen. Wir kennen seine Unverdrossenheit in der Bewerbung um die Gunst geschätzter Menschen, um jenes Etwas, das er beim täglichen Schlafengehen als befriedigenden Accord brauchte, und wie er in einem Briefe selbst bekennt, verlangte er im Verkehr mit solchen Freunden — „ein gewisses Interesse an den événements seines Lebens, das er redlich wieder zurückgab". Wie hätten sich ihm da die Verlegenheiten des Hauses, die Verstimmungen der Ehe Forster's lange verborgen halten, und wie hätte er selbst theilnahmlos bleiben mögen?

Denken wir uns nun von Seiten des beeiferten Hausfreundes bei diesen „événements“ des Mannes eine zarte Theilnahme am Erwerbe durch gemeinschaftliches Uebersetzen, wie wir es von Dupaty's „Lettres sur l'Italie“ kennen: so mußte ein so verständiger Beistand in sorgenverwirrter Lage den jungen „Liebling der Götter“ in den Augen Theresens gewissermassen als Ersatzmann des Gatten an dessen schwacher Seite erscheinen lassen. Und vielleicht ist dies gerade diejenige Seite, von der es einer erleichterten Hausfrau eben auch am leichtesten wird dankbar zu sein. In Goethe's „Wilhelm Meister“ steckt die schalkhafte Baronin den liebenswürdigen jungen Mann in des Grafen Kleider, um die Gräfin zu einer Zärtlichkeit gegen den bekannt aussehenden Fremden zu verleiten. In Forster's Hause war Huber nur allzu bald mit mehr als des Mannes Kleidung, er war mit dessen Pflichten-négligé angethan.

So näherte sich der sorgenvollen Frau ein Freund von gleichem Alter mit ihr, wie ein Bruder theilnehmend, aufmerksam, Vertrauen erweckend, vertraulich. Er half ihr Forster'n schonen, das gab eine großmüthige Heimlichkeit; er entschuldigte den weitstrebenden Freund, das machte ihn noch liebenswerther; er ersetzte ihn durch Rath und Beistand, das machte ihn unentbehrlich. Huber war mehr als Forster für das Kleine, Allernächste; aber aus solchem besteht ja das alltägliche Leben, und es betraf eben Dasjenige, woran das Haus kränkelte. So erweckte der blasse Legationssecretär ganz unabsichtlich die Betrachtung in Theresens Herzen, daß der Boden einer glücklichen Ehe sich nicht immer aus ungewöhnlichen und seltenen

Bestandtheilen mische, und daß weltumfassende Eigenschaften eines Mannes nicht auch nothwendigerweise das Haus beseligen, oder gemacht sind, durch Liebe befriedigt zu werden. Und wie leicht tauchte da der alte Mädchenwunsch wieder auf, gerade Den zu lieben, den sie am glücklichsten machen könnte! Hatte Therese aber schon früher zu Forster's Freude „über Vernünftigsein ihr Gefühl nicht eingebüßt", durfte sie dann, selbst nach Forster's allgemein ertheilter Erlaubniß, diesen Huber, der ja so gut und edel war, nicht herzlich lieben?

In solchen Empfindungen gab sich aber Therese von jeher sehr unbefangen; wie wir ja wissen, daß Sömmerring, der ernste und ängstliche Freund, mit ihrem Benehmen gegen Männer schon früher nicht sehr zufrieden gewesen war. Und sollte sie, auch nach so manchen trübseligen Jahren, doch nicht noch immer ein wenig enthusiastisch in der Liebe gewesen sein, wie Forster sie früher erkannt hatte? wenn er selbst vielleicht auch jetzt weniger als damals besorgt wegen der Dauer dieser Liebe zu ihm war; nachdem er, von wissenschaftlichen Bestrebungen, häuslichen Sorgen; kleinlichen Arbeiten, gehemmtem Amte und verworrenen Pflichten herabgezogen und zerstückelt, auch aufgehört hatte, in der Liebe zu schwärmen.

Daß aber auch Huber schon früh eine tiefere Hingebung für Theresen gefaßt habe, läßt ein Umstand aus seinem Leben vermuthen. Er hatte nämlich, als er noch in Dresden, eine zeitlang mit Schiller als Stubengenosse, wohnte, ein anerkanntes Verhältniß mit Körner's Schwägerin geknüpft, und wir wissen aus Körner's Briefwechsel

mit Schiller, wie entrüstet beide Freunde über Huber's Benehmen waren, seit er in Mainz stand und die Geliebte oder Verlobte stillschweigend aufgab.

Wir begnügen uns damit, die unglücklichen Verhältnisse anzudeuten, durch welche Huber und Therese einander aufs innigste vertraut wurden. Daß dies Verhältniß um die Zeit der Forster'schen Reise schon länger bestanden, ist nach der mitgetheilten Notiz aus Huber's Leben kein Zweifel; doch mag es immerhin durch des Freundes längere Abwesenheit, durch die Verlassenheit der mit jener Reise im Stillen unzufriedenen Therese und durch Huber's Beeiferung ausgesprochener und gewissermaßen bestätigter geworden sein.

Und so verknüpfte sich mit dieser Reise, die Forster mit den schönsten Erwartungen angetreten hatte, das geheimnißvolle Verhängniß, das ihm durch Huber die Zukunft des Hauses wie durch Humboldt die Mission für die Welt entzog. Wie der August 1784 den glänzenden Gipfel seines Lebens bezeichnet hatte, so fällt in das Frühjahr 1790 der nächtliche Tiefpunkt desselben.

Reise und Resultate.

Wir eilen unsern Reisenden nach, die den herrlichen Rheinstrom hinabgleiten, — Forster höchst vergnügt durch die beneidenswerthe Laune, womit Humboldt, durchdrungen vom Genusse der lieblichen Natur, auf der ganzen Fahrt die einförmigen Stunden verkürzte.

Dieser junge Mann „von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne" veranlaßte Forster'n merkwürdigerweise zu einer Betrachtung, wodurch er, wie mit prophetischem Blicke, die spätern Verdienste dieses ausgezeichneten Naturforschers voraus andeutet. — „Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht lösen", schrieb er in sein Tagebuch, „ob es befriedigender sei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu schöpfen, oder sie von zahllosen Anschauungen bereits überallher gesammelt, erlesen, geordnet, zusammengesetzt, zu schönem Ganzen vereinigt aus einer reichen Menschenseele, unserm Wesen schon mehr angeeignet, in uns übergehen zu lassen. — Da gesellen sich, von einer menschlichen Organisation aufgefaßt, die mannichfaltigsten Formen aus allen Welt-

theilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es sagen? — aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben sich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama."

So sehen wir, wie auf dieser Reise die Sinne und die Seele des jungen Humboldt für die Zukunft seiner Weltfahrten aufblühen, Forster aber nur reife Samenkörner der Betrachtung in seinem Geiste sammelt. Da überkommt ihn denn zwischen der tiefsinnigen Anschauung der Kunstschätze in Düsseldorf und dem Anhauche der Frühlingsnatur jene Seelenstimmung innerer Vollendung, in der er ausruft: „Friede sei mit Allem was da ist, Friede mit jedem Geiste, sein Wirken und Gebilde sei dem meinen so fremd wie es wolle. — Alles ist unzertrennlich von Allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne und Berg und Flur, Fels und Wand, Pflanzen und Thiere, der Mensch und seine Kunst, Alles ist Theil eines großen, nicht zu umfassenden Ganzen!"

Von Düsseldorf aus besuchten sie Jacobi in Pempelfort, und ließen sich von dem liebenswürdigen Wirthe länger, als Forster es sich vorgesetzt hatte, festhalten. Froh und heiter gestimmt schwelgte der Freund in den Eindrücken dieses glücklichen Hauses bis zum Abschiede, den er mit einem früher nie so hohen Grade von wehmüthiger Liebe nahm. — „Solche Menschen finden wir auf der ganzen Reise nicht wieder!" sagte er zu Humboldt, als sie aus dem Hofe des Landsitzes fuhren. „Wenn ich einen großen, einen guten Menschen in meinem Herzen und in meinem Sinne trage, ist mir's, als trüge ich die Welt in mir, in einem schönen, umfassenden Bilde."

So scheidend fuhren sie bei Mondschein die ganze Nacht hindurch nach Jülich, und hielten erst wieder in Aachen an, wo sie wieder Manches zu beschauen und zu betrachten, das heißt zu bedenken fanden.

Was Forster Abends in sein Tagebuch eintrug, waren keine jener flüchtigen Notizen, jener Witze, Einfälle und Gedankensprünge, wie sie in unsern spätern „Reisebildern" selten als Bienen, meist als Schnaken erscheinen. Forster's Aufzeichnungen haben einen Gehalt, eine Tiefe, daß sie, obgleich aus den individuellen und vorübergegangenen Zuständen damaliger Zeit geschöpft, doch eine dauernde, immer wiederkehrende Bedeutung enthalten. Oder ist es nicht wie für heute geschrieben, was er bei Betrachtung der aus einer fehlerhaften Constitution herbeigeführten damaligen Unordnungen in Aachen bemerkt? „Mäßigung ist die Tugend, welche unserm Zeitalter vor allen andern am meisten zu fehlen scheint. Ueberall sind die Leidenschaften aufgeregt, und wo sie immer Gesetze geben, da ist jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhalten, sie mögen gerichtet sein gegen welchen Theil der bürgerlichen Gesellschaft sie wollen. Das Volk ist selten zurückhaltender oder billiger als der Despot; denn moralische Vollkommenheit konnte ihm ja der Despotismus nicht geben, und mit welchem Rechte will man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißelt, bis es in Wuth geräth, und seinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten droht?" —

Von Aachen aus machten sie einen Abstecher nach Vaels zu Herrn von Clermont, Jacobi's Schwager. Dieser ausgezeichnete Fabrikherr, der auch einen großen Theil

des Jacobi'schen Vermögens in Händen hatte, beschäftigte an hundertsechzig Weber mit Fertigung von Tüchern, die leichten, lockern, einem Grosdetours ähnlichen Gewebes von bewundernswürdiger Präcision mit weißen Leisten großentheils nach der Levante gingen. Die Reisenden erfreuten sich an dem Aufschwunge, den dieser Ort genommen hatte, seit hier, nach der Vertreibung der Protestanten aus Aachen, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Juden und Mennoniten einträchtig nebeneinander bei freier Religionsübung auch der Freiheit genossen, mit ihrem Vermögen und ihren Kräften nach Willkür hauszuhalten. Die fruchtbarsten Gedanken über das Phänomen des fortwährenden Austausches verschiedener Producte der Natur und der Kunst, womit die Ausbildung des Geistes so innig verbunden ist, drängten sich hier dem Freunde auf; indem er lebhaft den gerechten Stolz empfand, den der Wahlspruch über der Thür des Wohnhauses ausdrückte: „Spero invidiam", — ich hoffe beneidet zu werden. Doch beschäftigte sich seine, vielleicht ahnend beunruhigte Seele mit etwas seinem eigenen Geschicke näher Liegendem. Er wählte, wenigstens in Gedanken, unter den liebenswürdigen Töchtern des Herrn von Clermont — für Huber. Die feinweibliche, geistreiche, talentvolle und dabei so unbefangene Fritze war nicht mehr frei, sonst hätte er Huber'n unbedenklich zur Bewerbung angetrieben. Von der muthwilligen Christel fürchtete er eine Uebermacht des ersten Eindrucks, der seinen jungen Freund unfähig machen würde, mit ihrem Charakter eine zergliedernde Analyse vorzunehmen. Christel, ein liebes Mädchen, müßte aber einen Mann haben, der sie führe, nicht der von ihr ge-

führt würde, und es fragte sich, ob Huber soviel Ueberlegenheit habe.

Aus dem friedlichen, gewerbthätigen Vaels kamen unsere Reisenden nach Lüttich und so recht in eine politische Aufregung hinein. Der General von Schlieffen, der ehemalige Minister und Forster's Gönner in Kassel, vor kurzem aber in preußische Dienste zurückgekehrt, hielt mit 6000 Mann seit vier Monaten die Stadt und die Citadelle besetzt. Auf die revolutionären Bewegungen in Frankreich und Brabant hatte sich nämlich das lüttticher Volk im vorigen Jahre erhoben und die Abschaffung des Edicts von 1684 gefodert. Mittelst dieses Edicts hatte der damalige übermüthige Fürstbischof die uralte Verfassung des Landes so wesentlich verletzt, daß das Volk sich politisch vernichtet und durch die schwerste Steuerlast unterdrückt sah. Zu der aufgewachsenen ungeheuern Staatsschuld war nun noch die zunehmende Eigenmacht des jetzt regierenden Bischofs gekommen und hatte die gewaltsame Krise beschleunigt. Sobald sie aber eintrat, gab er nach, willigte in die Herstellung der ehemaligen Rechte des Volks und erschien persönlich auf dem Rathhause. Der Jubel war groß, bis der gepriesene Fürst aus seinem Lustschlosse nach einer Abtei bei Trier entfloh. Das Reichskammergericht in Wetzlar hatte hierauf von Amtswegen gegen die Lütticher als Empörer Execution erkannt und der wiederermuthigte Bischof um die unbedingte Vollstreckung dieses Urtheils angestanden. Infolge dessen waren Preußen eingerückt.

Die Reisenden fanden die Einwohner bis zum Ueberströmen voll von ihren politischen Verhältnissen und „wie

alle freien Völker mit den öffentlichen Angelegenheiten beinahe mehr als mit ihren Privatbedürfnissen beschäftigt". In den Wirths- und Kaffeehäusern politisirte selbst der gemeine Mann von den Rechten der Menschheit und allen den neuen Gegenständen des Nachdenkens, die seit ein paar Jahren endlich auch auf dem festen Lande in Umlauf gekommen waren.

Darüber blieb allerdings unsern Reisenden kein Zweifel, daß über die wichtigen Fragen, worüber sie urtheilen hörten, kein Köhler oder Schwertfeger entscheiden könne; doch meinte Forster zu solcher Einrede gegen den sogenannten „beschränkten Unterthanenverstand" mit Recht: „Wahrhaftig! wenn Niemand sich unterstehen dürfte über Dinge zu sprechen, oder vielmehr seine Verstandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe entwickeln kann, so gehörte die große Masse der fürstlichen Automaten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juristischen Tröpfe, der Theologen, die ihre Dogmatik nur auswendig wissen, zu den Ersten, denen man Stillschweigen gebieten müßte, indeß nur wahre Weise sprechen und — was mehr ist — regieren dürften." —

Ueber Brüssel, wo die politische Lage von Brabant den Reisenden viel zu bedenken gab, und über Antwerpen, wo Forster über die niederländische Kunst und Meister Rubens manches für uns noch immer Lehrreiche aufzuzeichnen fand, gelangten sie nach dem Haag. Hier ward die wehmüthigste Erinnerung an Petrus Camper lebhaft in Forster's Herzen, an diesen außerordentlichen Mann, „der durch die Universalität seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, durch naturwissenschaftliche Leistungen bei richtigem

Sinn für das Schöne der Kunst zu den merkwürdigsten Männern gehört, welche die Niederlande hervorgebracht haben".

Ein zweiter seltener Sohn Hollands lag sterbend: der elegante und gelehrte Hemsterhuis, — „der Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unsers Jahrhunderts", wie ihn Forster etwas stark über Gebühr bezeichnet, der uns schon bekannte Freund der Diotima — Gallitzin.

Nach England übergesetzt verlor unser Forster an die Unermeßlichkeit von London viel Zeit, an die Gleichgültigkeit und mistrauische Zurückhaltung der Engländer viel Mühe, ohne viel Gewinnst. Nach zwölfjährigem Aufenthalt in Deutschland war er dieses fatalen Zugs im englischen Nationalcharakter entwöhnt. Indeß raffte er wissenschaftlich zusammen, was er vermochte, darunter einige gute Correspondenzen, womit er zuletzt sich doch zufriedengab. Heyne's Aufträge wegen Herausgabe eines englischen Virgil hatte er besorgt, und bei dieser Gelegenheit mit Vergnügen erfahren, wie geehrt und geliebt sein Schwiegervater in England war, und wie hoch Göttingen als Universität in Ansehen stand. Um aber für sich selbst, namentlich in Beziehung auf die unbelohnt gebliebene Reise um die Welt, noch etwas zu erlangen, fand er die Zugänge zum König zu sehr versperrt. Auch mußte er den gehofften Verlag und etwaige Unterstützung seines herauszugebenden Pflanzenwerks und der geographischen

Geschichte der Südseeinseln aufgeben. Der Einzige, der durch sein Ansehen als Naturforscher und durch seine Stellung als Pair und als Präsident der Königlichen Gesellschaft etwas für dies literarische Unternehmen thun konnte, wäre Sir Joseph Banks gewesen, der die erste Reise Cook's mitgemacht und den Brotbaum nach den amerikanischen Inseln verpflanzt hatte. Allein kalt gegen Gelehrte überhaupt, hegte er im Herzen einen Widerwillen gegen Jeden, der auch etwas von der Südsee wußte.

Die ersten drei Wochen in London war Forster unwohl und durch die zufällig erhaltene Nachricht der ihm von Theresen verschwiegenen Impfung seiner Kleinen sehr beunruhigt. Auch Humboldt hatte sich auf der Reise zuletzt nicht zum besten befunden. Er hatte damals über fortwährende Kränklichkeit durch immer wiederkehrende Verderbniß der Säfte zu klagen. Forster aber meinte, der zu thätige Geist störe des jungen Mannes Gesundheit, und die „logische" Erziehung der Herren Berliner habe seinen Kopf sehr mitgenommen.

Nach einem flüchtigen Ausfluge nach Birmingham und Oxford verließen die Reisenden am 19. Juni England.

Im Ganzen war es eine verfehlte Reise. Von allen Absichten auf baare Gewinnste war keine eingeschlagen, und was der Freund als vortheilhaft für seine geistige Förderung ansehen mochte, — die ihm nach Verabredung mit einem londoner Buchhändler fortan zuströmenden englischen Bücher, Flugschriften, Charten u. dergl., vermehrten nur seine Ausgaben und erschwerten Frau Theresens „einseitiges" Sparen. England gab, statt der gehofften Subsidien, fortan nur eine neue Rubrik in seinem Ausgabebudget.

Nur das eine stille Project, einen reichen jungen Engländer zu finden, der ihm zur Erziehung anvertraut würde, und der ungemein gut bezahlen sollte, schlug nicht ganz fehl. Ein junger Mann von bedeutender Verwandtschaft, Thomas Brand, ernsten Geistes, edler Sitten, kenntnißreich und wissensdurstig kam, um die deutsche Sprache zu erlernen und Kant's Schriften zu studiren, zu Forster'n in Haus und Kost. Aber auch dies zu keinem sonderlichen Vortheil für Forster; indem der Freund, dessen rechnender Verstand gar leicht an seinem handelnden Herzen scheiterte, seine Foderungen auf deutsches Maß und Münze stellte. —

Von den Bewegungen in Frankreich angelockt, nahmen Forster und Humboldt den Rückweg über Paris. Dort versprach eben noch Alles den besten Erfolg der neuen Einrichtungen. Der allgemeine Enthusiasmus auf dem Marsfelde unter den Zubereitungen zum großen Nationalfeste, so rein und einfach alle Volksclassen durchströmend, und mit Hintansetzung des Privatvortheils auf das allgemeine Beste gerichtet, war für den Freund herzerhebend.

Reich an Stoffen und angeregt zu neuen Arbeiten, traf der Freund mit seinem Gefährten am 11. Juli gesund und glücklich in Mainz wieder ein.

Zum Willkommen.

Diese kurze Fahrt des Mannes, die nach ihrem äußern Umfange gegen die Weltfahrt des Jünglings in die Südsee kaum in Betracht kommt, hat uns doch das Hauptwerk Forster's hinterlassen. Es ist das Höchste an Geist, das Reichste an Ideen, das Reifste an Welt- und Menschenkenntniß, was aus Forster's Feder geflossen ist, — ein Werk, womit er den Besten der Nation zu gefallen dachte, und das den Besten noch immer nachzudenken gibt. Es ist ein Kunstwerk eigener Art, in welchem „Gehalt und Form zu freier Einheit zusammengegangen, Verstand und Geschmack sich in gleichem Maße befriedigt finden, und das unsere nationale Prosa als eines ihrer schönsten Denkmale aufweist; ein Werk von reindeutschem Charakter, Gründlichkeit der Sachkenntniß mit dem Ernste der Wahrheit und der Innigkeit des Gefühls vereinend, das belehrt, indem es erweckt, und erweckt, indem es belehrt". (J. Hillebrand.)

Wir verweisen auf das Buch selbst, das gewiß kein Gebildeter ungelesen läßt, und schalten hier als freund-

liche, von der Reise mitgebrachte Gaben einige Gedanken und Betrachtungen aus Forster's Schriften ein, die wir zugleich als Amulete auf den Weg mitnehmen, auf welchem wir, nach diesem Ausruhen, dem ruhelosen Manne in die trübseligste Lebensverwirrung folgen, — Amulete, mit denen wir uns selbst vor Verkennung desselben in seinem Irren und Unglücke behüten.

Natur.

„Die Natur, es sei als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste, unmittelbare Offenbarung Gottes an einem Jeden unter uns. — Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele, bewundernswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht blos im Kreislaufe der Gestirne, sondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus seinem unsichtbaren Keime; das Unerschöpfliche so vieler Millionen Zeugungen, die stets dem Urbild ähnlich sind; kurz dieses beständige, jedoch fast unerkannte Wunder, das nun seit Jahrtausenden währt und immer wieder vor unsern Augen sich erneuert, ist Vorbereitung unsers Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschengeschlechts näher betrafen und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

„Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunliche große, körperliche Masse ist der Stoff,

den sie bearbeitet und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihr Endzweck."

(„Sämmtliche Schriften", IV, 311. 312.)

Materialisten.

„Die Herren von der Facultät pflegen sich bekanntlich an die handgreifliche, sichtbare Natur zu halten, und vor dem Reiche der Geister keinen Respect zu haben!"

(Das. VI, 226.)

Zweck der Bildung.

„Alles ist gewonnen, wenn es zur Gewohnheit wird, die Geisteskräfte zu beschäftigen, und die Vernunft, die man dem größten Theil des Menschengeschlechts solange und so gern abgeleugnet oder auch wol unmenschlich entrissen hat, in ihrer Entwickelung überall zu begünstigen. Nur der Geist, welcher selbst denkt und sein Verhältniß zu dem Mannichfaltigen um sich her erforscht, nur der erreicht seine Bestimmung. Wie wir anfingen, so endigen wir dann; durch die Wirbel aller möglichen Zusammensetzungen hindurch kehren wir, reich in uns selbst und frei, zu der ursprünglichen Einfalt zurück."

(Das. III, 26.)

Wie heute.

„Umsonst hofft man von einer gesunden Philosophie die gänzliche Vernichtung aller menschlichen Thorheiten; man bedenkt nicht, daß in einem schiefen Kopfe die trefflichsten Principien zu falschen oder einseitigen paradoxen Resultaten führen, wie ein Hohlspiegel nothwendig verzerrte Gestalten zurückstrahlen muß. Der hohe Grad der Vollkommenheit, wohin zumal in Deutschland der theoretische Theil aller Wissenschaften gediehen ist, diese Ordnung und Vollständigkeit, womit unsere Systeme jetzt, dem innern Verhältniß unserer Kräfte und dem Reichthum unserer Erfahrungsbegriffe gemäß, sich zur allgemeinen Faßlichkeit und Brauchbarkeit organisiren, verhütet keineswegs, daß nicht die längst verlachten Grillen, die seltsamsten Vorstellungsarten aus vorigen Zeiten wieder zum Vorschein kommen."

(Das. VI, 91.)

Grundlage der Bildung.

„Ohne die zarteste Reizbarkeit des moralischen Gefühls kann die Entwickelung der übrigen Geisteskräfte genau so gefährlich werden, als ihre Vernachlässigung es bis dahin gewesen ist; die Ertödtung aber jenes Gefühls, diese unverzeihliche Sünde des religiösen und politischen Despotismus, der die Menschheit in den Ketten der mechanischen Gewöhnung gefangenhält, bereitet jene furchtbaren Zer-

rüttungen vor, die von der jetzigen Art der Fortschritte im Denken unzertrennlich sind."

(Das. III, 338.)

Kunst und Natur.

„Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daß die treue Nachahmung der Natur keineswegs der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daß Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daß die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich daß die Schönheit ihr vollendetes, äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß."

(Das. III, 277.)

Volksstimme.

„Nur dann ist die Stimme des Volkes eine unfehlbare Gottesstimme, wenn Liebe für Gesetz und Vaterland es mit Muth und Kraft bis zur Verachtung des Todes begeistert. Die armen Bürger eines armen Freistaats sind dieser Aufopferung fähig; wo man hingegen den üppigen Genuß des Lebens gewohnt ist, den nur der Reichthum erschwingen kann, oder wo die mechanische Geschäftigkeit, Schätze zu häufen, die Stelle des Genusses

vertritt, dort muß die Unabhängigkeit des Willens bald der Sicherheit des Eigenthums weichen."

(Das. VI, 253.)

Luxus.

„Das vervielfältigte Bedürfniß der Sinne und der Eitelkeit verschlingt die ganze physische und moralische Thatkraft des Menschen, und läßt der edlern Eigenliebe, die sich in Andern sucht und erkennt, keinen Raum. Wo fände man Gedankengröße, Schwung der Gefühle, begeisternden Schönheitssinn? Wo Selbstverleugnung, Aufopferung, Unabhängigkeit des Geistes? Mit Haben, Gewinnen, Besitzen, Genießen schließt der Ideenkreis eine Kette um den Menschen, die ihn an Staub und Erde fesselt."

(Das. VI, 320.)

Entwickelung des Menschen.

„Im einzelnen Menschen, der vom Bedürfniß zur Begierde und von dieser zur Leidenschaft geleitet wird, entwickelt sich stufenweise durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältnisse jedes wirksame Princip. Instinctmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von seiner Willkür unabhängig ist; er strebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt zurück, was er nicht suchte: das Bild der Vergangenheit, das Bewußtsein des Geschehenen, der neuerlangte Begriff, verschränkt mit dem Begriffe

seines individuellen Wesens. Allmälig, wie seine physischen Kräfte sich vermindern, seine Nerven sich härten, seine Sinne stumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andere Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt: allmälig lebt er dann in sich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung seiner Sittlichkeit aus seinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beschäftigt und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

„Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewissen leidenschaftlichen Antrieb geschehen, unstreitig zu den schädlichsten Vorurtheilen, die der Misverstand tiefsinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fodert die Philosophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten um des abgezogenen Begriffs willen vom Guten. Diejenigen, die ihrer Wirksamkeit diesen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen andern hatten, versanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindische Spielereien, oder versündigten sich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einseitigkeit und ihr Scheinwissen auf jahrhundertelang an der Menschheit. Wahr und heilig steht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgesteckt.“ (Das. IV, 111. 112.)

Nachwehen und Vorspiele.

Von der londoner und pariser Weltbewegung blieb anfangs eine gewisse reizbare Aufgeregtheit in Forster's Gemüth zurück. Wir erkennen sie noch in brieflichen Erörterungen zwischen ihm und Vater Heyne. Er hatte nämlich in den „Göttinger Anzeigen" verschiedene Werke aus Fächern, in denen er auch zu recensiren pflegte, sehr abweichend von seiner Art besprochen gefunden, und besorgt, in den Verdacht der Autorschaft zu kommen, war er darüber ziemlich empfindlich geworden. Auf Heyne's ruhige Erklärung aber bereute er seine Hitze und gelobte Besserung. Bald aber fühlte er sich und tiefer von Heyne selbst verletzt. Als er nämlich seine Reisenachrichten angekündigt hatte, jenes classische Buch der „Ansichten vom Niederrhein", das wir bereits als reiffste Frucht seines Geistes bezeichneten, schrieb ihm der ängstliche Papa: — „Mir wird bange dabei! Wie werden Sie die Reisenachrichten für das große Publicum interessant genug machen können! Wie werden Sie allen Beleidigungen Eines und des Andern ausweichen! Wie werden Sie der Empfin-

dung, der Phantasie und dem Hang über Religion zu sprechen immer steuern können! Sie gehen auf Kohlen, und ich wünsche, daß Sie nichts schreiben, was Ihre Ruhe untergräbt."

Forster fühlte sich „niedergeworfen" von diesen Bedenklichkeiten. — „Meine Lage als Schriftsteller", antwortete er unter Anderm, „ist doch in der That traurig, wenn ich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich mich mit meinen eigenen Arbeiten zeigen kann, so ängstlich besorgen muß, auf dem Wege, der Andere zur Ehre, zum Ruhm und zu anderweiten Vortheilen führt, zu scheitern, und sogar das Wenige, was ich schon genieße, mir zu verbittern. — — — Sie mein gütiger, väterlicher Freund, haben bei Ihren Erinnerungen gewiß meinen wahren Vortheil im Auge. Dieser, soviel ich es beurtheilen kann, besteht in eigener Ausbildung, in zweckmäßigen Arbeiten für meine Zeitgenossen und im Fortrücken zu einer für mich und die Meinigen vortheilhaften, bequemen Lage. Daß dies durch ewiges Uebersetzen nicht erreicht werden könne, wissen Sie am besten. — — Meine Reisenachrichten, dachte ich, wären gerade von der Art, daß sie mich so, wie ich nun einmal bin, bekannter machen. — Ob das größere Publicum meinen Beobachtungen einen Geschmack abgewinnen könne, mußte ich, wenn ich hoffen wollte den bessern Köpfen zu gefallen, dahingestellt sein lassen. — — Sicherlich werde ich suchen in den Schranken zu bleiben, die Billigkeit und Wahrheitsliebe mir vorschreiben. Wer sich dennoch beleidigt fände, — sollt' ich um dessentwillen lieber nicht schreiben? — — Phantasie und Empfindung hoffe ich vertheidigen zu können,

solange sie nicht falsch und erkünstelt, sondern wahr und natürlich sind. Nie war ein Zeitpunkt an Phantasie und Empfindung der guten Art ärmer als der unserige, und nie stand man wol mehr in Gefahr, die kalte Vernunft auf Kosten des Gefühls zu einem allangebeteten Götzen zu erheben. Es kann also umsoweniger schaden, wenn Jemand einmal wieder die Rückseite der Medaille zeigt. Ueber Religion zu sprechen ist nicht meine Absicht, obgleich dieser Gegenstand auch einer von denen ist, worüber man eben jetzt am meisten verständigen sollte u. s. w."

Jetzt war die Reihe des Begütigens am guten Papa, und er that es nicht mit professorlichen, sondern mit herzlichen Worten. —

Die geistliche Polizei in Mainz hatte damals noch nicht die heutige Ausbildung ihrer Spürorgane und Maßregeln erreicht; sonst wäre Forster ohne weiteres in den Verdacht gekommen, die Influenza der Revolution aus Paris eingeschleppt zu haben. Denn für weniger als Revolution sah man den Studententumult nicht an, der bald nach Forster's Rückkehr vorfiel; obgleich derselbe sechs Wochen früher sein burschenmäßiges Vorspiel in Göttingen gehabt hatte. Forster ließ es für ein bloßes Possenspiel gelten. Es war eine ziemlich ernsthafte Schlägerei zwischen Studenten und Handwerksburschen, wobei Professor Nikolaus Vogt eine Kopfwunde davontrug, als die angreifenden Handwerker in das Gymnasialgebäude eindrangen. Und doch gewann dabei die Zeitstimmung einigen Einfluß. Denn als die Handwerker obgesiegt, traten die Meister auf und drangen auf Abstellung alter Misbräuche. Mainz war eben von seiner Besatzung ent-

blößt. Die Preußen hatten sich aus Lüttich zurückgezogen, und sie zu ersetzen waren die Pfaffensoldaten von Mainz, Köln und Trier zur Execution aufgeboten worden. Da geriethen bei solcher Hülflosigkeit die mainzer Staatsmänner in Angst und gaben hergebrachterweise die besten Zusagen, bis über Nacht Truppen aus Darmstadt einrückten, worauf die Versprechungen zurückgenommen und „zur Herstellung der landesherrlichen Autorität" die strengste Untersuchung eingeleitet wurde. — „Diese Art zu regieren geht denn solange sie gehen kann", meinte Forster.

Es läßt sich schon aus dieser hingeworfenen Bemerkung Forster's abnehmen, daß er die Maßnahmen der deutschen Regierungen gegen die Freiheitsbewegungen nicht großartig genug finden mochte, um die Bedeutung und den Einfluß der Französischen Revolution damit zu verdecken und zu vertreiben. Sah doch selbst Johannes Müller, so nahe er in des Kurfürsten Cabinet diesen Vorkehrungen stand, über sie hinaus, und erklärte in einem französischen Billet an Forster die Revolution nicht für der Franzosen, sondern für Gottes Werk. „Man sagt, es wird nicht dauern", setzte er hinzu, — „ich sage, es wird dauern und wird sich verbreiten. Auch in 1517 glaubte man nicht, daß Luther sich halten würde. Ich sehe in alledem eine Vorbestimmung, Wege der Vorsehung."

So nahe in der innersten Ueberzeugung standen sich damals zwei Männer, Predigersöhne, Professoren, Politiker und alte Freunde, die nachmals im Handeln so ver-

schiedene Wege gingen, wie Müller, der sich durch die Cabinete der Könige drückte, und Forster, der sich in den Kampf des Volkes stürzte.

Jetzt bewegte sich unser Freund noch im Gebiete der bloßen Betrachtung. Und hier kam den einschmeichelnden Eindrücken, die er aus Paris mitgebracht, ein englischer Staatsmann mit berühmten „Bemerkungen über die Französische Revolution" entgegen. Wir meinen Burke's Schrift, die Forster in seiner „Geschichte der englischen Literatur" von 1790 für die „Annalen" von Archenholz besprach.

Die Beredtsamkeit des englischen Staatsmanns, sein Scharfsinn, sein Witz, sein tiefer erfahrener Blick wurden damals allgemein bewundert. Dies schüchterte aber Forster'n nicht ein, die „Reflections" nach dem ersten Eindrucke des Gelesenen für elendes Gewäsch zu erklären, das er nicht zu übersetzen wage. Bei ruhiger Betrachtung blieb er dabei, daß die Schrift keinen Leser befriedige, vielmehr das Gefühl von Freund und Feind empöre; indem man aus dem Wahren der Beobachtung das Schiefe der Stellung, die Parteilichkeit des Gesichtspunkts, die Nichtigkeit unerwiesener Machtsprüche, den blendenden Staub der Autoritäten und die Unhaltbarkeit eines Raisonnements herausfinde, das von falschen Grundsätzen ausgehe, welche, absichtlich im Dunkel gehalten, das Urtheil des Lesers zur Beistimmung in die Schlußfolge des Verfassers verführen könnten.

Und von dieser Prüfung erhebt sich der Freund zu seinen eigenen großen Gesichtspunkten. — „Die Natur der willkürlichen Gewalt", sagt er, „läßt sich nicht verken=

nen, sie werde von einem Tyrannen und seinen Satelliten oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; sie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder sie trage die Larve der Alles richtenden Vernunft." — — — „Im großen Gange menschlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das stolze, denkende Thier in seinem Freiheitstraume zugestehen will. Die Revolution ist wirklich anzusehen als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit, seinen Rechten der Menschheit, seinen metaphysischen Theorien ist jetzt an die Reihe gekommen; sonst war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man sich für besser als Andere ausgab, um ungestraft schlechter sein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften hohen Klerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Gesammtheiten hat sie gestürzt. Wenn es Sterblichen vergönnt ist, sich Wege des Schicksals, der Vorsehung, der Gottheit zu denken, so sind es gewiß nicht die armseligen Combinationen, die eine menschliche Klugheit dafür ausgibt; sondern die Geschichte des Vergangenen kann sie lehren, wo sie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu sichern Frevler überraschten."

Wir sehen, die revolutionären Bewegungen überfluteten bisjetzt sein Schreibschränkchen von Acajou und die Unparteilichkeit seines Urtheils noch nicht.

In den Winter 1790 auf 1791 hinein saß er den Tag über, wie in der Galeere, an die Feder geschmiedet, theils um Bibliothekgeschäfte zu treiben, theils zu über-

setzen, theils an seinen Reisebriefen zu arbeiten, woran er nur bei heiterer Stimmung schreiben konnte, was ihnen freilich auch, wie die Sonne den Trauben, die durchsichtige Reife gab. Die französischen Blätter las er über Tische, bis er Ausgescholtenes darüber von Frau Theresen bekam. Noch im September hatte er zu der von ihm besorgten Uebersetzung von Benjowsky's Mémoiren als Vorrede einen Aufsatz über historische Glaubwürdigkeit geschrieben (Bd. 5 der „Gesammelten Schriften"). Ja, er verlor sich in die indische Poesie des Kalidasas, indem er das Schauspiel „Sakontala" nach der englischen Uebersetzung des Sir William Jones bearbeitete. Unter dem abendlichen Spiel mit den Blumen Indiens dachte er an Vater Heyne, dem er sie zu einem Kranze für die ehrwürdigen Schläfe bestimmte. Sie sollten einen mit der Phantasie der Griechen, Römer und anderer berühmten Völker vertrauten Geist zu Vergleichungen anregen, um wahrzunehmen, wie weit die schöpferische Energie des Menschen sich in ihren Aeußerungen überall gleichbleibt, und wie weit sie durch Localverhältnisse sich verändern läßt. —

Diese Arbeit fiel schon in die Zimmer der neuen, dem Bibliothekar gleich anfangs zugesagten freien Wohnung, die er in einem der von der Universität erbauten Häuser bezog. Die ruhige Gasse geht nach dem nahen, für den Universitätsfonds eingezogenen Altmünsterkloster, einerseits durch diese Häuserreihe, andererseits durch die lange Mauer gebildet, die den Garten des damals Schönborn'schen Palastes umschließt. Forster und Therese ließen sich noch im November das Tapezieren und Möbliren

so angelegen sein, daß Vater Heyne über ausbleibende Briefe zu klagen fand und meinte, die lieben Kinder gingen, wie im Evangelium, dahin, unter den Sorgen und Reichthümern des Lebens erstickend und keine Frucht bringend.

Ja wol unter Sorgen! Denn bald genug hatten sie den Einstand in die neue Wohnung mit beiderseitigem Unwohlsein zu zahlen, und statt eines Tischrückens der Freunde wurde ihnen das Krankenbett gerüstet. — Da konnte wenigstens die deutsche Politik nichts dazu beitragen, einen Mann von Forster's Gesinnung in seiner körperlichen und gemüthlichen Verstimmung zu erquicken. Minister von Herzberg, der Mann des Fürstenbundes, unterstützte die kämpfenden Patrioten in den Niederlanden, um Oesterreich niederzuhalten. Aber Kaiser Leopold gewann in Berlin, ja in der Umgebung des Königs einflußreiche Leute gegen den Minister und gegen die ganze Geltung Preußens. — „Preußen ist die dupe dieser Sache, wie überhaupt der ganzen Negociation mit Oesterreich", schrieb Forster in Betreff Lüttichs. „Es muß eine traurige Zerrüttung im preußischen Cabinet stattfinden, daß alle Maßregeln Herzberg's zu Wasser werden. Hätte Preußen im Frühling losgeschlagen!"

Und ein andermal:

„Der kaiserliche Hof verfährt in der lütticher Sache mit einer unerwarteten Geringschätzung des Königs von Preußen; allein das berliner Cabinet ist, durch seine innerlichen Zerrüttungen und durch entgegengesetzten Einfluß — — auch überall verächtlich geworden." — — „Im Preußischen hofft Alles sehnlich auf den Krieg als

das einzige Rettungsmittel gegen die Cabale, die den König beherrscht und sein Cabinet überall so verächtlich macht, ungeachtet seines großen politischen Gewichts." — — „Durch das schwache Zaudern hat Preußen Alles verloren. So wird es auch noch in Sistowa gehen, denn die Kaiserlichen sind einmal im Vortheil."

Gefahren der Revolution.

Auf dieser, Mainz so hart umwogenden Politik schaukelte um diese Zeit der Cabinetsrath Müller. Er hatte seit Leopold's Kaiserkrönung wiederholt seine Entlassung gefodert, unzufrieden nicht blos mit dem Gang der Politik, sondern auch verletzt von der persönlichen Behandlung des Kurfürsten, über den Forster damals das Wort eines angesehenen Mannes hörte: „Il a le besoin d'être ingrat." Man sprach von zurückgenommener Rangerhöhung und Adelsertheilung für Müller und von einer Berufung desselben nach Wien. Als man endlich in der That besorgte, diesen, als Widersacher des Fürstenbundes in Wien sehr willkommenen Mann zu verlieren, setzten es seine Gönner durch Vermittelung der Frau von Coudenhoven durch, daß der Kurfürst ihn um seiner Brauchbarkeit willen, und vielleicht noch mehr wegen seiner geheimen mainzer Erfahrungen aufs neue gewann und festhielt.

Um diese Zeit ward es in Mainz wieder lebhaft, ja mit jedem Tag unruhiger. Der eintretende Frühling führte die mainzer Executionstruppen mit Siegesstolz aus dem lüttichen Lande zurück, — die Gemeinen grob und vorlaut, die Offiziere brutal und mit dem durch vermeintliches Heldenthum verdoppelten Anspruche ihres Adels sich überhebend. Außerdem trieben die Stürme der Französischen Revolution immer mehr Springwellen der Auswanderung gegen das Rheinufer. Die hohe Politik des alten Kurfürsten schwoll immer höher. Sein Hochmuth und Ehrgeiz strebte nach einer bedeutenden Rolle in den deutschen Angelegenheiten. Zu dem Ende hatte er an dem Freiherrn von Albini einen gewandten Staatsmann zu sich berufen. Dieser hatte als geheimer Reichsreferendar zu Wien im Vertrauen Kaiser Joseph's gestanden und ging nach Leopold's Thronfolge als Staatskanzler nach Mainz. Hier ward nun die Verbindung der deutschen Großmächte gegen das revolutionäre Frankreich eifrig betrieben. Zugleich gefiel sich der alte Herr in der Rolle eines Beschützers der vornehmen Emigranten, — kühn oder unbedacht genug, die gefährliche Unzufriedenheit des französischen Republikanismus auf Mainz zu ziehen, ja doppelt unbedacht, auf demselben Wege die innere Unzufriedenheit seiner Residenz und seines Landes zu erregen, und durch Ekel am französischen Royalismus bedenkliche Sympathien für die Französische Revolution anzuschüren. Denn die zahlreichen adeligen Flüchtlinge prächtig zu bewirthen, wozu den Kurfürsten seine prachtliebende Eitelkeit trieb, ließ er es sich, oder vielmehr die öffentlichen Kassen etwas kosten. Dem Prinzen Condé wurde das

bischöfliche Schloß in Worms eingeräumt. Dessen Freundin, die junge, blonde, possenhafte Fürstin Monaco, umgaukelte den alten verliebten Kirchenfürsten. Andere vornehme Maitressen wurden hier fêtirt, und als der Graf von Artois durch Mainz kam, verschlang jeder einzelne Tag dieses liederlichen Vollbluts 2400 Gulden. „Die höchste Schuhuperücke in Mainz" wackelte vom Schmunzeln, wenn das nichtsnütze Völkchen dem alten Herrn mit dem schmeichelhaften Namen père et protecteur huldigte; sie bedeckte das welke Ohr, wenn dieselben Undankbaren ihn im Rücken l'Abbé de Mayence und gentilhomme parvenu aushöhnten. In der Stadt aber empörte die Sittenlosigkeit, die Frechheit und Anmaßung dieser Maden des Königthums die ehrbare Einwohnerschaft, die mit gerechtem Unwillen neben den Günstlingen und Favoritinnen des alten fürstlichen Priesters an diesen Emigrirten noch einen dritten Schlund erblickte, der den öffentlichen Wohlstand verschlingen half. Die Theuerung nicht gerechnet, die mit jedem Tage stieg. Der gar bald merklichen Finanznoth abzuhelfen, machte der Kurfürst einen besondern Finanzminister, ohne zu bedenken, daß hier weniger ein Arzt als eine Apotheke fehlte. Ueberhaupt wurde damals gewirthschaftet, daß Fünf gerade sein mußte. „Es gehen hier Sachen vor", schrieb Forster im Januar 1791 an Heyne, „wovon man in keinem deutschen Lande, das nach Gesetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es gibt kein willkürlicheres, despotischeres Verfahren in der Welt." Und an Jacobi etwas später: „Unsere Politik ist, alle Leute zu betrügen, mit Allen zu negociiren und Keinem Wort zu halten."

In Betreff der hohen Politik, an der sich der Kurfürst mit Stolz betheiligte, meinte Forster nach der unglücklichen Flucht des Königs von Frankreich:

„Jetzt fehlt der gestärkten Nationalversammlung nur noch ein auswärtiger Krieg, und die europäischen Fürsten scheinen unbesonnen genug, um ihn doch noch anfangen zu wollen. Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten; der Krieg beschleunigt ihre Erscheinung um mehr als 50 Jahre; allein der deutsche Adel ist ganz blind vor Wuth.“

Auf dem höhern Standpunkte, von welchem Forster die Revolution betrachtete, ließ er sich auch nicht irre machen, als ihr Proceß sich trübte und die deutsche Begeisterung an den blutigen Parteikämpfen erkaltete. Man habe die Menschen, meinte er, lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, statt dessen aber habe man sie schändlich gemisbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, und zu Befriedigung seiner Leidenschaften sich die Herrschaft über freie Intelligenzen angemaßt. Ob es da ein Wunder sei, wenn die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nicht ganz rein und ungemischt blieben. — Ja, er fand immer noch zu bewundern, daß soviel Mäßigung, soviel echte politische Tugend bei einem Volke möglich sei, das jahrhundertelang von den elendesten Despoten und einem intellectuell und moralisch tief gesunkenen Adel unterdrückt worden.

Dennoch sah der Freund auch mit so günstigen Blicken für Deutschland kein Heil in einer Rückwirkung der Revolution auf unsere Staaten. Bei uns sei es noch auszuhalten mit den Mängeln, Misbräuchen und Unter-

drückungen, und es mache ihm keine Freude, wenn sich hier und dort in Deutschland etwas rege, was der zahmen Gelehrigkeit der Nation eben nicht das Wort rede. „Die Reihe ist jetzt nicht an Deutschland", ruft er in seinen „Pariser Umrissen", „durch eine Revolution erschüttert zu werden; es hat die Unkosten der lutherischen Reformation getragen, sowie Holland und England, jedes zu seiner Zeit, den Schritt, den sie zur sittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts thaten, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müssen. Jetzt gilt es uns, und ich wünschte so herzlich, man möchte sich am französischen Feuer wärmen und nicht verbrennen. Aber ach! durch Schaden klug werden und am Unglück Anderer sich spiegeln ist nicht Jedermanns Sache!"

Bei solcher Gesinnung war wol von den in gewissen mainzer Kreisen, besonders unter den exaltirten Mitgliedern der Lesegesellschaft, zunehmenden revolutionären Sympathien für Forster'n nichts zu besorgen. Zum Ueberfluß fanden sich um diese Zeit gar manche Anliegen und Sorgen zusammen, ihn zu beschäftigen und von jenen Kreisen abzuziehen. — Der Monat August brachte angenehme Besuche mit sich, die Forster machte oder empfing. Am Pult erkrankt, wurde er vom Arzt zu einer kleinen Erholungsreise angetrieben, und fand auch in Karlsruhe bei Goethe's Schwager, dem Geheimrath Schlosser, einen erquickenden Umgang und innige Theilnahme. Ebenso belebend erschien bei ihm in Mainz Graf Friedrich Leopold Stolberg mit einer ganzen „Klerisei", worunter nebst einem Sohne Jacobi's die Gräfin Sophie von Redern dem Freund einen Himmel auf Stirne, um Mund

und Auge entgegenbrachte. — Im Spätherbst kam auch Vater Heyne auf etliche Tage ins Haus.

Weniger erfreulich blieb noch immer seine dienstliche Stellung. Alle Versuche, zu einem Bibliotheksgebäude zu gelangen, liefen fruchtlos ab. Von den Millionen der zum Fonds aufgehobenen Klöster waren viele Hunderttausende neben der Universität weggeschmolzen; sodaß man daran dachte, durch anderweite Verwendung von Professoren die Schulanstalten zu erleichtern, mithin sich noch entschiedener gegen neue Ausgaben sträubte.

Da tröstete denn über die zahlreichen Bücher, die kein ordentliches Unterkommen fanden, Forster'n sein eigenes, das im Publicum umherlaufend sein Glück machte. Es war das erste Bändchen der „Ansichten vom Niederrhein". Das Schönste was wol damals, zugleich sehr treffend, über dies classische Werk Forster's gesagt worden, kam von Lichtenberg. Wir erinnern uns gern wieder einmal dieses alten und treuen Freundes, dessen sonst so schalkhafte Feder vielleicht wärmer und poetischer floß, seit er verheirathet war, und seiner lieben Frau und des kleinen Jungen so herzlich gedachte. Schon früher hatte er den Hauch der Philosophie bewundert, der Forster's Kenntnisse durchwehe, daß sie mit einer Art von Verklärung hervorgingen, die vielleicht Niemand weniger als der Autor selbst bemerke. Und nun schrieb er:

„Ich sage Ihnen, daß ich Ihre Ansichten für eins der ersten Werke in unserer Sprache halte. — — Ich habe einmal in einem Feenmärchen eine sehr angenehme Vorstellung gelesen; der Held nämlich reist, und unter der Erde reist ihm beständig ein Schatz nach, wohin er

auch geht. Bedarf er etwas, so pocht er nur leise an die Erde, so steht der Schatz still und öffnet sich ihm. Sie sind mir, bester Freund, auf Ihrer Tour hundertmal so vorgekommen wie jener Glückliche in der Feenwelt. Auch da, wo Ihr Stab den Boden nicht anschlug, sah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich übersehen. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht blos sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem Grade angetroffen. O die innigste Theilnahme an Allem, was den Verfasser angeht, verbreitet über das Werk ein unbeschreiblich angenehmes Licht!"

Hätten solche goldene Worte sich nur auch für die Bedürfnisse des Lebens vermünzen lassen! Denn Forster befand sich gegen den Winter hin in der drückendsten Lage seines Lebens, wie er gegen Jacobi klagte. „Das ganze Jahr hindurch habe ich unablässig mit eisernem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet", schrieb er. „Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt, und ich habe die betrübteste Aussicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es ist, als ob mir Alles zu Wasser werden müßte, nichts gedeiht mir; je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, desto ärger zerrinnt mir's unter den Händen, und ich stehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande, ohne die Fortsetzung der bisherigen Anstrengung mit meinem Haushalt auszukommen."

Lassen wir uns von Theresen einige Nachricht über die Ursachen dieser Noth geben, so war solche der täglichen Hausordnung Forster's, wenn man sie mit seinem festgestellten Einkommen verglich, keineswegs zuzuschreiben. Sein Tisch war sehr frugal, seine Frau beschäftigte sich wenig mit Putz, Beide besuchten selten das Schauspiel, spielten niemals, und ihre Gastfreiheit konnte bei der Einfachheit ihrer Bewirthung in jener wohlfeilen Zeit gar nicht unter die Unkosten gerechnet werden. In Wohnung und Hauseinrichtung that freilich der Freund etwas mehr, als gerade nothwendig war. Sich überall beengt und verkümmert fühlend, suchte er darin einen täuschenden Ersatz. — Dagegen freilich unterwarf er sein Bedürfniß gelehrter Hülfsmittel keiner Berechnung, und seine kränkliche Unruhe, sein zur Gewohnheit gewordenes Verlangen eines steten Wechsels von äußern Eindrücken veranlaßten Ausgaben und Reisen, die ihn in steter Nothwendigkeit, auf Geldmittel zu sinnen, erhielten. —

In solcher Bedrängniß tastete seine Verzweiflung immer wieder nach dem großen Werke über die Pflanzen aus der Südsee. Dies Herbarium duftete immer noch von der Hoffnung, mit der es der Weltumsegler angelegt hatte. Die Materialien dazu waren blos noch zu ordnen, die Kupfer nur noch auszumalen. Aber es fand sich „kein Verleger, der das Werk honorirt hätte, kein Fürst, der wenigstens die Eitelkeit, in einer Dedication als Unterstützer des Werks zu prangen und im Reiche der Wissenschaft unsterblich zu werden, mit ein paar Hundert Louisdor bezahlen mochte".

Statt der Verleger und der Fürsten hätte Forster die

Verlegenheit der Zeit anklagen sollen. Wer hätte sich vor den einbrechenden Stürmen einer Revolution um die Pflanzen der Südsee bekümmern mögen! Allein eine gegenwärtige Noth so heimlich quälender und erschöpfender Art beengt leicht den Blick und verstimmt das Urtheil. So meinte Forster jetzt auch gegen Jacobi, an den Orten, wo er sonst gewohnt, habe er Ressourcen, bekannte Freunde zu Rath und That gehabt, — gerade Dasjenige, was er allerwärts mit ewigen Klagen entbehrte! Und so fühlte er sich nun in Mainz „durch die Nothwendigkeit sich abzusondern, und durch die Leere der Menschen, die für ihn keinen Berührungspunkt hätten", unglücklicher als irgendwo früher.

Wir möchten Forster'n ungerecht nennen, wenn wir bedenken, daß es damals in Mainz an ausgezeichneten und theilnehmenden Männern, Gelehrten und Weltleuten, durchaus nicht fehlte. Allein wir wissen schon, wie wenig anschließend und wie wählig für Umgang und Hingebung Forster sein konnte. Wie scharf urtheilte er z. B. um diese Zeit über Heinse, der ihn bei seiner ersten Bekanntschaft in Düsseldorf so angezogen hatte! „Heinse thut sich trefflich bene! So gern ich ihn lieb hätte, so unmöglich macht er mir's doch an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, ist nicht von Holz, sondern von Leder, und das zieh' ihm der Teufel ab; — — — denn ich glaube das Leder hat sich mit seiner eigenen Substanz identificirt. In der That sein Egoismus ist bewundernswerth, weil er sich wohl und glücklich dabei fühlt."

Freilich galt es dem Freunde jetzt um einen „Berührungspunkt", den er allerdings bei dem Cabinetsrath

Müller vergebens gesucht hatte. Dieser fand sich durch Forster veranlaßt zu beklagen, daß er jetzt ohne Mittel sei, ihm beizuspringen; sein Sparpfennig liege in den kaiserlichen Fonds; was er bereit habe, decke nur die laufenden Bedürfnisse, da er als ein Mann, der Bücher und so Mancherlei anzuschaffen habe, von seiner sonst artigen Besoldung zu 2500 Gulden kaum etwas erübrige. Leider brauchten jetzt auch alle Fürsten ihr Geld; die Ausgaben seien überall ganz außerordentlich, die gewöhnlichen Hülfsmittel aber theils unanwendbar, theils unergiebig. — Ebenso vergebens scheint Forster einen Vorschuß aus den öffentlichen Kassen betrieben zu haben. Müller wünschte die genaue Summe zu wissen, die er verlange, wahrscheinlich nur um ihn bei dieser Gelegenheit aufmerksam zu machen, daß durch die Kaiserkrönung und den täglichen Aufwand die Staatskassen in dem schlechtesten Zustande seien.

Gerade in dieser Bedrängniß unsers Freundes tritt uns das wunderliche Zartgefühl, das beide Ehegatten in Geldsachen und häuslicher Noth füreinander hatten, oder das ihnen ihre eheliche Verstimmung auferlegte, recht ausgesprochen entgegen. Forster bittet nämlich in seinen nach Pempelfort adressirten Klagen, Jacobi möchte, wenn er in seiner Antwort diesen Sorgenpunkt berühre, es doch auf einem besondern Blatte thun. Er leide gern allein, was er zu leiden habe, und möchte in dem lieben Briefe, nach welchem Alle haschten, Niemanden der ihm nahe sei, etwas darin finden lassen, was Unruhe und Kummer verursachen könnte.

Er meinte doch wol Theresen mit diesem Jemand, der

ihm nahe sei, und glaubte so, wie es scheint, durch einseitiges Leiden still zu verbüßen, was ihm Therese durch ihr „einseitiges Sparen" ebenfalls im Stillen zuschulden legte.

Leider sollte nicht ausbleiben, was Beiden gemeinsam zu tragen schwer genug beschieden ward.

Nach seinem Röschen waren dem Freunde noch zwei Mädchen, das jüngste im letzten Frühjahre geboren worden. Beide wurden im November zum Schutze gegen herrschende Pocken geimpft, und das jüngste, schwächliche Luischen starb. Das lebenskräftige Klärchen überstand dagegen „diese Zuchtruthe des Menschengeschlechts", und kam bald wieder zu Kräften. Die Mutter hatte sich brav gehalten, blieb aber matter und angegriffener, als sie es gestehen mochte. Forster selbst war geistig tief gebeugt. Heyne's herzliche Theilnahme führte ihn durch die Bemerkung, daß wir im Denken leider! über eine gewisse Linie hinausgegangen seien, auf religiöse Gedanken. Die Betrachtung beschäftigte den Freund, wie die Religion, bestimmt, blos Sache des Herzens und der Gefühle zu sein, selbst gegen die Absicht Christi in das System der bürgerlichen Regierungen verwebt und ein Mechanismus geworden sei, wodurch ränkevolle Menschen und Gesellschaften ihre herrschsüchtigen Absichten erreichen wollten. Dagegen empfand er auch lebhaft, in welchen Widerspruch eine zu sinnlich gedachte Fortdauer des Menschen nach dem Tode mit der Unentbehrlichkeit der Organe gerathe, die ja doch im Tode zerstört würden. „Allein", ruft er aus, „wenn meine Vernunft mir wehrt, Vorstellungsarten der sinnlichen Welt in die übersinnliche zu übertragen, so ge-

stattet sie mir doch immer noch eine Ideenfolge, bei welcher ich ruhig erwarten kann, was die Zukunft erst enthüllen wird. Das Wesen, das durch mich und von mir ward, hat eine nähere Verwandtschaft mit meinem Wesen als jedes andere. Zwischen dem Gleichgearteten herrscht eine Verbindung, die ich mir nicht wegleugnen kann. Sowenig also ich im Stande bin, mir die Art meiner Existenz nach dem Tode zu denken, sowenig ich begreife, was aus der Seele meines Kindes wird, das vor mir stirbt; so unumstößlich bleibt mir der Satz, daß es wegen seiner Gleichartigkeit mit mir nicht aufhört, in einem engern Verhältniß mit mir zu stehen; so klar die Wahrscheinlichkeit, daß verwandte Wesen sich da leichter wieder aneinanderschließen, wo sie einander wieder antreffen."

Und so sehen wir denn gegen das trübselige Ende des Jahres den Freund von betrübten Gedanken nach dem Jenseits hingezogen, unter Umständen, in welchen ein zerfallender häuslicher Wohlstand den wachsenden Stürmen einer Staatsumwälzung oft nur allzu leicht zugänglich wird, und persönlicher Mismuth die öffentliche Unzufriedenheit leichter aufnimmt.

Forster neutral.

Aus eigentlich revolutionären Bewegungen in Mainz hätte sich zu Anfang des Jahres 1792 das große Verhängniß noch nicht vermuthen lassen, das schon mit dem Herbst über die Stadt kommen sollte. Streitende Verhandlungen in der Lesegesellschaft, laute Kannegießerei in den Weinhäusern waren mit wortreicher Parteinahme noch weit entfernt von thätlichen Unternehmungen. Die kurfürstliche Regierung hatte die freimüthigen Aeußerungen politischer Meinung lange ruhig hingehen lassen, ja es nachgesehen, daß Professor Hofmann in seinen Vorlesungen über philosophische Geschichte eine baldige deutsche Revolution, und zwar von der Gerechtigkeit des Himmels erwartete. Nun glaubte sie doch mehr Aufmerksamkeit auf die Neuigkeiten richten zu müssen, die von der Lesegesellschaft ausgingen, wo man nicht blos die französischen Zeitungen, sondern auch die leidenschaftlichsten Flugschriften und geheime briefliche Nachrichten aus Frankreich zu lärmender Verhandlung ausbeutete. Der Director der Lesegesellschaft, der bekannte Hartleben, Professor des Römischen Rechts, der

neben dem Staatsrechtslehrer Frank durch seinen Pandektenvortrag selbst norddeutsche Studenten nach Mainz lockte, ließ sich herbei, dem Ministerium die dort eingebrachten und aufgelegten Blätter und Schriftstücke vertraulich mitzutheilen. Dies aber entdeckt, erregte einen solchen Sturm, daß selbst ein so resoluter Mann wie Hartleben, der einst dem Jesuitencolleg entsprungen war und als Cavalerieoffizier im Siebenjährigen Kriege gedient hatte, nicht widerstehen konnte, sondern das Directorium niederlegte; worauf die Gesellschaft zerfiel und eine neue sich beim Buchhändler Sartorius einrichtete.

Unter den Bürgern lief die hauptsächliche Misstimmung gegen die Emigrirten und gegen die Begünstigung aus, die denselben vom Hofe zutheil wurde. Das ganze Rheingau wimmelte von ihnen; alle Wirthshäuser der Umgegend füllten sich an, wodurch den lustigen Mainzern die gewohnten Vergnügungspartien verkümmert wurden. Bald gaben auch die Vorkehrungen, die der Kurfürst seit dem letzten Spätherbste gegen einen Ueberfall von Mainz angeordnet hatte, einen Gegenstand der Besorgniß und des Tadels ab.

Bei dem langjährigen Frieden und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich hatte man die Festungswerke unachtsam verfallen lassen. Man hatte nicht blos den Aufwand der Unterhaltung zu sparen gesucht, sondern Gräben und Wälle für die Hofkammer und stückweise für den Gouverneur auch ökonomisch nutzbar gemacht. Aber auch jetzt noch, wo die kriegerische Stimmung in Paris immer drohender wurde, griff man die Vertheidigungswerke nur spärlich an, und der um-

fassende, selbst von französischen Ingenieuren gebilligte Herstellungsplan des mainzer Ingenieurmajors Eickemeyer wurde nur unzureichend, durch einige Ausbesserung und Herstellung von Zugbrücken, Thoren und Gattern, durch Verpalissadirungen und Ueberschwemmungseinrichtungen, ausgeführt.

Forster sah diesen Vorkehrungen mit Ruhe zu. Er theilte die Besorgniß vor einem Kriege nicht. Sein politischer Blick traute den europäischen Cabineten mehr Staatsklugheit zu, als sie noch in demselben Jahre bewiesen. Sie würden, meinte er, Frankreich lieber in seiner innern Zerrüttung erhalten, und es eher zur Fabel von Europa werden lassen, als es zum Vorbilde für dasselbe machen helfen. Viel mehr als die mainzer Anstalten regten ihn kleinliche Aengstlichkeiten aus Göttingen auf. — Nach dem letzten, über Gebühr beschäftigten Sommer und der Erlittenheiten des Vorwinters brachte er die harten Monate in Abspannung und Unthätigkeit hin. Doch hatte er in den „Göttinger Anzeigen" eine Schrift Brissot's recensirt, dieses überspannten Republikaners, der aus einem französischen Polizeispion für England ein amerikanischer Demokrat geworden war und in Quäkertracht, ungepuderten Haares, unter den Girondisten unermüdlich gegen die auswärtigen Mächte handirte. Die Recension, gewaltig charakterisirend, machte Aufsehen. Anfragen an Heyne wegen des Verfassers setzten den ängstlichen Papa in Besorgniß für Forster'n, wenn die Recension nach Mainz käme. Er warnte den Schwiegersohn, die Schrift Brissot's ja nicht zu übersetzen, ihn und die Seinigen in Göttingen und sich selbst nicht um einer

Grille willen aufzuopfern, oder auch nur in Gefahr zu bringen. — „Glauben Sie nur", schrieb er, „den großen Haufen erleuchten wir über das Politische sowol als über das Theologische nie; nur Autorität, Faction und Fanatismus setzt ihn in Bewegung. — Ich kenne Ihren schönen Enthusiasmus, der in Ihrem Hause je zuweilen mehr angefacht wird, als gut ist, und weiß an meinem eigenen Beispiel, wie leicht man sich hinreißen läßt."

„In meinem Hause", erwiderte Forster, „wird soviel und mehr aristokratisirt, als für die andere Seite gesprochen, und was mich persönlich betrifft, so gehöre ich in keinem Falle zu den enragés, weder der einen noch der andern Seite. Gerade diese Billigkeit aber ist allen Narren oder Schurken, die Partei ergriffen haben, verhaßt."

Er hatte nicht daran gedacht, Brissot zu übersetzen. Für sich unbesorgt, gab er der mainzer Regierung das gute Zeugniß:

„Wer so die Wahrheit sagt, ist hier nicht gleich in die Acht erklärt."

Und mit edelm Unwillen setzte er hinzu:

„Auf die Gnade von Hannover werde ich doch nicht Rücksicht nehmen sollen. Als die Logen in ganz Deutschland vom Herzog von Braunschweig aufgefodert wurden, einen Beitrag zu geben, um meines Vaters Schulden in England zu bezahlen, waren Hannover und Göttingen die einzigen Orte, die keinen Pfennig hergaben. — — Wie sollte es mir einfallen einen Umsturz predigen zu wollen, den ich selbst nicht wünsche, sondern vielmehr für ein so großes Unglück in Deutschland halte, daß ich Alles aufbiete, um es abzuwenden." — —

Bald drängten deutsche Angelegenheiten sich vor das drohende Frankreich, und schoben die vom Kurfürsten heimlich begünstigte Contrerevolution der Emigrirten etwas bei Seite. Kaiser Leopold starb am 1. März. Das Cabinet des Reichserzkanzlers, von welchem die Vorkehrungen zur neuen Kaiserwahl ausgingen, kam in athemlose Geschäftshast. Welche Erwartungen spannten sich nicht auf den neuen Kaiser! Man versprach sich von dem jungen Franz ein Ablenken von der Politik Leopold's in das verlassene Fahrgleis Josephinischer Reformen, — eine Selbsttäuschung, die man wol mehr aus dem gefühlten Bedürfnisse der Zeit, als aus der Persönlichkeit des jungen Erzherzogs schöpfte. —

Zwei persönliche Erlebnisse, die in denselben Monat März fielen, zogen unsern Freund — als ob sie seine rühmliche Neutralität bestätigen wollten, nun auch von einer lebhaften Theilnahme an der öffentlichen Angelegenheit des alten Deutschen Reichs ab. In der Woche des Sonntags Lätare ward ihm ein Knabe geboren. Wir wissen von Röschens Geburt her, daß Forster die Thorheit, Kinder des einen Geschlechts denen des andern vorzuziehen, nicht kannte. Aber es freute ihn doch, daß nun ein Junge da war, — „weil es eine Aussicht eröffnete zu einer Art der Mittheilung von Ideen, welche bei Mädchen gar nicht möglich ist". Und daß Therese sich gesund fühlte, wie sie es lange nicht war, erheiterte ihm den Blick in die Zukunft.

Das zweite war ein Begegniß der Freundschaft. Sömmerring, seit dem December mit Margareth Elisabeth Grunelius in Frankfurt verlobt, heirathete, und erfüllte

so endlich Lichtenberg's Catonisches „Ceterum censeo uxorem esse ducendam".

Aber auf den heitern März folgte der April, und seine Wechsel blieben für Forster's Stimmung nicht aus. — „Es ist zum Erstaunen", klagte er gegen Lichtenberg, „was man nicht Alles über sich muß ergehen lassen, was man nicht Alles erfahren muß, blos um es erfahren zu haben. Ich glaube, ich bin seit Jahr und Tag um zwanzig Jahre älter geworden, und das nicht im bessern Sinne des Worts; ich fühle mich erstorbener, als ich es sollte, wie eine Pflanze, die vom Froste gerührt ist und sich nicht wieder erholen kann. Ich fühle meinen Kopf so leer, wie einen ausgehöhlten Kürbis, und von meinen Schenkelknochen kann ich leider nicht rühmen, daß sie noch Mark hätten. Es ist mir seit geraumer Zeit ganz unmöglich, etwas Ordentliches zu schreiben. Wie der zweite Band der «Ansichten» fertig geworden ist, begreife ich selbst nicht."

Hinter diesen Klagen versteckte sich, neben körperlichem Misbehagen, freilich wieder die alte Geldnoth. Daß seine „Ansichten" sowenig öffentlich besprochen würden, wollte er weit ruhiger ansehen, wenn er eben nicht troz aller Anstrengung „ein armer Teufel" bliebe, und folglich auch diese Mittelchen, vorwärts zu kommen, nicht ganz verschmähen dürfte. Er gestand sich selbst ein, daß er, soviel er auch erarbeite, doch noch mehr ausgebe, — bald zu kleinen Erholungsreisen, bald für Bücher, Landkarten u. dergl.; sodaß er seine Reputation eines raschen Arbeiters sehr theuer erkaufe. Und am Ende, als ob er voraussehe, worauf ihn die Freunde, denen er seine Noth

vorjammerte, tröstend verweisen würden, läßt er sich seltsamerweise gerade vom Bewußtsein seiner Ohnmacht auf sein eigenes Ich zurückführen, überzeugt, Alles in der Natur sei darauf berechnet, daß der Mensch nach Verlauf der Jugend mehr an sich selbst als an allem Andern haben sollte; wozu denn die leidigen Wahrnehmungen gut seien, die Einen oft unsanft genug vom Rückfall in jugendliche Schwärmereien heilten.

Richtig wiesen denn auch die theilnehmendsten Freunde auf dies eigene Ich des unglücklichen Mannes, auf seine Kräfte und Leistungen hin. Schon früher hatte Dohm, der mit seiner Familie fünf schöne Winterwochen bei Jacobi in Pempelfort verlebt hatte, ermunternde Zeilen nach Mainz gelangen lassen. „Sie haben Alles in sich, was Sie aufrichten und ermuntern kann", schrieb er. „Sie haben auch Das, was das Wichtigste ist von Allem, den Willen und festen Entschluß, sich durch die äußern Dinge nicht unterdrücken zu lassen. Sie genießen dabei auch einer Unabhängigkeit und eines Gebrauchs Ihrer Zeit, daß Sie Ihre Lage schwerlich irgendwo in Deutschland verbessern könnten." —

Der wohlgesinnte Mann fügte noch andere Andeutungen hinzu, — wie sich Forster etwa mit seinem botanischen Werke unmittelbar an den König von England, diesen hohen Freund der Botanik, wenden, oder den Kaiser von Oesterreich, der beträchtliche Summen zur Erweiterung der Naturkunde bestimmt habe, mit seinem Vorhaben angehen, oder bei der berliner Akademie eine Unterstützung jenes Werkes nachsuchen möchte. In letzter Hinsicht brachte er den Freund auf den Gedanken, an den

Minister Grafen Herzberg zu schreiben, und erbot sich, bei diesem die Angelegenheit mündlich zu unterstützen. Hinter all diesen Winken fiel freilich ein trüber Seitenblick Dohm's auf die Ungewißheit des allgemeinen Zustandes in nächster Zeit, die in alle Angelegenheiten und Entwürfe etwas Abschreckendes bringe.

Aehnliche Ermunterungen kamen von Heyne, der sich besonders gegen die selbstquälerischen Zweifel des Schwiegersohns darüber, daß er mit allen Bemühungen nichts Gutes stifte, ereiferte. Er schalt es Hypochondrie, um es nicht Sünde wider den guten Geist zu nennen. Herzlich war das väterliche Wort: „Stößt Ihnen eine jählings dringende Noth auf, so wissen Sie, daß ich Sie nicht verlassen werde.“

So war auch Jacobi's Urtheil über des Freundes Einleitung zu den neuesten Reisesammlungen recht erquickend. Er dankte „für die mannichfache Belehrung, welche sie für ihn enthalte, für den schönen Umgang, den sie ihm unter dem Lesen mit einem kenntnißreichen, edeln philosophischen Manne gewährt, und vielleicht am meisten für die Lust an seinem Freunde, die sie ihn empfinden ließ“.

Zwischen diesem und desgleichen Zuspruch rückte, vielleicht noch wirksamer, der Monat Mai herbei. Forster's Befinden besserte sich, seine Kräfte kehrten wieder. Er ward seiner Hypochondrie inne und glaubte in seinem zu langsamen Blut einen Grund seiner Schwermuth und der Trägheit im Wollen und Entschließen zu erkennen. Mit dieser Einsicht in sein Uebel meinte er schon weniger krank zu sein. Er erkannte mit jenen Freunden die Arbeit als

einzige Nothhelferin an; nur hatte er am Uebersetzen einen ordentlichen Widerwillen genommen, und fühlte zum eigenen Schaffen, z. B. am dritten Theile seiner „Ansichten", noch keinen innern Antrieb.

Bei alledem folgte er den revolutionären Bewegungen in Paris mit der alten Aufmerksamkeit. Das Unerfreuliche daran entging ihm nicht; allein er war geneigt, die Ausartungen der Revolution nur dem Hofe, dem Adel, den Priestern und den auswärtigen Mächten ins Gewissen zu schieben. Sein Unwille traf die reactionären Maßregeln, die fort und fort mit gänzlicher Verwerfung alles Dessen, was Vernunft und Billigkeit foderten, offenbar und heimlich gegen die Sache der Revolution gerichtet wurden. Dennoch, so beißend oft seine Bemerkungen, besonders auch über die ganz ehr- und grundsatzlose Politik der Großmächte ausfielen, ließ er sich doch — wenigstens sinnbildlich — den revolutionären Zahn förmlich ausziehen. Das schlechte Wetter suchte ihn nämlich mit Schmerzen an einem kranken Zahne heim. Nachdem er ihn hatte ausnehmen lassen, schrieb er an Papa Heyne unter Anderm:

„Es ist lächerlich, bei einem so kleinen Verluste an das allmälige Absterben zu denken, und doch kann man in dem Augenblicke, wenn man den Höllenschmerz des Ausreißens erlitten hat und nun die Lücke fühlt, sich einer solchen Reflexion nicht erwehren. Da wünschte ich denn immer nur auf dem Punkte zu sein, daß, wenn es einmal nicht länger mit dem baufälligen Leimhüttchen zusammenhalten will, ich wenigstens mit einem beruhigten Abschiedsblick auf Diejenigen, die ich zurücklasse, hin-

scheiden könnte. Ich glaube, lieber Vater, eine solche Sinnesart und ein solcher Wunsch ist wol die sicherste Verwahrung gegen das Jakobinerwerden, weil doch das wol am allerweitesten liegt — gegen jede zu excentrische und gewagte Anwendung meiner geringen Kräfte.“ —

Und noch entschiedener ist das Wort der Entrüstung, das Forster über des Kurfürsten thörichte und trotzende Politik, als sein Ultimatum, gegen Heyne ausließ:

„Meinetwegen mag doch geschehen, was immer will; es ist nicht der Mühe werth, daß man sich um Fürsten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Scheermessern schnitzeln wollen macht nur das Messer stumpf, der Klotz bleibt, was er war. Wo alle unmittelbare Theilnahme am Schicksal der Menschen ein Verbrechen ist, dort gibt es keinen Gemeingeist, dort bleibt keine Pflicht, als für sich selbst und für die Seinigen zu sorgen.“ —

Und doch stand Forster vielleicht einer Parteinahme nie näher, als da er von Fürsten und Völkern nichts mehr wissen wollte. Für welche Seite, für welche Sache wird er sich entscheiden? Und was wird bei seiner Wahl den Ausschlag geben?

Hohe Politik.

Derselbe Monat Mai, der unsern Freund neu belebte, hatte denn auch der trotzig herausfodernden Politik des alten Herrn auf dem mainzer Stuhle eine gute Gelegenheit geboten, die imponirenden Blicke aufzuspannen.

Seit dem 20. April war, auf Andrang des jakobinischen Ministeriums, von Frankreich der Krieg an Oesterreich erklärt. Mit Mainz und dem Deutschen Reiche hatte das französische Cabinet den Weg der Unterhandlung noch offengehalten. So angemessen für die Lage von Mainz eine kluge Neutralität gewesen wäre, so auffallend hatte der Kurfürst sie bisher verletzt; indem er mit dem Herzog von Würtemberg und dem Prinzen Condé Verabredungen gegen Frankreich traf, in Mainz die französischen Nationalfarben beschimpfen ließ, und den Emigrirten Waffenübungen in Worms und Bingen, Anlegung von Magazinen u. dergl. gestattete. Nun erschien zu freundlichen Unterhandlungen und um dem alten Fürsten sein und seines Landes wahres Interesse begreiflich zu machen, in der Person eines Herrn von Villars ein französischer

Abgeordneter jakobinischer Farbe. Der Kurfürst ließ ihn 14 Tage auf eine Audienz warten, empfing ihn dann nicht ohne auffallende Vernachlässigung auf dem pomphaft umgebenen Thronhimmel, erwiderte kurz und kalt die Anrede des Franzosen, und entließ ihn ohne die gewöhnliche Einladung zur Tafel. Während bei seiner feierlichen Auffahrt ein zahlreiches Volk sich mit Theilnahme um das Schloß drängte und die Franzosenfreunde Zeichen des Beifalls gaben, hatten die wüthenden Emigrirten einen Scherenschleifer unter den Fenstern des Gesandten am Hause eines Kaufmanns aufgestellt und drängten sich, ihre Säbel zu schleifen, prahlerisch herbei. Sie verhöhnten und beleidigten ihn, wo er sich zeigte, und der Hof war unklug genug, einen in der Eigenschaft eines Gesandten aufgenommenen Mann unbeschützt und unberücksichtigt zu lassen. Man rechnete auf die zugesagte preußische Armee, um dann auch den Emigrirten die vorbereitete bewaffnete Erhebung zu gestatten.

Unter solchen Bewegungen kam die Wahl und Krönung Franz' II. herbei. Als ob im Vorgefühle, daß es der letzten Kaiserkrönung gelte, hatte sich am 14. Juli ein unermeßliches Volk zu dieser Feierlichkeit in Frankfurt zusammengedrängt. Auch Forster war mit Huber und seinem jungen Engländer hinübergefahren.

Die Jugend des Kaisers, als er auf dem Zuge nach der Kirche unter der Last des Hermelinmantels und der Krone die großen blauen Augen auf der Menge der Zuschauer umherirren ließ, hatte selbst für Forster'n etwas bis zu Thränen Rührendes, — Empfindungen, die, wie der Freund meinte, ein so schönes Verhältniß zwischen

Regenten und Regierten als möglich zu erkennen gäben, zugleich aber auch des Misbrauchs wegen so gefährlich wären. Bange machen galt auch damals schon von Seiten Derer, die einen jungen Herrscher gern beherrschen mögen, und so wurden an den Tagen der Krönung verschiedene Franzosen festgenommen unter dem Vorwande, es sei ein Complot gegen das Leben des Kaisers im Werke gewesen.

Der Kurfürst hatte die versammelten Fürstlichkeiten nach Mainz eingeladen, und die zahlreichen Gäste trafen am 18. Juli ein, nachdem der jakobinische Gesandte auf Albini's Erklärung, daß man ihm länger keinen Schutz gewähren könne, etwas hasenherzig die Stadt verlassen hatte, ohne nun seinem Hofe berichten zu können, ob Mainz und das Reich neutral oder kriegsrüstig gegen Frankreich gesinnt seien.

Da war nun vom 19. bis 22. Juli, auf der Sommerhöhe des Jahres, Mainz „der Sammelplatz von Allem, was in Deutschland wichtig war oder sich wichtig dünkte, von gekrönten Häuptern, Fürsten, Ministern, Gesandten und zahlreichem Adel. Man zählte gegen zehntausend Fremde. Alle Gasthöfe waren mit Prinzen besetzt, die in den kurfürstlichen Palästen nicht Platz mehr gefunden hatten, und alle Privathäuser beherbergten Gäste oder Fremde aus irgendeinem entfernten Winkel von Deutschland. Vom frühen Morgen an wimmelten die Straßen von wohlgekleideten Personen, und gegen Mittag ward das Gewühl der Kutschen rauschend genug, um einer Hauptstadt den Rang streitig zu machen. Bei Hofe folgten Feste, Schmäuse, Concerte, Bälle, Erleuchtungen

Feuerwerke, verherrlicht durch den unnachahmlichen Zauber der Gegend und die majestätische Pracht des Rhein mehre Tage hindurch in ununterbrochener Reihe aufeinander. Vor allem trugen die Erleuchtungen den Beifall der Kenner davon. Die Gärten der Favorite, die Schiffbrücke, die Jachten auf dem Flusse, die Kirchthürme von Kostheim, Castel und Hochheim zauberten im Dunkel der Nacht einen künstlichen Tag hervor. Im unermeßlichen Spiegel des Rhein verdoppelten sich die brennenden Thürme und die vom Ufer in die Lüfte steigenden Feuergarben. Die anbefohlene Erleuchtung war ungeachtet der kurzen Vorbereitungsfrist außerordentlich wohlgelungen. Ueberall brannten im bunten Lampenscheine schwergereimte Glückwünsche an das neue Reichsoberhaupt und dessen Gemahlin, und geistreiche Anspielungen auf das gute Vernehmen der beiden Adler; hier und da ermannte sich sogar ein loyaler Hofbedienter, den vereinigten Waffen Sieg zu prophezeien!" (Forster's „Gesammelte Schriften", VI, 358 fg.)

Unter diesem Glanze, der vor allem die Blicke des revolutionären Frankreich auf sich ziehen mußte, versammelten sich täglich in einer kleinen Schenke des nahen Dorfes Weißenau am Rheinufer die kaiserlichen, die preußischen und einige andere Minister und bereiteten die Gegenstände der Berathung für ihre Herren. „In diesem Fürstencongreß ward das Schicksal Europens gewogen und über Frankreichs Provinzen das Loos geworfen. Hier ward die Ausführung jener Plane zum letzten mal verabredet, die man in Pavia und in Pillnitz genehmigt hatte."

Unzählige Gerüchte über die Schicksale Frankreichs und die Rheinländer irrlichterten, wie es sich denken läßt, um dies weißenauer Geheimniß. Forster warf einen Blick auf Frankreich, wo Alles aufs äußerste gespannt war und die letzten Gräuel in Paris den Grad der Erbitterung bewiesen. — Jetzt nur Tollheiten von Seiten der deutschen Ligue, so geht das Gemetzel an! rief er aus. Und auf Deutschland blickend fürchtete er, daß Abstellung der Misbräuche, die so leicht gewesen, wenn man sie unter der Hand vorgenommen hätte, endlich auch hier wie in Frankreich das Werk einer Gährung sein werde, die um so länger dauern müsse, als es überall an einem großen Manne fehle, der sich zum Haupt einer Partei aufwerfen und als solches behaupten könnte, aber auch ebenso wenig wahre Größe unter den wirklich Machthabenden anzutreffen sei.

In diesen glanzvollen Tagen von Mainz fühlte Niemand sich glücklicher als der Wirth eines so außerordentlichen Festes, — der Kurfürst, der jetzt hohe Politik trieb. Professor Hofmann scherzte in seiner oft etwas derben Weise darüber, wie vergnügt der alte Köter wedle, weil er jetzt mit den großen Hunden umherlaufen und ihre politischen Aeußerungen beschnüffeln dürfe. Nur schade, daß er selbst das Bein dabei nicht so hoch wie sie aufheben könne! Die rastlose Bemühung desselben, Gegenrevolution in Frankreich zu bewirken, sollte nun gekrönt werden. Wirklich erschien, als die Prachtblüte der Feste abzuwelken begann, die große Frucht der weißenauer Berathungen. Aus den Pressen der Hofbuchdruckerei ging das berühmte Manifest des Herzogs von Braunschweig

als obersten Befehlshabers aller gegen Frankreich vereinigten Armeen hervor. „Es foderte die französische Nation feierlichst auf, den deutschen Heeren überall offenen Zugang zu lassen, und sich ihren Waffen nicht zu widersetzen. Gegen den Geist der Freiheit, der die neue Verfassung geschaffen hat, flammte es Rache und Vernichtung und erklärte auf das kaiserliche und königliche Wort der beiden verbündeten Monarchen, daß die geringste, dem Könige von Frankreich und den Seinigen zugefügte Beleidigung die gänzliche Zerstörung der Stadt Paris und die Hinrichtung der Aufrührer nachsichziehen soll.“

Forster meinte:

„Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzosen zur Gegenwehr anzuhetzen, so hätte man es nicht klüger anfangen können. Und das sind die Menschen, deren Maßregeln man billigen soll? Wohl Dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnsinnigen Treiben zusehen kann!“ —

Dennoch blieb er nicht in diesem Winkel, als am 22. Juli die hohen Häupter Mainz verließen. Der König von Preußen begab sich mit seinem Gefolge in den prächtig geschmückten kurfürstlichen Jachten nach Koblenz zu der dort marschfertigen Armee. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, mit unzähligen Neugierigen besetzt, die zum ersten mal in ihrem Leben ein Lager anzustaunen wünschten, zogen nach. Der Strom war zu mächtig, um Forster'n nicht mit fortzureißen. Er begleitete die seiner Frau befreundete Familie des Kriegsraths Reichard aus Gotha bis Koblenz. Selbst Heyne scherzte, er müsse ein Aristokrat geworden sein, und pries ihn als welterfahrenen

Mann, der nun auch eine Kaiserkrönung gesehen habe; setzte aber hinzu: „Ich beneide Ihnen doch mehr, daß Sie die Häupter von Otaheiti gesehen haben."

Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, machte die Fahrt mit, nachdem er sich etliche Tage bei Forster'n aufgehalten hatte. Ein drolliger Mensch, voll der seltensten Kenntnisse von Sachen, Menschen und Sprachen, der dem Freunde Lust zu machen suchte, ihn auf seiner im Jahre 1794 vorzunehmenden Reise nach Griechenland zu begleiten.

Wie verlockend für den immer reisebereiten Weltumsegler, der nicht ahnte, welche Wendung es mit seiner nächsten Zukunft infolge der hohen Politik jener glanzvollen Festtage nehmen werde! Ein schmerzliches Vorzeichen begegnete ihm bei seiner Rückkehr von Koblenz. Kaum war er angelangt, als das schwächliche Söhnchen starb, das ihm in der Lätarewoche geboren war.

Fünftes Buch.

Scheidewege.

So war denn der Glanz der mainzer Feste für Forster und Therese mit einer häuslichen Trauer erloschen. Für Beide ein schweres Ereigniß! Therese kränkelte schon länger an einem dauernden Brustleiden, das ihren sonst so lebhaften Geist mit Ahnungen eines frühen Todes drückte, ohne sie für die Kämpfe, die ihr bevorstanden, zu entmuthigen. Forster ergab sich darein, zu dulden und zu schweigen, weil sonst des Fragens doch kein Ende sei, warum gerade hier diese Verkettung, hier der Schlag. Und in der That, je mehr er mit Verdruß von der Sache der Könige und der Völker abgewendet, sich auf seinen engsten Lebenskreis zurückzog, desto dringender löften sich hier die Bande, die sein Herz mit Liebe oder mit Pflichten fesselten; als ob sein Verhängniß ihn zu irgendeinem Unternehmen ledig — oder irgendeinem Unglücke preisgeben wollte.

Befürchtungen dieser Art regten sich wirklich sogar bei entfernten Freunden. Ein Brief von Jacobi lief in diesen Tagen ein und sprach die Besorgniß aus, Forster

möchte in den Fall kommen, Mainz zu verlassen. Seine bekannte Gesinnung und gewohnte Freimüthigkeit mag so ängstliche und weltkluge Leute wie Heyne und Jacobi bedenklich um des Freundes Stellung gemacht haben. Wir wissen, daß Forster weder die Politik seines Fürsten noch die Manifestationen des mainzer Congresses angemessen und weise fand. Am mainzer Hofe und in der Atmosphäre der Emigrirten herrschte aber jetzt eine zugleich so übermüthige und empfindliche Selbstzufriedenheit, daß Jeder, der die gegen Frankreich erhobenen Schritte nur für bedenklich oder gefahrbringend erklärt hätte, für einen Jakobiner oder Propagandisten wäre angesehen worden. Die während der Anwesenheit der Fürsten zurückgewichenen und unbeachteten Emigrirten waren nun desto vorlauter hervorgetreten, gaben den Ton an und rüsteten sich mit kurfürstlichen Waffen zu dem „Spaziergang nach Paris", wo alle dort zurückgebliebenen, selbst dem König treuen Männer gehenkt und alle Jakobiner geköpft werden sollten.

Forster verstand die Andeutung Jacobi's genug, um die Innigkeit der Theilnahme an seinem Schicksale darin zu erkennen. Er suchte den Freund zu beruhigen. Seine Antwort verräth aber zugleich auch das von Trauer gebeugte Herz. — „Ich nehme ja keinen Antheil an Allem, was vorgeht", schrieb er; „ich sehe mit gleichgültigem Auge, was hier geschieht, ohne nur meine Meinung darüber zu äußern, und wenn ich fehle, so ist es durch negatives Verhalten, weil ich nicht heucheln und da meine Anhänglichkeit bezeigen kann, wo ich meine Achtung verweigern muß. Freilich gibt es Menschen, die von dem

Spruche «Wer nicht für uns ist, der ist wider uns» eine böse Anwendung machen, und gern Jeden, der noch so gemäßigte Grundsätze im Busen trägt, für den Anhänger der verhaßten Gegenpartei ausschreien, gegen welchen jede Verleumdung, jede Verletzung der Treue und des Glaubens gilt. Allein gegen Widersacher dieser Art kann ich mich nicht schützen, und muß also geduldig abwarten, was über mich ergehen mag."

Aus so tiefbewegtem Herzen scheint denn auch ein erster Seufzer des Freundes über sein eheliches Unglück in denselben Brief übergegangen zu sein. Zur Entschuldigung so mancher Ausdrücke seines Mismuths und seiner Traurigkeit, wodurch er dem Freunde Jacobi Besorgnisse erwecke, möchte Forster gern einmal alle Fäden seines Herzens berühren, die es in Bewegung setzen, und bekennt, daß er Augenblicke habe, „wo eine andere Gattung von Unglück" ihn das Drückende seiner äußern Lage tiefer empfinden lasse. Dieser Kummer unterscheidet sich also von seiner „äußern Lage", das heißt von den uns und Jacobi bekannten Geldverlegenheiten und häuslichen Sorgen. Auch kann mit dieser leisen Andeutung die Trauer des väterlichen Herzens nicht gemeint sein. Denn warum sollte er den Verlust seines Knaben nicht ausgesprochen haben? „Es ist unbeschreiblich", setzt er hinzu, „was der Mensch erfahren kann, und wenn alles Böse, was uns widerfährt, wie ich nicht zweifle, zu unserer Besserung geschieht, so muß ich wirklich schließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu bessern gewesen ist. — — Das Beste von Allem ist ein kleiner Rest von Muth, der mir noch übrigbleibt und immer noch wiedergekom-

men ist, so oft ich nur zu erträglichen physischen Kräften gelangen konnte."

Diesen Muth zu beleben, ließ sich für Forster's „äußere Lage" Manches günstig an. Als ob die Stille, die hinter dem verrauschten Congreß in Mainz eingetreten war, durch keinerlei Besorgniß gestört werden sollte, ließ der Kurfürst unmittelbar auf die Abreise seiner hohen Gäste alle Festungsarbeiten wiedereinstellen. Der Kostenpunkt mag den alten Verschwender hauptsächlich dazu bestimmt haben; denn darin trieb er es im Staate, wie's Forster im Hause machte, daß er in Nebendingen zu viel aufwendete, als daß er dem Nothwendigen hätte genügen können. Indeß erschien ja doch auch jede Vorsicht und Vertheidigungsmaßregel überflüssig hinter so kühnen Manifesten, so tapfern Erwartungen und so kriegerischen Preußen, die alle Revolution, wo sie solche nur anträfen — „werfen" würden. Nun zeigte sich der alte Herr auch wieder für die Angelegenheit der Bibliothek eifrig.

Schon seit dem Winter war man damit umgegangen, das Jesuitencolleg zur Aufnahme der verwaisten Bücher einzurichten. Die Jesuitenkirche, die sich besser geeignet hätte, wagte man nicht zu nehmen. Die geheimen Jesuiten, die viel Anhang unter den hohen Beamten hatten, wußten im Volke eine lebhafte und eifersüchtige Anhänglichkeit gerade an diese Kirche zu unterhalten. In einem anonymen Drohbriefe wurde gefragt, ob dies der Dank — des Protestanten (Forster's?) für das gute mainzer Brot sei, daß man dem Volke auch noch diese Lieblingskirche nehmen wolle.

Gar bald überzeugte sich Forster durch den Gang der

Verhandlungen, daß es der Universität und den Jesuiti- schen kein Ernst mit einem Bibliotheksgebäude und noch weniger mit einer zweckmäßigen Vermehrung der Biblio- thek sei. Aber auch von den doppelt vorhandenen Bü- chern wollte man nichts veräußern lassen. Die ehema- ligen Jesuiten waren auf jedes nur einigermaßen gute Buch ihrer Anschaffung so eifersüchtig, als ob man ihnen ein Stück aus dem Leibe schneiden wollte, wenn von dessen Veräußerung gesprochen wurde.

Was war da zu hoffen, als endlich der Kurfürst und der Coadjutor sogar auf die Jesuitenkirche selbst fie- len? Allerdings war dieselbe eine durchaus geeignete Räumlichkeit, die nach Forster's wiederholter Ausmessung den ganzen Bücherschatz bequem aufzunehmen versprach. Indeß meinte Forster selbst, wenn just in den jetzigen Zeiten aus dem Bibliothekbau Ernst würde: so gehöre dies zu den sonderbarsten Erscheinungen.

Doch wenn dieser Gegenstand nur Forster's Thätigkeit belebte, ohne seine Lage zu verbessern, so ergab sich von einer andern Seite auch eine Aussicht auf Gehaltszulage. Der Professor der Naturgeschichte wurde nach wiederholten Blutstürzen aufgegeben, und der Prorector, in jenem Jahre der Professor des deutschen und mainzer Rechts, Hof- und Regierungsrath Bodmann, drang in unsern Freund, diese Lehrstelle zur Bibliothek mit zu überneh- men; wodurch ihm freilich ein Fixum von 600, minde- stens von 400 Gulden zuwachsen mußte. — Fixum war ein kostbares Wort für Forster, etwas, was er nicht ab- weisen zu dürfen glaubte, zumal ein paar Stunden die Woche in einem ihm nicht fremden Gebiet ihn nicht

überladen konnten. Auch Heyne ermunterte ihn zu einem solchen Nebenamte, das einen lebendigen Verkehr, eine gesunde, frohe Thätigkeit neben dem gelehrten Grab einer Bibliothek fortzuführen gemacht sei. Forster that demnach die nöthigen Schritte, und obgleich er die Sache in seinen Briefen nicht mehr erwähnt, wissen wir doch, daß er die Stelle mit einer Zulage von 400 Gulden wirklich erhielt.

Zugleich ging er auch wieder an seine literarischen Arbeiten, die bei soviel abwechselnden Auftritten in Frankfurt und Mainz, bei so mancherlei Besuchen von reisenden Offizieren, Feldärzten, Feldpredigern u. dergl. und unter der Benutzung des Sommerwetters zu Erholungsgängen ziemlich still gelegen hatten. Da kam er unvermuthet und gerade durch eine seiner flüchtigsten Federn in eine ganz neue, interessante Verbindung. Man könnte glauben, des Freundes Verhängniß, indem es so manches Herzensband löste, habe ihn durch neue Verknüpfungen fesseln und von allem revolutionären Andrang der Zeit ablenken wollen.

Der Buchhändler Voß in Berlin hatte ihn für eine Darstellung der Begebenheiten des Jahres 1790 gewonnen, die für 1793 in Kalenderform, mit Bild und Biographie des Grafen Herzberg, erscheinen sollte. Während Forster an diesem historischen Versuch arbeitete, kam ihm dieser berühmte Staatsmann durch eine besondere Aufmerksamkeit entgegen. Der Minister des Hubertsburger Friedens und des Fürstenbundes, der Vertraute des Alten Fritz, hatte sich unter dem jetzigen Könige halb und halb von den Geschäften zurückgezogen und befaßte sich mit

einer Sammlung von Staatsschriften seiner Zeit. Von diesen ließ er durch den Verleger Voß Forster'n ein Exemplar zustellen, wobei er sich über jenen historischen Kalender gegen den Buchhändler geäußert hatte. Herzberg sah sich nämlich bei diesem literarischen Unternehmen persönlich gar sehr betheiligt. Im Jahre 1790 war sein Ministerium am thätigsten gewesen, und bei der von Voß beabsichtigten Vergleichung zwischen ihm und Pitt hielt er sich für zu interessirt, um nicht zu wünschen, daß solche, auch in einem kleinen Gemälde, mit treuer Wahrheit ausgeführt werde.

Forster hegte eine hohe Meinung von diesem ausgezeichneten Staatsmanne. Aus welchen Gesichtspunkten er ihn betrachtete, können wir aus dem kleinen Aufsatze im 6. Bande seiner „Gesammelten Schriften", S. 241 fg., entnehmen. In seinem Dankschreiben an Herzberg sprach er sich über sein Vorhaben bescheiden und entschuldigend aus. Er legte es dem Publicum zur Last, daß ein abhängiger Schriftsteller auch mit einer ernsten Arbeit, für die er eine angemessene Form wählen sollte, sich den Launen der Leser und der Toilette flüchtiger, leichtsinniger Zeitgenossinnen untergeben müsse. Er erwähnte seiner äußerst eingeschränkten Lage, die ihn in die Nothwendigkeit versetze, allerlei literarische Arbeiten nicht aus eigener Wahl, sondern nach dem Verlangen der Verleger zu unternehmen; wobei er bedauerte, daß eine so unbedeutende Arbeit, welche höchstens das Verdienst haben könnte, den großen Haufen urtheilsunfähiger Leser auf eine richtige Ansicht der Dinge zu führen, für den Staatsmann, den erfahrenen Lenker der politischen Angelegenheiten einer

großen Monarchie, den gelehrten Geschichtskenner und den ersten Mitwirker in den politischen Ereignissen unserer Erde, nicht das mindeste Interesse haben, oder ihm auch nur eine Idee darbieten könne, welche sein Scharfblick nicht schon längst aus der genauern Kenntniß und Uebersicht aller geheimen Triebfedern der Cabinete richtiger und treffender geschöpft hätte.

Graf Herzberg nahm dies Schreiben sehr freundlich auf. Er fand den Plan des historischen Kalenders schön und interessant, aber auch schwer, weil die meisten solcher Begebenheiten noch mit dem fast undurchdringlichen politischen Schleier des Geheimnisses, welches ja die Stärke des neuen Staatssystems sein solle, verhüllt seien. Forster würde Vieles aufklären können, meinte er, wenn er ihm nur den dritten Theil seiner öffentlichen Schriften, der schon gedruckt sei, mittheilen dürfte, was ihm aber der König auf das schärfste verboten habe. Herzberg erbot sich sogar, wenn ihm das Manuscript des Werkes, das ja in Berlin gedruckt werde, auf einen oder zwei Tage vorgelegt würde, dafür zu sorgen, daß es interessant und völlig wahr und unparteiisch werden, und nichts hineinkommen solle, was allen Theilen anstößig und dem Absatze nachtheilig sein könnte. Zugleich hatte er eine vermehrte Biographie von sich dem Verleger für Forster'n übergeben.

Wir haben diesen berliner Faden soweit in unsere Erzählung hereingezogen, weil uns die unerwartete Anknüpfung desselben von Bedeutung erscheint. So kurz vor der verhängnißvollen Stelle, wo Forster's Lebenspfad zur Revolution umbog, streckte sich ihm eine mächtige

Hand entgegen, die unter Umständen so leicht hätte dazu kommen können, ihn zur Diplomatie hinüberzuziehen. Freilich hatte sich Graf Herzberg bereits aus dem Ministerium des Auswärtigen auf die bloße Curatel über die Akademie zurückgezogen; doch stand er jetzt noch immer in des Königs Achtung und Gunst. Aber die historische Arbeit Forster's, durch die eine so klare und würdevolle, in drei Sprachen gewandte Feder sich zur Historiographie für die laufende Geschichte, zur Schriftführung über die brennenden Fragen der Cabinete, zum Secretär für Manifeste hätte empfehlen können, verspätete sich leider! bis zum Falle von Mainz, mit welchem auch der Freund selbst ins Schwanken kam. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß Forster einem solchen Rufe unter günstigen Bedingungen gefolgt wäre. Wir haben ihn bisher durch äußere Bedrängniß nur allzu geneigt gefunden, im Gefühle der mit umfassenden Weltansichten verbundenen großen Fügsamkeit seiner Arbeitskräfte jeden dargebotenen Weg zur Verbesserung seiner Lage zu ergreifen. Ohne Freude am Lehrberufe war er Professor in Kassel geworden, war bereit, Jacobi's General-Zolladministrator zu werden, als Professor der Philosophie nach Mitau zu gehen, das haager Cabinet zu übernehmen, und in Wilna die ärztliche Praxis zu ergreifen. Dabei herrschte, wie es scheint, über seinem Leben ein ungünstiger Planet, sodaß er sich mit seinem Kopf in alle Richtungen desselben finden, mit seinem Herzen aber in keiner von allen die volle Zufriedenheit gewinnen konnte. Und zu diesem Zwiespalte kam nun noch ein wunderbares Spiel des Verhängnisses mit jenen entzweiten Kräften; indem

dasselbe, wie eben jetzt wieder, dem Freunde immer nur halbe Gelegenheiten, sich zu helfen und zu retten, immer nur neckische Winke von entgegengesetzten Seiten gab, die ihn nur verwirren, nicht aber mit sich fortreißen konnten, wessen er doch öfter so sehr bedurft hätte.

Wir werden bald finden, daß die mächtige Hand, die dem Freunde jetzt nicht helfen konnte, doch zur rechten Zeit noch eine Geldunterstützung darreichte.

Entscheidende Flucht.

Die so von einem Staatsmanne begünstigte Arbeit zog auch den diplomatischen Hausfreund Huber mit heran. Forster und er lasen vertheilt und besprachen gemeinsam Alles, was die Ereignisse des Jahres 1790 anging. Sie lebten mit ihren Gedanken zwei Jahre hinter diesen Augusttagen. Bald aber machte sich die Gegenwart mit Trommeln und Pfeifen vernehmbar genug. Der Kurfürst hatte seinen hohen Verbündeten ein Regiment von 2000 Mann zu dem gegen Frankreich bestimmten österreichischen Heere zugesagt. Dies wurde nun gerüstet, die Rekrutenschaft eingeübt und ein Lager vor dem Gauthore abgesteckt.

Diese Spannung in der Nähe erleichterte doch keineswegs die ängstliche und in der Theilnahme der Mainzer zwiespältige Erwartung von dem Einbruche der Preußen in das französische Gebiet. Das Vorrücken derselben war langsam, auf grundlosen Wegen. Ob die französischen Festungen sich ohne weiteres ergeben, die französischen Regimenter mit ihren dreifarbigen Fahnen zu den Verbündeten übergehen würden, war die hinüber und herüber

geworfene Frage. Die Emigrirten und ihr Anhang betheuerten, die heimlichen Freunde der Revolution verlachten es. Und Forster weissagte gleich hinter dem Abzuge der hohen Häupter, daß man sobald nicht nach Paris kommen, und Frankreich in keinem Fall ganz bezwingen werde.

Unter diesem Waffenlärm, unter dieser Schwüle der Meinungen und Erwartungen überraschte den Forster'schen Kreis ein Besuch, der wie eine erlösende Erscheinung an die heitersten Tage des Vaterlandes erinnerte. Goethe, seinem Herzoge folgend, der mit dem preußischen Heere nach der Champagne zog, verweilte zwei Tage in Mainz. Von der Mittagstafel beim preußischen Residenten von Stein, „der sich in Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete", kam der kriegerische Dichter zum Abende in den Kreis von Sömmerring, Forster, Huber und andern Bekannten und Studiengenossen, — Männern die im Gegensatze republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, aber weniger leidenschaftlich sich auf dem Boden der Wissenschaft und heiterer Lebensbezüge hielten. Die Politik entfernt, von der besten Stimmung mit ergriffen, fand Goethe nach schnell abgelegter steifer Haltung den geselligen Ton milder, leichter Anspruchlosigkeit. Am ersten Abende bei Wein erinnerte der poetische Gast durch gute Einfälle mit Raisonnement, durch lebhafte, launigkräftige Mittheilung die in Frankfurt heimischen Freunde an die Art seiner Mutter. Von ihr wurde ihm denn auch manches glückliche, treffende Wort berichtet. Am zweiten Abende machte das vorgezogene Bier die Unterhaltung etwas schwerfälliger. Goethe that noch das

Beste durch Erzählungen aus Italien, in denen er sich launig und gemüthlich gehen ließ.

Hinter ihm her, der des andern Tags über Bingen nach Trier reiste, hatten die Freunde an diesem wunderlichen Feldzug eines Dichters viel zu räthseln. Da wurde Forster freilich wieder lebhaft an den „Groß=Cophta“ erinnert, den ihm Goethe selbst, nach pomphafter Ankündigung, vergangenes Frühjahr zugeschickt hatte. Er nannte das Stück — ein Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten könne, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessire. „Dieser platte, hochadelige Alltagsdialog“, rief er aus, — „diese gemeinen Spitzbuben, diese blos höfische Rettung der Königin! Ich that einen Sprung, als ich das Petschaft aufriß, und — o what a falling-off was there!“

In der That schien der zu Felde ziehende Dichter die Losung zu den kriegerischen Unternehmungen für Mainz hinterlassen zu haben. Auf seinen Geburtstag, den 28. August, bezog die erste Abtheilung des ausrückenden Regiments das Lager vor dem Gauthore. Die gedankenlose Menge strömte hinaus, um, wie Forster meinte, auf das gute Glück des Feldzugs ihrer vaterländischen Waffen gegen die Volksfreiheit die Bierfässer leeren zu helfen, aus denen der Kurfürst seine Krieger begeistern ließ. Und doch hatte man bereits nöthig gefunden, durch gedruckte Anschläge in den Wirthshäusern alle Unterhaltung über die öffentlichen Angelegenheiten bei Strafe zu verbieten. Desto prickelnder waren die Bemerkungen geworden, die man an öffentlichen Orten und besonders auf

der Lesegesellschaft über die Maßregeln der Regierung nicht zurückhielt. Am heftigsten tadelte man es, daß der Kurfürst, nachdem er das revolutionäre Frankreich auf beleidigende Weise herausgefodert, nun die Stadt und Festung doch von Truppen entblößte und jedem feindlichen Angriff bloßstellte.

Die unzufriedene Stimmung erhielt immer frische Nahrung durch die schlimmsten Zeitungen aus dem preußischen Lager. Die Desertion war dort schon ungeheuer und schien zuzunehmen. Krankheiten griffen um sich. Die französischen Prinzen und Emigrirten wurden bald genug von den Preußen ohne Schonung und Rücksicht, ja mit Verachtung behandelt, und was von deren Anhang noch in Mainz war, knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

Mit Anfang September zog die erste, und nachdem auch die zweite Abtheilung einige Tage gelagert hatte, das ganze Regiment mit sechs Kanonen gegen Speier zu dem unter Befehl des Generals Grafen von Erbach stehenden österreichischen Heere. Nur ein paar Hundert alte Soldaten blieben in Mainz, zu denen man noch ein 5—600 Mann Reichstruppen, Fuldaer und Nassauer, in die Festung zog. Als gegen Mitte Monats das Erbach'sche Corps sich mit den Preußen in Lothringen vereinigte, blieben nebst einigen Hundert Oesterreichern die Mainzer unter dem Obersten von Winkelmann zum Schutze der speierer Magazine zurück. Dieser Oberst, ein cholerischer Verfechter des reinsten Despotismus, der bei den Worten Freiheit, Menschenrechte u. dergl. in Wuth gerathen konnte, versprach sich einen glänzenden Triumph über die *verächtlichen* Nationalgarden, die unter General Custine

heranrückten. Statt dessen wurde er am 29. September von Custine's 8000 Mann völlig geworfen; seine Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, die Gefangenen nach Strasburg gebracht.

Ein unbeschreiblicher Schreck kam mit der Nachricht von diesem Unglück unter den mainzer Adel, die Geistlichkeit und die vornehmen Emigrirten. Der Gouverneur, General von Gymnich, verzweifelte am Vertheidigungsstande der Festung, und als der Regierungspräsident von Frankenstein den officiellen Bericht über den unverhofften Schlag ins Zeughaus brachte, wurde mit Zuziehung des Ingenieurmajors Eickemeyer schnell ein Vertheidigungsplan entworfen. — Die Bürgerschützencompagnie und Husaren wurden zur Beobachtung des Feindes außerhalb der Festung verwendet; die Linientruppen in die wichtigsten Außenwerke vertheilt, die innern Festungswerke aber von den Bürgercompagnien besetzt. Alle Bauprofessionisten und Pferde auch des Adels wurden zu Festungsarbeiten und Aufführung des schweren Geschützes aufgeboten. Junge Handwerksleute sollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die Studentenschaft bewaffnet und zum Dienst aufgefodert, und jene Landleute, welche vormals im Militär gestanden, einberufen werden. Nach Darmstadt und Hanau wurden Abgeordnete geschickt, um Verstärkung der Besatzung zu erwirken.

Der abwesende Kurfürst traf am Morgen des 2. October in Mainz ein, genehmigte die getroffenen Maßregeln, ernannte den Dombechanten von Fechenbach und den Kanzler Albini zu Statthaltern, und verließ im Dunkel

des Abends $9^1/_2$ Uhr die Stadt, seine Wappen von den Reise- und Gepäckwagen abgekratzt.

Der Mann der hohen Politik bedachte nicht, wie leicht sein abgeschälter Stammbaum sich in einen Freiheitsbaum verwandeln und hinter dem fliehenden Kurhute die Jakobinermütze eindringen könnte. . . . . .

Und wie ungestüm stürzte nun hinter dem ausgebrochenen Schlußsteine des mainzer Staates Alles nach, was am Gewölbe aristokratisch gefügt und beamtenherrlich behauen war! — Auf die Nacht der Entweichung des Kurfürsten folgte vier Tage lang eine allgemeine Flucht und ein verzweifeltes Flüchten. — . . .

„In keines edeln Mainzers Seele kam der Gedanke: Widerstand. Jeder dachte zuerst auf Rettung seines Eigenthums, als hätte er vom Staate und von seinen Pflichten gegen denselben im Zeitpunkte der gemeinschaftlichen Noth und Gefahr in seinem Leben nichts gehört.“ —

Mit dieser schmerzlich bittern Empfindung wandelte Forster in diesen Tagen durch die Gassen der Stadt und am Ufer des Rhein, — bisher noch ohne einen revolutionären Gedanken im Herzen, und nun ein Zeuge der conservativen Gesinnung und der Anhänglichkeit an die Monarchie von Seiten dieses Adels, der eben auf seine Weise mit der Revolution brach! .

Schnell waren die Pferde aus dem Dienste der Festungswerke zurückgezogen, um die bewegliche Habe ihrer Herren an das Rheinufer zu schleppen. Hier drängten sich unzählige Fahrzeuge von aller Größe, mit Waaren und Besitzthum tief beladen, Jachten und Nachen mit Hunderten von Passagieren, Alles nach Koblenz eilend. Man

zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die Ersten gekostet hatte, fortzukommen. Ueber 200,000 Gulden sollen zur Beschleunigung der Flucht ausgegeben worden sein. Und ein Darlehn kaum der Hälfte dieses Betrags hätte Mainz in einen haltbaren Festungszustand zu versetzen hingereicht. Und was auch noch von den geflüchteten Sachen den Eigenthümern verloren ging! Denn Viele vergaßen in der Verwirrung ihre Habe zu adressiren. — „Zu Lande ging die Auswanderung nicht besonnener vonstatten. Alle Pferde in der Stadt, alle alten und neuen Fuhrwerke fanden ihre Ladung, und die Brücke war mehre Tage lang vom frühen Morgen bis zum Thorschlusse mit einer ununterbrochenen Reihe von Equipagen, Phaetons, Whiskys, Kutschen, Chaisen, Frachtwagen und Karren bedeckt. Viele französische Emigrirte, die neben den mainzer Emigranten weder Pferde noch Wagen bezahlen konnten, flüchteten zu Fuß ins Rheingau und in die benachbarten nassauischen und hessischen Gebiete.

Auch die Reichthümer und Kostbarkeiten der Kirchen, der Domschatz von mehren Millionen Werth, wurden eingepackt und von einem Domcapitular nach Düsseldorf geflüchtet. Das Reichsarchiv, das sich am Sitze des Reichserzkanzlers befand, und die Landeskassen gingen unter Aufsicht der Archivare und Kassenbeamten denselben Weg. Die kostbarsten Effecten des Hofes blieben ebenso wenig zurück.

Daß diese Angst sich auch auf die wohlhabenden Bürger verbreitete und ihnen unter den Fußsohlen heiß

machte, läßt sich denken. Doch kaum hatte der Adel und die hohe Geistlichkeit ihre Kostbarkeiten gerettet, so erging ein strenges Verbot die Stadt zu verlassen und Besitzthümer fortzuschaffen. Der Staatskanzler Albini versammelte die Bürgerschaft und foderte sie auf, die Stadt und ihr Eigenthum auf das äußerste zu vertheidigen. In seiner Rede nannte er die Bürger — Brüder, eine in Mainz so unerhörte Herablassung, daß ein derber Handwerksmeister seinem gerührten Erstaunen nur durch einen Faustschlag auf die Tafel und einen kolossalen Fluch Luft machen konnte. Leider störte auch diesen rührenden Auftritt die große Dissonanz der letzten Tage! Ein allzu dienstgefälliger Bürger rief im Augenblick in die Versammlung, daß Sr. Excellenz, des gnädigen Herrn „Bruders" Packwagen die Schiffbrücke soeben glücklich passirt wären.

Capitulation.

Wir gehen auf jene Zeitgeschichte so umständlich ein, um die Vorgänge anschaulich zu machen, die Forster's Seele nicht ohne Eindruck und Anfechtung ließen, und um die Entschlüsse zu begreifen, zu denen er fortgetrieben wurde.

Begreiflicherweise mußte ein so reißender Strom der Flucht auch die ruhigste Atmosphäre der öffentlichen Meinung in eine Strömung und Gegenströmung versetzen. Denn wer mit guter Ueberzeugung dem Zuge nicht folgen konnte, mochte sich leicht gedrungen fühlen, der Richtung selbst zu widerstreben, oder alsbald eine entgegengesetzte zu ergreifen. In der That erschien über Nacht die dreifarbige Cocarde am Hut von Männern wie Professor Hofmann, und in der Schustergasse wurde dies Abzeichen französisch-republikanischer Gesinnung auch schon zum Verkaufe gehalten. Doch scheint dieser tricolore Regenbogen der Freiheit auf dem mainzer Sturmgewölke nur erst bruchstückweise und vorübergehend erschienen zu sein. Forster steckte diese Farben noch nicht auf und puderte auch

noch seinen kurfürstlichen Zopf. Aber seine Aeußerung bei dem strengen Verbote des Auswanderns für die Bürger, das entrüstete Wort: „Die letzte Zuckung des sterbenden Despotismus ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit mehr" — konnte seine Freunde, wie eine Losung zur republikanischen Wendung, besorgt machen.

Zu diesen würde wahrscheinlich Sömmerring gehört haben. Er befand sich aber mit seiner jungen Frau eben auf einer Reise nach Wien. Doch auch Huber, der als sächsischer Geschäftsträger in Abwesenheit des Gesandten von Bünau mit andern Diplomaten sich nach Frankfurt zurückgezogen hatte, drang fortwährend in Forster, Mainz zu verlassen. Zwar bekannte er selbst sich sowenig zu einer unbedingten Hofpolitik, daß die Aristokraten ihm demokratische Gesinnung zutrauten, während die Demokraten ihn für einen Aristokraten hielten. Doch mochte er in Dem, was bevorstand, mancherlei Gefahren für einen Mann von Forster's Herzen besorgt haben; wobei denn freilich auch für ihn selbst durch Theresens Abwesenheit jedes abendliche Schlafengehen ein unvollendeter Accord war, dem die letzten, nun schon so gewohnten Töne fehlten.

Forster hatte ihm gleich anfangs erklärt, daß er schon der Confusion wegen Mainz nicht verlassen werde. Anfangs vielleicht in Sorglosigkeit um den Einfluß, den die französische Bewegung auf ihn haben könnte, fand er sich auch von Seiten Theresens nicht beängstigt, da sie gewohnt war, jeden Tag mehr nach dessen Wirkung auf Andere als auf sie selbst zu berechnen. Nun suchte Huber von Frankfurt aus dem Freunde vor dem Eigensinne der wiederaufgenommenen Vertheidigungsanstalten bange zu

machen, die zum Schutz unzureichend, den andringenden Feind nur erbittern könnten. Dies sei auch ohne die andern Rücksichten schon Antrieb genug, den Fuß von der Stelle zu setzen.

Forster in seiner vereinsamten Straße, wo Alles bis auf ein einziges Nachbarhaus fortgelaufen war, verwarf alle freundschaftlichen Capitulationsvorschläge und beharrte bei seinem Entschluß auszuhalten, entrüstet über die Menschen, die, selber auf der Flucht, Andere zur Abwehr auffoderten, ohne einen Begriff von Verantwortlichkeit für Das, was kommen konnte. Auswandern hieß ihm die Feigheit beweisen, die er doch mit jedem Gutdenkenden an dem Adel und der Geistlichkeit verabscheute. Er rechnete sich für Mainz nichts Gutes aus den Umständen heraus. Der Rhein war weithin zu Berg und Thal ohne Preußen, ohne Kaiserliche, und Hessen-Darmstadt hatte, unter Flüchtung seiner Truppen nach Gießen, den von Mainz nachgesuchten Beistand mit einer feigen Neutralitätserklärung abgeschlagen. So lag die Stadt der Willkür des anrückenden Feindes rücksichtslos preisgegeben da.

Forster konnte sich wegen des bedenklichen Scheins oder Argwohns, den sein Bleiben auf ihn werfen möchte, um so leichter beruhigen, als selbst Heyne, der ängstlich Umschauende, des Schwiegersohnes Entschluß billigte. Nur vor einem zu vertraulichen Verkehr mit französischen Offizieren, wenn die Stadt genommen würde, warnte er; damit Forster, vielleicht schon um seines Namens willen lebhaft aufgesucht, nicht etwa in den Verdacht des Einverständnisses mit dem Feinde fallen möchte.

Doch für ein unbedingt unthätiges Verhalten war

Forster von vornherein nicht gestimmt. Wenn Noth an den Mann ginge, meinte er, und bei Vertheidigung der Stadt etwas für das allgemeine Beste zu gewinnen wäre, möchte es die Zeit sein, sich für seine Mitbürger wirklicher Gefahr auszusetzen. Dazu rechnete er aber nicht den übertriebenen Eifer, jetzt schon persönlich Wachtdienste zu thun, wozu sich auch der Prorector Bodmann einfand, der Doctor beider Rechte, der es auch der Statthalterschaft gern recht machen wollte. Forster gönnte lieber jenen Bürgern, die jetzt ohne Verdienst waren, die 40 Kreuzer, wofür ein Wachtdienst stellvertretend gern übernommen wurde.

So stand mithin der Freund Mitte October noch auf dem Gedanken einer tapfern Vertheidigung der Stadt. Allein in der Weise, wie große Blutverluste Nervenfieber nachsichziehen, mag man sich den angst- und erwartungs-, vollen Zustand vorstellen, worin nach der großen Flucht des bisher so stolzen, so hoch pulsirenden mainzer Vollbluts die zurückgebliebene Bevölkerung fieberte. Aller Muth schien der Stadt wie abgezapft; obgleich das Abgezapfte eben doch der Muth nicht gewesen war. Zum Gefühle der Verlassenheit kamen die bedenklichsten, ja bedauerlichsten Nachrichten aus der Champagne über den Widerstand der Franzosen und den Zustand der Preußen. Dies, und was die bei Speier auf Ehrenwort entlassenen Offiziere, ehe man ihnen Stillschweigen auferlegte, und die Gemeinen, die man schnell auf die Veste Königstein entfernte, von der guten Mannszucht des Generals Custine und von der Tapferkeit und dem brüderlichen Benehmen seiner Truppen erzählten, — Alles erregte die

Gemüther, verwirrte das Urtheil der Parteien, lähmte die Vorsätze und Entschlüsse der Bürger, und steigerte das Wechselfieber von Angst und Hoffnung im Herzen der Bevölkerung. Da wollte der Zuspruch des umherreitenden Gouverneurs, Generalfeldzeugmeisters von und zu Gymnich Excellenz, bei den untern Offizieren der Besatzung schon nicht mehr verfangen, und seine Versicherung, die Stadt bis aufs Hemd zu vertheidigen, machte der Bürgerschaft eine Gänsehaut. Der noch zurückgebliebene preußische Resident von Stein, gewaltsam im Haß gegen alles Revolutionäre, durchstreifte mit den Landjägern die Umgegend, trieb aber nur erdichtete Neuigkeiten über die Flucht der Franzosen und die Siege der Preußen auf, woran Niemand glauben wollte. Bald fingen die zur Vertheidigung der Stadt vertheilten Generale ihre Werke und Wälle zu bezweifeln an; die wenigen noch Stand haltenden Aristokraten ereiferten sich allmälig darüber, daß man sie bisjetzt mit so falschen Nachrichten über „die edle und tapfere Nation der Franzosen" getäuscht habe; die Bürger bangten um ihre Habseligkeiten um so lebhafter, als der Adel die seinigen glücklich gerettet und dabei unversehens alle Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Aufopferung mit eingepackt hatte.

Der umherschleichende Mismuth fing endlich an zu murren. Man schalt es Unsinn, einem so tapfern Feinde mit ohnmächtigen Kräften — seinem republikanischen Enthusiasmus mit dem Flickwerke deutscher Reichsbollwerke Widerstand leisten zu wollen. Dazwischen erschallte durch die Fenster der Lesegesellschaft zu den laut gelesenen französischen Journalen Händeklatschen und Beifallsjubel, wel-

chem der Erlaß der Statthalterschaft vom 13. October mit der freundlichen Miene althergebrachter Nachsicht doch von der allgemeinen Angst ein wenig auffallend nachhinkte. Der Domdechant vertraute zu sehr dem gutdenkenden und „für seine eigene Ruhe rühmlich besorgten Publicum", um der Neugierde der Einwohner jene Aufruhr predigenden Blätter noch zur Zeit zu entziehen, versah sich aber zu den Gliedern der Lesegesellschaft, daß sie nur den „nöthigen" Gebrauch davon machen, und sich keine applaudirenden Bemerkungen erlauben würden.

In solcher Stimmung konnte ein Husar auf Streifwacht eine Schafherde für feindliche Colonnen ansehen, und verhängten Zügels zur Stadt und die Stadt in die größte Unruhe sprengen. Ein falscher Alarmschuß bringt fuldaer und weilburger Besatzung auf die Beine, um — Reißaus über den Rhein zu nehmen; bei welcher Gelegenheit die niedergeschlagenen Einwohner einen für ein paar Tage erquicklichen Rheinschnakenwitz gewinnen, indem nun jeder aus Mainz Entflohene — ein Weilburger genannt wird, — in der mainzer Mundart ein Bürger der da weilt.

Da scheint freilich aller Muth und Trost sich zu den Generalen hinter die Festungswerke zurückgezogen zu haben, und sie halten bei so übeln Anzeichen Kriegsrath, unter Zuziehung des einzigen bürgerlichen Offiziers, des Ingenieurmajors Eickemeyer. Dieser legt einen Vertheidigungsplan vor und entwickelt ihn mit muthigem Hoffen unter den immer verdrießlichern Mienen der Generale. Unglücklicherweise werden sie durch abermaligen Lärm über den *annahenden* Feind unterbrochen. Der Gouverneur hebt

die Sitzung auf; allein Eickemeyer tritt ihm entgegen und besteht auf einer Beschlußnahme. Es soll bestimmt erklärt werden:

Ob's edler im Gemüth die Pfeil' und Schleudern
des wüthenden Custine zu meiden, oder
sich waffnend gegen ihn zu Grund zu gehn. — —

Die Festung verlassen oder vertheidigen? lautet die kurze martialische Frage des Gouverneurs.

Verlassen! ist die noch kürzere Antwort der tapfern Generale, und Eickemeyer packt seine Pläne ein.

Die Statthalterschaft war dieses Beschlusses nicht wenig erstaunt, zumal der Gouverneur, der Vertheidiger bis aufs Hemd, diese Erklärung in voller Uniform überbrachte. Inzwischen hatte sich der Lärm, der jene Ergebung herbeigeführt, als ungegründet erwiesen, und man konnte die Sache noch weiter und in bessere Ueberlegung nehmen. Dennoch ließ der Vorgang nichts Besseres erwarten; wenn nicht etwa ein von preußischer Seite betriebener Waffenstillstand und Separatfriede, worüber neue Nachrichten einliefen, den vorrückenden Custine aufhalten dürften.

Forster sah bei diesen Neuigkeiten weiter als auf die zu solchen Anträgen drängende Noth der preußischen Armee, die am Verhungern war, deren Ruhrkranke die Spitäler füllten und deren abgetriebene Pferde fielen. — „Welche Basis zum Frieden wird man nehmen?" fragte er. „Wer wird die Zeche bezahlen, wer wird das Opfer sein. Ehre ist nicht mehr das Wort, aber welche Infamie kann noch ersonnen werden, um die Schande zu decken?" —

Inzwischen benutzte man in Mainz die harrende Zeit zur Ausführung der Vertheidigungsanstalten. Auch rückte

zur Besatzung eine österreichische Schwadron ein und 800 aus den Spitälern entlassene, und nach den Niederlanden bestimmte Kaiserliche wurden in die Stadt gezogen, bewaffnet und in die Werke vertheilt.

Am 19. October rückten endlich die Franzosen unter die Festung. Eine ansehnliche Colonne drang gleich, unbekannt mit der Umgebung und von der verblüfften Besatzung unbehindert, zwischen die Linien zweier Hauptforts ein. General Custine schlug ein Lager, und foderte die Festung auf sich zu ergeben. Der Gouverneur hielt das Schreiben stillschweigend für sich zurück, um sich Bedenkzeit zu nehmen.

Innerhalb der Stadt ging es in diesen Tagen bunt genug zu. Bürgerposten verließen beim ersten Kanonengruß ihren Platz. Schreiner- und Schlossergesellen bedienten die Kanonen in Ermangelung der rechten Bemannung; an Schießbedarf war eben kein Ueberfluß, und selbst die Kugeln nahmen an der allgemeinen Verwirrung theil, und gelangten mit ihrem verschiedenen Kaliber gewöhnlich an die unrechten Batterien. Aus dem feindlichen Lager kamen einzelne, gerade nicht sehr unartige Kanonenmahnungen, von denen einige Kugeln in die Straße der Forster'schen Wohnung fielen. Sie müssen doch nicht sehr schreckhaft gewesen sein; denn die kleinen Mädchen ließen sich von der Mutter aus „Tausend und eine Nacht" erzählen, und durften selbst über die Gasse zu Gespielinnen gehen, wo der junge Engländer sie nach Hause abholte.

Bald erfolgte eine zweite Auffoderung, begleitet von einer an die Bürgerschaft gerichteten, beruhigenden, Freiheit verkündenden Ansprache. Diese behielt man im Kriegs-

rathe zurück. Man fürchtete eine Geneigtheit der Stadt für die Franzosen, gerade etwas, was man doch bei dem stillen Vorhaben, sich in Hemd und Uniform zu ergeben, als guten Beweggrund hätte benutzen können. Denn im Kriegsrathe, der nun wieder zusammenkam, erklärte sich alsbald der dem Kurfürsten verwandte General Graf Hatzfeld, in der vom Gouverneur angegebenen Tonart, für die Capitulation. Die übrigen Generale eilten presto mit ihren Abstimmungen nach, und der Gouverneur wußte auch die Dissonanz der Eickemeyer'schen Einwendungen schnell aufzulösen. Gegen die einredende Statthalterschaft berief sich der Gouverneur auf die zustimmende Ansicht des kriegskundigen preußischen Residenten von Stein, bezog sich ferner auf seine eigene, bis aufs Hemd entkleidete Einsicht in die Lage der Sachen, und zu seiner vollsten Rechtfertigung auf seine vom Kurfürsten erhaltene Vollmacht.

Und so zogen sich die genehmigenden Statthalter auf die gewissenhafte Beruhigung zurück, daß doch durch solch' eine Capitulation das gute Mainz vor Bomben und glühenden Kugeln, vor unwiderstehlichen Sturmleitern und republikanischer Plünderung mit Gottes Hülfe behütet werde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. wurde durch Geheimrath Kalkhof und Ingenieur Eickemeyer mit den Franzosen unterhandelt, — bedeutsam genug in dunkler Octobernacht des Neumonds, von Sonnabend auf Sonntag, von Wendelin auf Ursula des mainzer Kalenders. Die guten Bürger der Stadt hörten erst davon nach dem ungestörten Frühstück, als am 21. Morgens 10 Uhr der kaiserliche Hauptmann Andujar, da er auf seine schriftliche Anfrage wegen der Capitulation von des Herrn

Gouverneurs von und zu Gymnich Excellenz keine Erklärung erhielt, mit 1100 übergabsunwilligen Oesterreichern klingenden Spiels über die Rheinbrücke abzog.

Unter der Mittagsglocke öffneten sich die Thore. Haufenweise liefen die sonntäglichen Städter ins französische Lager, wo eben Nationalcocarden von gesponnener Wolle vertheilt wurden. Der Janhagel fiel über die Weinberge der Universität und des St.-Victorstifts wie ein gefräßiger Staarenschwarm her und besorgte so die reife Octoberernte.

Versuchungen.

Noch am Abende des 21. besetzten die Franzosen jene Thore, die eine Verbindung des Lagers mit der Stadt offenhielten, und Custine bezog mit seinem Gefolge das Schloß und die Zimmer des Kurfürsten. Am folgenden Tage rückte die Besatzung der Reichstruppen aus. Custine bewilligte jedem Offizier ein Reitpferd aus dem kurfürstlichen Marstall und dem Gouverneur die sechs Isabellen des Kurfürsten. Sie wurden angenommen; aber jenseit der Brücke verpflichtete Herr von Gymnich die Offiziere bei Dienstentlassung, die Pferde an den Kurfürsten nach Erfurt zurückzuliefern. Wenigstens wollte er seinem Herrn doch die Gäule retten, nachdem er die Residenz und Reichsfestung verspielt hatte. „Verspielt" war die Parole der leichtherzigen Besatzung. „Wir haben Mainz verspielt!" war das kurze Soldatenwort, das eigentlich auf den Kurfürsten zurückfiel, der mit so lumpigen Matadoren von Generalen das Spiel seiner hohen Politik — remis oder gar bête gegeben. —

Die Franzosen zogen ein, nur von den Revolutions=

freunden mit Jubel begrüßt. Die Nationalgarden theilweise blau mit roth uniformirt, zur Hälfte zerlumpt in bunten Anzügen deformirt; ansehnlicher die Linientruppen; am vortheilhaftesten aussehend die Reiterei und das Geschütz mit guten Pferden. Im Ganzen charakterisirten sich die Truppen durch leichte, lose Haltung in Schmuz und Frohsinn, durch Schwärmerei für Custine und Brüderlichkeit mit ihren Offizieren. Gegen 15,000 Mann wurden als Besatzung untergebracht und einquartiert. Forster war glücklich genug, den Quartiermeister, einen Braunschweiger, zu gewinnen, der die ihm bestimmten 20 Mann strich und sich dafür ins Quartier setzte.

Auch Forster war mit Frau und einigen Freunden vor das Thor hinausgegangen, wo sie zuerst einige lustige Soldaten erblickten, die einander die umherliegenden Kanonenkugeln zuschoben. Vive la république! rief ihnen Forster grüßend zu.

War diese unüberlegte Gefälligkeit vielleicht eine Orakelfrage wegen seiner Betheiligung an der nächsten Zukunft, so erhielt er eine Antwort, die er sich konnte zur Warnung dienen lassen. — „Sacré!“ — — — fluchte der Franzose, „elle vivra bien sans Vous!“ —

Custine's erstes öffentliches Auftreten geschah auf dem Rathhause. Ein Mann von etwa 50 Jahren, natürlichen würdevollen Anstandes, übrigens nur durch einen mächtigen Schnurrbart und kleine, unruhige Augen auffallend, hielt er an die kleine Versammlung eine Anrede, worin er Alles beim Alten zu lassen und den Bürgern die Wahl einer Verfassung freizustellen versprach. Er werde sie bedauern, wenn sie zum alten Despotismus zurückgriffen,

sie aber unterstützen, wenn sie die freie französische Verfassung vorziehen und sich zu einer rheinischen Republik ordnen wollten. — Nur einzelne Stimmen riefen: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! —

Nun betrieb auch gleich ein Adjutant Custine's die Bildung eines Clubs. Manche der anwesenden Mainzer stutzten; wer ihn aber lebhaft bestritt, war Forster, indem er nachwies, daß damit weder dem öffentlichen Wohl noch dem Privatinteresse gedient sei. Der Adjutant konnte ihn nicht widerlegen; aber es fehlte nicht an überspannten Köpfen, die dennoch einen Club durchsetzten. Custine bewilligte zu diesen Versammlungen den prachtvollen Concertsaal im Schlosse, und eröffnete dieselben mit einer Anrede.

Forster nahm keinen Antheil weder an dem Tische der erhitzten Sprecher und Tyrannenhasser, noch unter der von kalter Neugierde hingetriebenen Zuhörerschaft. Dagegen bemühte er sich für die Wiedereröffnung des Theaters, um die fremden Offiziere zu unterhalten und das Publicum zu „humanisiren", wie er es nannte.

Denn das mainzer Volk erschien ihm in diesen Tagen gar erbärmlich. Er hatte es noch nie in solcher Leere und Charakterlosigkeit erblickt. Verblüfft und wie stupid, konnte es sich in den Umschlag der Dinge nicht finden, und wußte weder wie ihm geschehen war, noch wie es ohne seine entflohenen gnädigen Herren auskommen sollte. Dadurch gewannen die paar zurückgebliebenen Regierungsmänner und auf dem Lande die kurfürstlichen Beamten einen geheimen Einfluß, die Massen zu ängstigen und mit Zweifeln zu verwirren. Bald waren auch Spione der

Entflohenen und geheime Correspondenzen mit dem unsteten Hofe zu spüren. — Zwar den Kurfürsten haßte man allgemein, da er sein Land so schnöde verlassen und die öffentlichen Kassen, sogar die Witwen- und Pupillenkassengelder, mitgenommen hatte. Dagegen verlangte man und sendete auch nach dem Coadjutor. Ob dieser sich aber dazu verstehen werde, als bloßer Bischof von Mainz zu erscheinen, bezweifelte Forster. —

So überlegt aber der Freund sich auch zurückhielt, war ihm doch nicht bestimmt, von dem großen Umschwung des mainzer Lebens unergriffen zu bleiben. Und da ihn das Verhängniß an keinem Freiheitsschwindel, an keiner republikanischen Schwärmerei fassen konnte, ergriff es ihn bei seiner geistigen Bildung und Begabung. —

Von allen öffentlichen Anstalten sah sich nämlich zuerst die Universität in ihrem Fortbestande bedroht. Es blieb nicht bei jener Plünderung ihrer Weinberge, und daß der Pöbel ihren Holzvorrath von 200 Klaftern verschleppte. Eine dauernde Erschöpfung ihrer Existenz stand bevor; indem die Bauern von der neuverkündigten Freiheit wenigstens das Capitel der aufgehobenen Zinsen und Zehnten sehr schnell begriffen, und sofort sich dieses fette Stück der eingebrachten Freiheit und Gleichheit herausnahmen. Drei Viertel der Universitätseinkünfte bestanden aber aus diesen Abgaben, und es sah bereits danach aus, daß das letzte Besoldungsquartal der Professoren nicht ausbezahlt werden könnte und die Anstalt gänzlich eingehen müßte, falls nicht etwa ein Ersatz aus den Gütern des Domcapitels bewilligt würde.

Daher fand es die Universität gerathen, mittelst einer feierlichen Begrüßung des Generals Custine aus ihrer Mitte sich um dessen Schutz und Beistand zu bewerben. Forster's Gewandtheit im Französischen und im äußern Benehmen verschaffte ihm die Ehre an der Spitze der Deputation das Wort zu führen. Er hielt eine kurze Ansprache, wiewol nicht frei, sondern vom Papier ab, und Custine antwortete aus dem Stegreif, wohlgeordnet und keines Punktes vergessend, so günstig, als es die Universität nur verlangen konnte; indem er statt der Zehnten, die freilich als ein Theil des gothischen Feudalgebäudes nicht fortbestehen könnten, nach dem Beispiele Frankreichs die Beschaffung anderer Fonds in Aussicht stellte. Er bat sich Forster's Aufsatz aus, und ließ den Freund nicht lange in Zweifel darüber, daß er von ihm, schon durch das vom gewöhnlichen mainzer Kauderwelsch sich unterscheidende Französisch, eine gute Meinung gefaßt habe.

Hiermit war es indeß nicht abgethan. Und wenn in ruhigen Zeiten ein brauchbarer Mann seine Neider hat, die ihn überall verdrängen, so fehlt es in den Tagen des Umsturzes den meisten Menschen nicht an Angst oder Klugheit — ihn recht gern vorzuschieben. Forster's Verhältnisse zur Universität brachten es mit sich, daß er auch mit dem Generalkriegscommissariat zu thun bekam, um die Lieferungen der Universität zu reguliren. Dabei fand er Gelegenheit, die nothwendige Versehung der Stadt mit Salz und Holz zu empfehlen. Und da man ihn hier als rechtschaffenen Mann kennen lernte, gewann er immer mehr Zutrauen, ohne daß er einen absichtlichen Schritt gethan hätte. Er bedachte nur, daß er sich solchen Geschäften

ohne Undank gegen die Universität und die Mainzer selbst, unter denen er bisher gut gelebt habe, unter den jetzigen Umständen nicht entziehen dürfe, und daß er zugleich mancherlei Hülfe oder Abhülfe leisten könne. So fand er sich, schon allein um Schutzwachen auf das Land zu verschicken, wo die Soldaten übel hausten, zu unzähligen Gängen veranlaßt; man wendete sich brieflich und mündlich an ihn; sodaß er sich bald genug als ein Geschäftsmann im Kleinen vorkam.

Wie verlockend aber gerade eine solche Thätigkeit für Forster'n war, der es immer beklagt hatte, daß des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt sei, wissen wir schon aus jenem Selbstempfehlungsbriefe an d'Elhuyar, worin er seinen — penchant pour les affaires de préférence aux sciences bekannt hatte; nun noch doppelt verlockend, nachdem die unzureichende Schriftstellerfeder ihn so oft im Stiche gelassen und so vielfach verdrießlich gemacht hatte, die jetzige Bewegung ihn aber gesund, heiter und gutes Muthes stimmte.

So überstäubte sich bald ein wenig das vielgereiste Schreibschränkchen von Acajou. Der historische Kalender für 1793 kam nicht zustande, da das Buch zu Michaelis nicht fertig wurde, und Forster's Arbeit löste sich in bruchstückartige „Erinnerungen aus dem Jahre 1790", („Sämmtliche Schriften", VI, 160 fg.) auf, zu denen nun die vorbereiteten Kupfer verwendet wurden.

An diesen flüchtigen Bildern knüpfte doch Graf Herzberg noch einmal an, und die Zuschrift sieht ganz danach aus, als ob er Forster'n, für den seine auswärtigen Freunde bereits bangten, noch am Scheidewege zur Re-

volution gern zurückgehalten hätte. Herzberg bezeugte seine Dankbarkeit für die „vortreffliche Art", wie Forster sein Ministerium geschildert habe, wie zu seiner Verwunderung der Sinn seiner Ministerialgrundsätze vollkommen getroffen sei. Er deutete ihm dann einige der Hauptgesichtspunkte für seine ministeriellen Bestrebungen an, über die er nichts veröffentlichen dürfe, und schickte ihm durch Buchhändler Voß einige seiner literarischen, auch politischen und ökonomischen Schriften, aus denen Forster wenigstens im Großen sehen könnte, was er gethan habe. Zum Schlusse spricht er die Hoffnung aus, „daß Forster immer ein echter Deutscher und ein guter Preuße bleiben werde", und verspricht das Mögliche dazu beizutragen, wenn nur erst der liebe Friede hergestellt sei. Und um Forster'n gleich ganz monarchisch zu zeichnen, möchte er ihm als Mitglied der Akademie gern auf sicherm Wege die große silberne Medaille mit des Königs ungemein gut ausgearbeitetem Bildnisse schicken.

Uebertritt zur Revolution.

Es war zu spät. Kurz vor jenem, am 13. November gethanen Schritte Herzberg's hatte Forster der Revolution eine Hand geboten, und wir fürchten, sie wird festgehalten werden.

Forster hatte nämlich bei Gelegenheit jener Geschäfte für Mainz und die Universität bemerken wollen, wie der Wille des Volks sich immer deutlicher entwickele, indem man wahrnehme, daß der entflohene Fürst und Adel seine Ansprüche an Mainz gar nicht geltend mache, und die entschiedene Uebermacht der Republik im ganzen Kampfe keine Hoffnung auf eine etwaige Wiederabtretung des Landes übriglasse. Jetzt schien es ihm Pflicht, die noch unentschieden gebliebenen Wenigen zu einer Entscheidung aufzumuntern und ihnen die Freiheit in ihrem wahren, wünschenswerthen Lichte zu zeigen. Er trug kein Bedenken mehr zur Volksgesellschaft zu treten, und ließ sich in der gewöhnlichen Abendsitzung des Clubs von dem eifrigen Doctor Wedekind, Theresens Arzte, dem er es *bisjetzt* standhaft abgeschlagen hatte, dort einführen. Hatte

man hier allerdings die Augen schon lange auf ihn gerichtet, sodaß es ihm auch gelang, die schon entzweiten Gemüther zu einigen: so blieb doch sein Schritt von Seiten der stillen Anhänger des Kurfürsten ebenso wenig unbeachtet. Seine frühere Dedication, worin er die Verdienste dieses Fürsten und die von demselben empfangenen Wohlthaten öffentlich anerkannt und es ausgesprochen hatte, daß ihm vom Kurfürsten das Vaterland wiedergeschenkt worden sei, war nicht vergessen worden. Man zog sie hervor, und bezeichnete ihn damit als undankbar und verrätherisch. Daß der Kurfürst vom Sommer 1789 für Forster ein Anderer war als Erthal nach abgekratztem Chaisenwappen im October 1792, bedachten diese Altmainzer nicht, und ebenso wenig, daß für sie selbst der Kurfürst nicht mehr der Alte blieb, nachdem er das Land so treulos verlassen hatte, mit welchem als seinem neuen Vaterlande Forster es noch immer hielt.

Bedenklicher war ein zweiter Schritt, den Forster bald nach dem 5. November that.

Schon unter den Verhandlungen mit Custine und dessen Commissaren hatte Forster die Vermuthung gefaßt, man beabsichtige, ihn zum Mitgliede der neuen Behörde für die Verwaltung des linken mainzer Rheinufergebiets von Speier nach Bingen zu machen. Aus blos pflichtgetreuem Verbleiben in Mainz und in seinem Amte sollte er also in den Dienst der französischen Eroberung übertreten. Es galt nicht mehr blos, sich bei den siegreichen Fremden für eine öffentliche Anstalt und für seine Mitbürger zu bethätigen, sondern eine Provinz administriren zu helfen, die von dem Feinde vielleicht dem Vaterlande

entfremdet werden konnte. Dies war eine Sache der ernstesten Ueberlegung. Und wie Forster um jene Zeit die Lage der Dinge ins Auge faßte, läßt uns vermuthen, daß ihm diese Tage nicht ohne innern Kampf vorübergingen. Der Gedanke der Flucht aus den bevorstehenden Verwickelungen blieb ihm nicht fremd. Aber er gab ihn auf, weil er Frau und Kinder eben nicht aufgeben konnte. Sodann bot ihm Thomas Brand, der junge englische Hausgenosse, die Mitreise nach Italien an. Auch er trieb, aus Abneigung gegen die Franzosen und bekümmert um Forster's Geschick, den Freund an, Mainz zu verlassen. Allein, war dies etwas Anderes als Flucht, und stand neben der Sorge für die Seinigen nicht auch seine bürgerliche Existenz auf dem Spiele?

Er hatte in dieser Angelegenheit auch mit Huber eine Zusammenkunft in dem, zwischen Mainz und Frankfurt gelegenen Städtchen Höchst, wohin er Sonntags den 28. October mit Theresen und Brand fuhr. Huber war immer noch dafür, daß Forster Mainz verlasse; wogegen dieser ihm begreiflich zu machen suchte, daß er ja selbst, von seinem Minister noch immer ohne Instruction gelassen, ebenso gut in Mainz als in Frankfurt sein könne, und daß er dabei vielleicht noch einen diplomatischen Dank verdiene, indem man unter den jetzigen Umständen von Dresden aus wol ebenso ungern verbieten als befehlen möchte. — Was aber auch bei dieser Zusammenkunft mag besprochen und verabredet worden sein: Forster blieb auf seinem Platze.

Aber er faßte mit ernstem Blicke seine eigene und die Lage von Mainz und von Deutschland ins Auge.

„Es ist eine der entscheidenden Weltepochen, in welcher wir leben“, war seine Ansicht. „Seit der Erscheinung des Christenthums hat die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen. Dem Enthusiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerstehen als etwa die in Stupidität versunkene Verfassung Asiens.“

Dennoch hielt er Deutschland zu keiner Revolution reif. Unser rohes, armes, ungebildetes Volk könne nur wüthen, aber nicht sich constituiren. „Ich möchte bittend vor allen Fürsten Deutschlands stehen“, sagte er, „und sie um ihres eigenen Lebens und um des Glückes ihrer Völker willen bitten, es bei Dem, was geschehen ist, bewenden zu lassen, nicht Alles aufs Spiel zu setzen, wo es unfehlbar verloren gehen muß, und zwar wie verloren gehen!“ —

Und nun seine mit Mainz so innig verwebte Lage! Den Kurfürsten wußte man in diesem Augenblick in Hannover, der Coadjutor mochte nicht nach Mainz kommen, und vom Capitel bekümmerte sich Niemand darum, zum Besten des Adels, der Geistlichkeit und der alten Verfassung auch nur ein Wörtchen zu sprechen. „Feig und adelig fingen an synonym zu werden.“ Was war in solcher Lage zu thun? Eine Art von Sein oder Nichtsein war hier die Frage. Sollte Forster sein Haus und Alles was er besaß verlassen, und aufs Gerathewohl mit Frau und Kind umherirren, bis es ihnen an Mitteln des Weiterkommens fehle; oder — sollte er bleiben, die Universität aufrechtzuerhalten, sich der Bürgerschaft anzunehmen, sie auf vernünftigem, gemäßigtem Wege so zu führen, daß ihr bei dem Frieden die Wiederver-

einigung mit dem Deutschen Reiche, wenn sie nothwendig sein würde, nicht nachtheilig werde, und bei dieser Laufbahn zu wagen, was zu wagen sei? „Ich sehe ein, lautete sein Entschluß, „daß ich das Letztere wählen muß, wenn ein Funken Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir selbst, wenn Sorge für die Meinigen mit leitet.“

Und dazu trieb denn ferner auch die Gährung in der Stadt, die nahe Trennung der Bürger in Parteien, die Nothwendigkeit, Ruhe, Einigkeit, Geduld unter ihnen zu erhalten. Und zu alledem sollte ihm durch eine Theilnahme an der Landesverwaltung die günstigste Stellung geboten werden. — „Alles kommt hier auf die einzige Frage an“, schrieb er Anfang November, „was jetzt der wahre Vortheil des Landes sei, und ich beantworte sie mir ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse des eventuellen Besitzes so, daß ich glaube, es sei die Erhaltung des Privateigenthums. Demjenigen, der einst in Frieden der Herr des mainzer Landes wird, wer es auch immer sei, muß es ein höchst erfreulicher Gedanke sein, das Land nicht erschöpft, den Bauer nicht zugrunde gerichtet, den Handwerker nicht am Bettelstabe zu sehen.“

Wird nicht hier noch jeder Conservative unserm Forster die Hand reichen? — Aber vielleicht läßt er sie schon fahren, wenn er weiter hört:

„Zum eigentlichen Demagogen bin ich freilich mit meinem etwas philosophischen Zuschnitt verdorben; daß ich aber den Mainzern von Herzen Freiheit wünsche, will ich nicht leugnen, und daher werde ich auch ihren Bemühungen um dieselbe kein Hinderniß in den Weg legen,

des festen Glaubens, daß — wenn die Frankenverfassung jetzt hier angenommen wird, und im Frieden Mainz doch wieder deutsch werden sollte, Frankreichs Garantie uns unfehlbar eine modificirte, immer verhältnißmäßig freie Verfassung zusichern müsse."

So fehlgeschlagen uns heute auch diese letztere Erwartung erscheint, immer bleibt es doch merkwürdig, wie entschieden Forster schon damals die jetzt so verbreitete Ueberzeugung andeutete, daß unser in sich zertheiltes Deutschland seine politische Entwickelung nur mit Hülfe Frankreichs machen könne.

Ueber alle Zweifel und Besorgnisse scheint indeß der Freund mit seinen Betrachtungen doch nicht hinausgekommen zu sein. Und wie er sich in solchen verworrenen Lagen des Lebens, wo ihn seine Berechnung verließ, mit dem Schwunge des Herzens zu erheben pflegte, wissen wir schon aus frühern Begegnissen. Auch jetzt faßte er sich wieder in einer Empfindung, an der wir uns selbst heute noch einmal erbauen können.

„Wir leben in einem so seltsamen Zeitpunkte, wo man die Menschen kaum mehr richtig beurtheilen kann, wenn man sie nur nach ihren äußern Verhältnissen richtet; wo die Maßstäbe, womit wir sonst einander zu messen pflegten, — fast möcht' ich sagen, zerbrochen werden müssen, und nur der eine, der der Humanität, allein übrig bleibt. Grundsatz, Charakter, Wandel, Laufbahn, an dem Allen kann man jetzt irre werden. Das Herz scheint das Einzige zu sein, welches, wo es vorhanden ist, das wahre point de ralliement unter redlichen Männern bleibt."

Eine solche Fassung mäßigte einigermaßen seine anfangs sehr stürmische Gemüthsbewegung. Wie heftig diese in den ersten Tagen des mainzer Verhängnisses selbst in seine Briefe überströmte, läßt sich aus einem Antwortschreiben Heyne's ersehen. Der ängstliche Papa war ordentlich erschrocken, „als ob Forster schon mit Leib und Seele Jakobiner sei". — „Brauchen Sie ums Himmelswillen Mäßigung, Vorsicht und Klugheit", rief er ihm aus Göttingen zu, — „daß Sie nicht einmal, wenn die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen, sich und Ihre Familie unglücklich gemacht haben. Sie werden doch nicht im Ernste glauben, daß Alles so bleiben wird, wie es ist? Was soll das schreckliche Schimpfen auf die Gegenpartei helfen? — — Gehen Sie nicht so ganz in das Leidenschaftliche hinein, das Sie unfähig macht, irgendetwas mit Bestand der Sache zu beurtheilen!" u. s. w.

Da konnte für den so erregten Mann eine bestimmte und gemessene Thätigkeit, die überdies auch gegen die beunruhigenden Verhältnisse selbst gerichtet war, nicht anders als willkommen erscheinen. Und sie ward ihm beschieden. General Custine, mit jedem Tage unzufriedener über die Widersetzlichkeit des mainzer Vicariats und die Widersprüche der Regierungsbehörde, denen er auch den schlechten Fortgang der französischen Sache unter den Einwohnern beimaß, hatte sich endlich dafür entschieden, die alte Regierung aufzulösen, und statt derselben ein „provisorisches Administrations-Conseil" für das eroberte Land von Speier bis Bingen einzusetzen. Diese aus neun Mitgliedern bestehende Behörde sollte die

Provinz verwalten, bis das Volk seine eigenen Repräsentanten und öffentlichen Beamten gewählt haben würde. Die von Custine bei der Besitznahme der Stadt dem Lande verkündigte Freiheit, sich für die alte oder für eine neue Verfassung selbst zu bestimmen, ward hiermit schon in republikanische Formen, mithin zu Gunsten der französischen Sache, umgebogen.

Eine jener neun Stellen ließ Custine unserm Forster antragen. Dies geschah zufällig durch einen Mann, für den Forster vor zwei Jahren sich um eine Professur in Göttingen, freilich ohne Erfolg, bei Heyne bemüht hatte. Es war Anton Joseph Dorsch. Schon damals, als er für denselben an Heyne schrieb, hatte unser Freund die schönen Kenntnisse und den ausgezeichneten Vortrag dieses kleinen lebhaften Mannes gerühmt. Dorsch war, durch Beeiferung seiner Mutter, unpassenderweise in den geistlichen Stand gerathen, und schon Kaplan in Findheim, als der Kurfürst auf diesen trefflichen Kopf aufmerksam gemacht, ihn zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris schickte. Eine gefährliche Schule für den jungen eiteln und sinnlichen Mann, dem die Mainzer nach seiner Rückkehr die leichtfertigsten und nicht ganz ehrlichen Liebeshändel nachsagten. Als Professor angestellt, zog er sich durch die Kantische Philosophie, die er mit Eifer vortrug, die mainzer Orthodoxie viel zu dicht auf den Hals, als daß neben seinem Eifer für den Kategorischen Imperativ nicht auch seine fortgesetzten Liebesgeschichten beobachtet worden wären. Damals hatte er, der Priesterneckereien müde, an eine protestantische Universität zu kommen gesucht. Da es ihm aber nicht gelang, seine Hoffnung auf

Gehaltsverbesserung fehlschlug und die gute Hoffnung seines geliebten Käthchens ihn mit Verlegenheiten ängstigte, war er von Mainz nach Strasburg übergesiedelt. Von dort hatte ihn jetzt Custine kommen lassen, um sich seines Verstandes, seiner Gewandtheit und seiner doppelten Bekanntschaft mit Mainz und mit den französischen Einrichtungen zu bedienen. Ihn hatte er auch zum Präsidenten des Administrations=Conseils eingesetzt.

So interessant auch dies Zusammentreffen zweier früher Bekannten erscheint, so konnte doch der Einfluß dieses begabten und zur politischen Betriebsamkeit berufenen Mannes auf den Freund, der voraus für ihn eingenommen war und von ihm als Präsidenten Arbeiten und Aufträge zu empfangen hatte, nur ins Parteiliche und Leidenschaftliche führen; wozu wir denn Forster'n auch von jetzt an immer mehr geneigt finden. War nun aber das neue Regierungsmitglied durch Dorsch für die französische Sache nicht blos wie früher mit idealer Betrachtung, sondern mit wirklicher Theilnahme an ihrer besondern mainzer Entwickelung eingenommen, so kam in diesen Tagen auch noch ein alter Freund hinzu, von dem er vielleicht am wenigsten soviel Zustimmung erwartet hätte, als er durch ihn erhielt oder zu erhalten vermeinte. Der Geheime Staatsrath Müller eilte von Wien herbei, um seine Sachen zu packen und nach Empfang seiner gebetenen Dienstentlassung in die Schweiz überzuziehen.

Eine lebhafte Bewegung kam unter die Bürger. Das ehemalige Orakel des Fürsten schien, nach dessen schnöder Flucht, gekommen zu sein, um nun von dem verlassenen

Volke, von einer angstvoll zweifelhaften, von außen bedrohten, von innen aufgehetzten Bürgerschaft befragt zu werden. Das alte Mistrauen gegen den protestantischen Rathgeber ihres Kurfürsten war wie dieser selbst verschwunden. Zu Hunderten drangen sie in die Wohnung Müller's, um sich Raths zu erholen. Und dieser Rath fiel dahin aus, — sie möchten sich, wenigstens vorläufig, zur französischen Republik halten, um sich durch Widersetzlichkeit keine feindselige Behandlung zuzuziehen und dem alten Druck nicht unbedingt heimzufallen, statt daß sie, auch wenn Frankreich das Rheinland nicht behaupten könnte, durch dessen Vermittelung beim Friedensschlusse eine mildere Verfassung erwarten dürften.

Auch Forster suchte den befreundeten Rathgeber auf, nachdem er in einem französisch geschriebenen Briefe seine jüngsten Schritte zu rechtfertigen gesucht hatte. In diesem Schreiben beruft er sich darauf, daß ihm von jeher die politische Freiheit für das kostbarste Gut gegolten habe, ohne welches ein Volk nie zur geistigen und sittlichen Vollkommenheit, dem höchsten Ziele seines Daseins, gelangen könne. Die Frage aber, wann für den besonnenen und rechtlichen Mann der Zeitpunkt eingetreten sei, der öffentlichen Freiheit die Wege bereiten zu helfen, entscheide der allgemeine Wille. Und wenn dieser freilich dermal im mainzer Lande noch fehle, so sei dafür der stark bewaffnete Wille der französischen Sieger eingetreten, und habe die Bewohner des eroberten Landes aufgefodert, sich für die Herrschaft der Freiheit auszusprechen. Widerstand könne da nur das Verderben des Landes herbeiführen. Und indem der Freund sich auch hier als Ziel seines Bestrebens

für Erhaltung des Privateigenthums, als der Grundlage des öffentlichen Wohlstandes erklärt, beruft er sich mit edelm Bewußtsein auf seine strengen Grundsätze, auf seine, soweit man ihn kenne, anerkannte Rechtschaffenheit, auf seine Liebe, seinen Eifer für seiner Mitbürger Glück und Wohl, — Eigenschaften, die er zu Bürgen seiner Handlungsweise stellen könne. Möchten die politischen Wechselfälle immerhin unberechenbar sein: doch blieben Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und was überhaupt menschliche Tugend heiße, unabhängig von allen politischen Schwankungen.

Für seine Person erhielt Forster, wie sich nach dem den Bürgern ertheilten Rath denken läßt, nicht blos zustimmende Aeußerungen, sondern Müller ließ sich auch vertraulich über Wien und Berlin gegen den Freund aus. Es sei ein Elend, wenn man die Leute persönlich kenne, die dort das Ruder in Händen hätten; man halte freilich auch im Publicum nicht viel auf sie; aber sie wären auch unter aller Kritik, so ganz ohne alle umfassende Idee. —

Müller, der behutsame, mit gutem Compaß des Rechtsgefühls in der Brust dennoch gern lavirende und muthlos die Segel streichende Staatsmann, mochte nicht erwarten, daß sein zwischen den Zimmerwänden ertheilter Rath sich in die Welt verlaufen würde. Allein Forster legte zu eigener Beruhigung und Rechtfertigung zu viel Werth auf jene Ansicht, um solche nicht in seinen Briefen an die Freunde hinauszuschreiben. Ja während der Clubsitzung am 15. November berief er sich vor einer zahlreichen Versammlung in einer umfassenden Rede, die er jenen Abend

„über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken" hielt, ausdrücklich auf Müller's Einverständniß mit den darin entwickelten Ansichten.

Müller beschwerte sich später brieflich über Forster's unbedingte Aussage; er habe seinen Rath nur mit der Einschränkung ertheilt, falls die Mainzer nicht anders könnten und pariser Blutscenen zu befürchten wären. Forster sei ein geborener Enthusiast, der immer nur Eins, nur Eine Seite sehe. —

Am Ende — um keinem von beiden Männern entschiedenes Unrecht zu thun — begreift man leicht, wie in solchen Zeiten, unter solchen Umständen, ein Mann wie Müller sich etwas zweideutig ausdrückt, und ein Mann wie Forster es in seinem einseitigen Interesse auffaßt. Jedenfalls stehen wir hier am Scheidewege der Freunde: der edle Forster stürzt sich in die unglücklichen Kämpfe für die Freiheit des Volks, — während Herr Johannes von Müller zu Sylvelden einen glänzenden Weg durch die Cabinete und Akademien abwartet. Beide finden dann — jener bald genug auf französischem Boden, dieser 16 Jahre später in deutscher, aber französisch unterjochter Erde ihr Grab.

Die oben angeführte Rede Forster's (Bd. 6 der „Sämmtlichen Schriften") ist darauf gerichtet, die noch immer schwankenden, zwischen der französischen Republik und der deutschen Reaction fröstelnden Mainzer zu einer entschiedenen Erklärung für die republikanische Eroberung zu vermögen. Es fehlte dem Sprecher nicht an lebhafter Beredtsamkeit und an manchen eindringlichen Motiven; doch artet die Sprache schon in leidenschaftlichen Worten und partei-

lichen Bezeichnungen aus, und leider! finden wir bereits auch eine Ansicht ausgesprochen, die einen möglichen Abfall von Deutschland voraus andeutet. „Der Rhein", heißt es, „ein großer, schiffbarer Fluß, ist die natürliche Grenze eines großen Freistaats, der keine Eroberung zu machen verlangt, sondern nur die Nationen, die sich ihm freiwillig anschließen, aufnimmt und von seinen Feinden für den so muthwillig von ihnen veranlaßten Krieg eine billige Entschädigung zu fodern berechtigt ist. Der Rhein wird der Billigkeit gemäß die Grenze Frankreichs bleiben; dies sieht schon jedes, an die politischen Verhältnisse gewöhnte Auge voraus u. s. w."

War nun allerdings Forster's sonst so gutes Auge, oder vielmehr sein Herz, in jener Luftschicht stürmischer Leidenschaften sehr getrübt; so reicht doch über die damalige Rheinfrage und die spätern Kämpfe um den deutschen Strom weit hinaus ein anderer Blick und Ausspruch Forster's in jener Rede und trifft unsere gestrigen Erlebnisse:

„Ihr wißt vielleicht nicht, wie leicht es den Fürsten wird, sobald sie Macht haben, alles Vorhergegangene, was nicht nach ihrem Sinne geschehen ist, geradeswegs als ungesetzmäßig anzusehen, aufzuheben und noch obendrein Recht zu behalten."

Drei Tage darauf, mit dem 20. November, trat Forster sein Amt im Administrations-Conseil an.

Ruf und Würde.

Wir stehen hier wieder vor einer jener wundersamen Fügungen, denen wir in Forster's Leben wiederholt begegnet sind. Ein unerwarteter Glückswechsel, der des Freundes eigenthümliche Begabung anspricht, und seine verfahrene Lage zu ebenen verheißt, bietet sich dar; doch wie Forster ihn ergreift, findet er sich am Ende durch die Unzeit der Schickung oder durch Halbheit der Gewährung mehr verlockt als begünstigt. So war ihm zuerst das Glück einer Weltfahrt, nur für den Knaben allzu früh, beschieden worden, und hatte ihm jenes zahlreiche Gefolge körperlicher Leiden, Sorgen der Wirthschaft und Kümmernisse des Herzens hinterlassen. Und jetzt, da die Weite der Welt und die Traulichkeit des Hauses sich vor ihm zurückziehen, öffnet sich ihm ungesucht und neu das Leben des Staats, das von Haus und Welt getragen, mit beiden im Wechselverkehr, den unglücklichen Mann zu entschädigen und in die angemessenste Thätigkeit zu versetzen die Miene annimmt. Nun aber vielleicht zu spät, und auf einem Boden, der bereits von den Stößen der

Revolution schüttert, und wo der Freund auch was er noch besitzt — das Vaterland und sich selbst verlieren kann. Möglich, daß sein Leben, durch das Unzeitige verderbt, am Ueberreifen sich verzehre!

Schon vor Jahren hatte sich für Forster'n eine flüchtige Aussicht auf den Staat gezeigt; damals als Jacobi vorhatte, den jungen, bedrängten Freund bei der Administration der Zölle in Vorschlag zu bringen. Damals war's zu früh für das noch zu schaffende Amt, im Gegensatz zu den Hoffnungen, die jetzt unterm 13. November Graf Herzberg auf das monarchische Preußen gab und die für Forster'n zu spät und zu unbestimmt erschienen.

Forster's Programm zu seinem Geschäftsantritt lautet kurz in den brieflichen Worten:

„Das Beste des uns anvertrauten Landes und seiner sämmtlichen Einwohner wird mein Augenmerk sein, und es gehört nur ein halbes Auge dazu, um zu unterscheiden, daß politische Verhältnisse darin jetzt nichts ändern und keine Rücksicht verdienen können."

Die oben schon wörtlich angeführte Ansicht, womit er die Frage, was in seiner Lage zu thun sei, sich beantwortet habe, wiederholte er in seinen Briefen nach allen Seiten. Man möchte glauben, in dem Eifer, womit er seine Absichten und Beweggründe wieder und wieder geltend zu machen sucht, verrathe sich doch eine gewisse Unruhe — um nicht zu sagen des Gewissens, doch des Bewußtseins über den gethanen Schritt, sei es auch nur des Bewußtseins von dem Eindrucke, den sein Thun und Lassen in Deutschland machen werde. Er mochte *etwas* von den Urtheilen ahnen, die nahe und fern bald

genug lautwerden sollten, und die in solchen Zeiten nur unbillig und leidenschaftlich ausfallen konnten. — Nur wenige Wochen später schrieb selbst ein so christlicher Mann wie Graf Friedrich Leopold von Stolberg an Jacobi:

„Ich bitte dich, liebster Jacobi, laß dem mainzer Forster deinen Schutz nicht länger angedeihen! Laß sein Andenken zugleich mit Kotzebue's Büste in irgendeiner Rumpelkammer vergessen sein! Es bedarf in diesem Augenblick einer tüchtigen Wurfschaufel, um den Weizen zu sichten und heulenden Winden die Spreu zu überlassen."

Und fand nicht schon früher Forster selbst durch einen, zwei Tage vor seinem Amtsantritte datirten Brief seines Vaters sich veranlaßt zu erwidern: „Ich hoffe, Ihr informing gentry in Halle wird mir erlauben, Ihnen zu schreiben, ohne davon Rechenschaft von Ihnen zu fodern." Und weiter: „Wenn Sie es für jetzt nicht rathsam halten, Briefe von mir zu bekommen, wird es hinreichen, daß Sie mir es mit ein paar Zeilen melden" u. dergl. —

Wie weit Jacobi jener gräflichen Erbitterung sein Forster'n freundliches Herz öffnete, wissen wir nicht; doch macht es uns bedenklich, daß schon seit dem August dieses Jahres sich kein Brief aus Pempelfort vorfindet. Jenes elektrische Band, durch welches Forster bei seiner Niederlassung in Mainz sich aufs neue zu Jacobi gezogen und mit Düsseldorf verknüpft fühlte, blieb auch fortan abgebrochen. Und so nähern wir uns denn, hinter Müller und Jacobi, der Lebensepoche und der Zeit, da noch manches andere inniger

eingewebte Band sich vom Herzen des „mainzer Forster“ lösen sollte.

Bei der ausgebreiteten Bekanntschaft, deren unser Freund besonders in den aristokratischen und gelehrten Kreisen genoß, konnte er auch aus vereinzelten Stimmen, die zu ihm drangen, sich die Höhe und Breite der öffentlichen Meinung über ihn von selbst ermessen. Glücklicherweise fehlte es ihm in diesen Tagen noch nicht an einer Zuflucht im eigenen Hause, wo Therese den ringenden Mann verstand und durch innige Theilnahme stützte. Wir besitzen hierüber ein schönes Bekenntniß von ihr selbst in einem Briefe an ihren Vater, den ihr Forster im Drange seiner neuen Geschäfte zu beendigen überlassen hatte. — „Da bleibt mir nicht viel zu schreiben“, heißt es, „als daß ich Sie um die Ruhe und das Zutrauen auf die Sache der Wahrheit bitte, die ich habe, und die mich Armuth, Unruhe und — wenn's sein müßte — Tadel mit Muth erwarten läßt. Ich bin nicht fanatisch, aber ich sah, daß dies Forster's Weg war. Johannes Müller hat ihm aufgetragen, diesen Weg dem Volke im Club öffentlich in seinem Namen zu empfehlen. In Gefahr werde ich mich mit meinen Kindern nie setzen; ich würde im Falle der Noth nach Frankreich hineingehen, wo ich nur Stützen fände, und wo die Menschlichkeit der Einwohner nur Stütze ist, wie unsere Kriegsgefangenen täglich bezeugen. Unser Weg ist ernst und mühsam. — Dies Erwachen der edelsten Kräfte anzusehen, winkt freundlich in jene Welt, wo alle Kräfte in vollem Leben stehen. Die Erlaubniß zu sprechen entwickelt den Geist dieser verkommenen Mainzer; sie

stehen und denken laut über ihre Rechte, und fühlen zum ersten mal die göttliche Wärme eigenen Werthes und Willens."

Was Therese hier von der unter die Einwohner gekommenen Bewegung bemerkte, war einigermaßen Folge der Rede Forster's am Clubabende des 15. November, und wol noch mehr des von Müller gegebenen Fingerzeigs. Wirklich kam man jetzt zahlreicher in den dazu bestimmten Stunden des Vor- und Nachmittags in das Clublocal, um seine Namen in das rothe „Buch des Lebens" einzutragen.

Dies war eine Erfindung Böhmer's, des entschiedensten Phantasten im Club. Custine's Heeresstrom hatte diesen wormser Gymnasialprofessor entwurzelt und mit nach Mainz geführt, wo er den Secretär des Generals machte. Die Mainzer zögerten ihm zu sehr, sich für die französische Republik zu erklären. Um sie zu drängen, hatte er Tags nach Forster's Eintritt in den Club zwei Bücher in die Versammlung gebracht, — eines in rothen Saffian gebunden, auf beiden Decken mit der Freiheitsmütze geziert, und zum Zubinden mit tricoloren Bändern versehen; das andere merklich dünner und durch schwarzen Einband sowie durch Sinnbilder des Despotismus, z. B. durch kleine Ketten zum Verschließen, abschreckend. In das erstere sollten sich alle Einwohner, vom einundzwanzigsten Lebensjahre an gerechnet, einschreiben, die sich für eine republikanisch-demokratische Verfassung erklärten; ins andere Buch diejenigen, denen es noch einmal nach dem altmainzer Despotismus gelüsten möchte.

Da dieser Sporn anfangs noch immer nicht genug

antreiben wollte, so wendeten die Freiheitsmänner noch andere Hülfen an. In der Stadt und auf dem Lande streute man die Drohung aus, — wer sich ins schwarze Buch oder auch gar nicht einzeichnen würde, dürfte sich nur auf doppelte Einquartierung und auf einen Schießprügel gefaßt machen, mit welchem er, im Falle eines Angriffs von Kaiserlichen oder Preußen, in Reihe und Glied gegen den Feind geführt würde.

Zu solchen Mitteln pflegen anfangs freilich nur die Uebertriebenen einer Partei zu greifen; am Ende aber wird auch der Gemäßigte, wenn er einmal nach demselben Ziele marschirt, auf ungeziemende Pfade mit fortgerissen. Und so finden wir nicht viel später auch ausdrücklich Forster'n neben Wedekind genannt, die bei der nächsten Präsidentenerneuerung für den Club am 25. November sich beeifert hätten, mittelst Vertheilung von Zettelchen mit der Aufschrift „Dorsch Präsident" ihren bevorzugten Mann durchzudrücken. Da hätte der Freund, der immer für Selbstbestimmung geeifert, nun an sich selbst die Erfahrung machen können, daß man sich mit Parteinahme auch von Parteitreiben kaum frei erhalte, und daß auf dem Wege zu gut geglaubten Parteizielen der Jesuitismus der Mittel sich auch der edelsten Gesinnung unvermerkt aufdringe. Freilich hatte er schon selbst gegen Heyne bekannt, es sei unmöglich, in einem gährenden Staate neutral zu bleiben.

Da war denn auch bald keine Rede mehr von Forster's anfänglichem Bemühen, Einigkeit im Club zu erhalten. Dieser brach allmälig in zwei Hauptparteien auseinander, *die von* Dorsch und Professor Joseph Hofmann vertreten

wurden. Verschiedener als diese beiden Männer konnten auch nicht leicht zwei Parteiführer auftreten. Hofmann derb von Gestalt wie von Geschmack im Ausdrucke seiner Gedanken, aber in seiner Gesinnung offen und ehrlich; Dorsch, zierlich gebaut, eitel sogar auf seinen kleinen Fuß, und ebenso zierlich in Stil und Manieren; jener von einer streng römischen Republik träumend, dieser von einer Republik mit Hofpracht eingenommen; jener wahr und durch Wahrheit verletzend, dieser artig und durch Artigkeit einnehmend. Zu jenem hielten sich die jungen Leute, Studenten und wer noch für die neuen Ideen eigentlich schwärmte; an Dorsch wendeten sich gern, außer den Fremden und Reisenden, die sich nach der neufränkischen Gestalt der Dinge umsahen, alle jene zum Theil verlumpten oder verlaufenen Subjecte, die beim neuen Umschwung der Verhältnisse durch den beim General einflußreichen Mann ihren Vortheil suchten.

In Forster's Augen ließ sich nun, zumal als nach dem Eintritt der neuen Verwaltung der Andrang zum rothen Buche zunahm, sich Alles dazu an, daß in wenig Wochen Mainz mit der umliegenden Gegend sich zur Frankenverfassung bekennen werde, und sonderbarerweise ohne Aufwallung, ohne Enthusiasmus, so ganz als eine Sache, die sich von selbst machte und nicht ausbleiben konnte. Auch schien ihm wie seinen Freunden die Sache sowenig verwickelt, daß die Partei, die Jeder ergreifen müsse, Jedem klar einleuchte. Außer einigen Hofbeamten und Creaturen des Adels erblickte Forster keine Dissidenten mehr, und dieser Adel, diese Räthe und Beamten, die der Kurfürst jetzt sammt seinen Hofmusikanten zu

einem Interimshofstaate an sich zog, schienen ihm so ganz von jedem Genius verlassen, daß ihr Ende kommen müßte. Und so hielt es Forster auch für wahrscheinlich, daß gegen Ablauf des Jahres der allgemeine Wunsch der Stadt und des Landes, ein Theil des französischen Freistaates zu werden, an den National-Convent abgehen werde.

Forster spricht diese Wahrscheinlichkeit als eine Erwartung aus, und wir entsetzen uns vor dem Gedanken, daß ein so edler und wackerer Mann dem Vaterlande abfallen und den Abfall einer so schönen Provinz, wenn auch im einseitigen Interesse derselben, begünstigen oder gar betreiben könnte. Und doch verknüpft sich zu gleicher Zeit dieser Schein politischen Verraths einem so männlichen Gehalt von Uneigennützigkeit und Ueberzeugungstreue, daß wir die Verirrung einer sonst so klaren als rechtschaffenen Seele kaum begreifen würden, wenn wir nicht aus Forster's früherm Leben wüßten, wie leicht seine Begeisterung für erhabene Erscheinungen des Lebens sich — wenn auch nur vorübergehend, trüben ließ.

Folgen wir nun dem Freunde nicht ohne Besorgniß in seiner öffentlichen Thätigkeit, so finden wir ihn als neues Administrationsmitglied alsbald unter einer Last von Arbeiten und Verdrießlichkeiten, zum Glücke von ausnahmsweisem Wohlbefinden unterstützt. Indem aber sein Einfluß zunächst der Universität zugute kam, deren Verschonung mit militärischer Contribution er durchsetzte, traf ihn auch gerade von daher der erste Rückschlag seiner Freiheitsbestrebungen. Die der Anstalt pflichtigen Bauern zahlten und lieferten nämlich nicht, und so blieb schon

sein Professorgehalt aus. Von der Luft konnte er nicht leben, wie er seinem Schwiegervater schrieb, und fand sich so unvermerkt den Leuten zugesellt, die durch die französische Eroberung um Verdienst und Brot kamen. Denn auch die Felder der Uebersetzung und der literarischen Production waren brachgelegt. Als Mitglied der Landesadministration bezog er keinen Gehalt. Es war ein demokratisches Ehrenamt, bei dem es aber einem zugänglichen Beamten an Gelegenheit und Verlockung sich zu bereichern nicht fehlte.

Die Gebiete der geistlichen Fürsten hatten wirklich, nach dem Ausspruche des himmlischen Meisters, das Ansehen, nicht von dieser Welt zu sein; insofern Herr und Diener mit dem irdischen Gute gar nicht ängstlich wirthschafteten, und die öffentlichen Gelder kein Gegenstand für Gewissenhaftigkeit zu sein schienen. Die Landesverwaltung war auf dem Wagen der Themis mit verladen und die Rechtsuchenden gewöhnt, das Fuhrwerk zu schmieren. So kam es, daß alle Beamten sowie die wohlhabenden Besitzer in der Rheinprovinz ihre Unterhandlungen bei den Mitgliedern der Administration mit Bestechung oder Versprechungen anhoben. Bei den vielfältigen Lieferungen an die Eroberer war denn freilich dem Einzelnen Schonung oder eine Schutzwacht gegen requirirende Soldaten etwas werth, und es fehlte wol am wenigsten dem geschäftsthätigen Forster an verlockenden Anerbietungen. Selbst Therese gesteht nicht nur dies, sondern sogar, daß auch Forster einen Augenblick in Zweifel gewesen sei, ob es nicht für einen rechtlichen Austausch von Dienst und Lohn gelten dürfe, wenn er für Tausende, die er den Herrschafts-

beamten ersparte, ein Geschenk annähme. Am Ende seiner Erwägungen kam er jedoch zur Einsicht, daß nicht Forster eine Gefälligkeit, sondern der öffentliche Beamte nur seine Schuldigkeit gethan hatte, und lehnte beim ersten Anlaß für diesmal, und bei jeder Gelegenheit, Geschenke ab, so entblößt auch seine Kasse war.

Ja, er nahm sich auch, so bedenklich es damals war, der Habsucht französischer Commissare und Offiziere entgegenzutreten, Derjenigen an, die solchen Republikanern unter die Klauen fielen. So wendete er sich einmal zu Gunsten eines gewissen Regierungsraths Mieg in Heidelberg, auf dessen zwischen Worms und Oppenheim gelegener Besitzung ein Capitän Maugis alle Vorräthe von Fütterung und Lebensmitteln weggeführt hatte, an den General Custine. Am Schlusse des mit schöner Wärme und nachdrücklicher Offenherzigkeit französisch geschriebenen Berichts konnte Forster mit edelm Bewußtsein von sich aussagen:

„Ich habe Alles verlassen, um meinen Mitbürgern Freiheit verschaffen zu helfen, und seit Sie Mainz eingenommen, arbeite ich Tag und Nacht dafür. Ich habe nie die Kunst der Verstellung gekannt, nie von dieser so gerühmten Kunst etwas zu hoffen gehabt, und sollte es jetzt noch lernen, da mein Loos geworfen ist? Nein, ich werde immer aussprechen, was ich denke, überzeugt, daß dies der rechte Weg ist, das Gute zu bewirken."

In derselben Zeit seiner entschiedenen häuslichen Verlegenheit erschien von einer entgegengesetzten Seite ein *Anerbieten*, das, anfangs vom Freunde als reactionäre

Versuchung angesehen, einen noch edlern Stolz seiner Armuth herausfoderte.

Die vom Grafen Herzberg angekündigte Büchersendung traf mit einem Schreiben des Verlegers Voß und einem andern Briefe ein, worin dem Freunde eine Summe Geldes als Vorschuß zur Verfügung gestellt wurde, — preußische Thaler für einen Mann, „der ein guter Preuße bleiben möge“.

Forster erwiderte:

„Ich bin in Polnisch-Preußen, eine Stunde von Danzig geboren, und habe meinen Geburtsort verlassen, ehe er unter preußische Botmäßigkeit kam. Insofern also bin ich kein preußischer Unterthan. — — Heißt ein guter Preuße sein, wenn man in Mainz unter französischer Herrschaft steht, soviel, als allen Preußen Gutes, einen baldigen Frieden, Erholung von allen Uebeln des Kriegs wünschen, so bin ich ein guter Preuße; heißt es aber, daß ich in Mainz meine allbekannten Grundsätze verleugnen, mich nicht freuen soll, daß es eine freie Verfassung erhält, aufgefodert wie ich bin, nicht dazu mitwirken, in einer Gährung, einer Krise entweder ganz unentschieden bleiben, oder das mainzer Volk zu überreden suchen, es thue besser die alten Gräuel beizubehalten, als mit den Franken frei zu werden, heißt also ein guter Preuße sein, Grundsätze annehmen, die nie die meinen waren, und die nie das Wohl der Einwohner Preußens, sondern das Wohl des Cabinets, des Hofs, der Geisterseher im Auge behalten sollen; so verlangt man etwas, wofür ich verdiente, an den nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden. — Jetzt begreifen Sie, daß es

meine dringendste Pflicht ist, auf den angebotenen Vorschuß gänzlich Verzicht zu thun, obschon ich nie so arm war wie jetzt, und durch die getäuschte Hoffnung noch ärmer geworden bin. Ich mag aber lieber alles Elend über mich ergehen lassen, als meinen Grundsätzen ungetreu werden."

Diese muthige Fassung in sich selbst und an seinen Grundsätzen that Forster'n vielleicht niemals nöthiger als so unmittelbar vor einem Ereigniß, das nicht nur den Freiheitsbewegungen in Mainz eine unerwartete Wendung geben, sondern auch in den innersten Lebenskreis des Freundes eine verhängnißvolle Auflösung bringen sollte.

Das frankfurter Unternehmen.

Noch am Abend des 21. October, an welchem Custine die Thore von Mainz besetzen ließ, hatte er auch einen starken Heerhaufen aus reitenden Jägern und Nationalgarden, unter Anführung des Jägerobersten Houchard, nach Frankfurt entboten. Hier lagerten sie am Frühmorgen des 22., zur Ueberraschung der Bürgerschaft, vor den verschlossenen Thoren und aufgezogenen Brücken, die sich aber öffneten, als General Neuwinger des Nachmittags die französischen Kanonen gegen dieselben vorrücken ließ. An 4000 Mann zogen ein, Houchard an der Spitze, dessen von Säbelhieben entstelltes Gesicht mit einem tief herabgezogenen Auge und einem emporgezwickten Mundwinkel der erwartungsvollen Menge eine ominöse Miene zeigte.

Die Absicht des Unternehmens blieb nicht lange ein Geheimniß. Ein an den Magistrat gerichtetes Schreiben Custine's beschuldigte die Stadt und Kaufmannschaft, daß sie die flüchtigen Aristokraten freundschaftlich aufgenommen, daß sie mit Geldern des österreichischen

Kaisers und des Königs von Preußen Geschäfte machten, durch welche sie im Handel mit falschen Assignaten den Credit der echten untergraben, und aus Frankreich das baare Geld gezogen hätten. Custine erklärte deshalb Frankfurt für eine feindliche Stadt, und legte ihr zu einiger Entschädigung eine Contribution von 2 Millionen Gulden auf.

Die Franzosen wurden nun einquartiert, machten es sich bequem, indeß der Magistrat sich beeilte, durch eine Deputation nach Mainz den General Custine zu besänftigen. Sie wurden von ihm unfreundlich aufgenommen, erhielten aber eine halbe Million an der Foderung erlassen. Hiermit nicht zufrieden, versuchte der Magistrat durch eine zweite Beschickung des Feindes die Contribution noch weiter zu mildern, unterließ aber nicht, einstweilen einen Theil derselben flüssig zu machen. In der Stadt ging es unruhig zu. Die Soldaten lärmten, prahlten und brachten vor allem durch Unreinlichkeit und Ungeziefer die guten Frankfurter zur Verzweiflung. Die Bürger wehrten, die Wäscherinnen weigerten sich, und indeß das republikanische Gesindel an den Ufern des Main die Wäsche selbst besorgend sein lustiges Ça ira sang, machte sich der frankfurter Pöbel an den Straßenecken über Custine's volksfreundliche Proclamationen lustig.

Inzwischen ward bis zum 25. October doch ein Theil der Contribution abgeliefert, und am 27. erschien Custine selbst in Frankfurt mit ansehnlichem Gefolge, unter welchem Doctor Böhmer im rothen Rock hervorstach. Die Garnison zu wechseln, führte der General selbst die neuen

Regimenter und Kanonen durch das Bockenheimer Thor ein, verkündigte dem Volke, daß nur den Reichsten in der Stadt die Contribution auferlegt sei, und nahm christliche und jüdische Geiseln aus, die im Rothen Hause festgehalten wurden.

Zugleich unternahmen die Franzosen einen Ausfall ins hessische Gebiet, nach Nauheim, wo sie die ansehnlichen Salzvorräthe der dortigen Saline theils nach Mainz abführten, theils in herabgesetztem Preise verwertheten. Neben den Salzsäcken brachten sie 120 Mann gefangene hessische Soldaten ein.

Am 1. November war eine Million abbezahlt. Wegen Erlasses der andern halben Million hatte sich der Magistrat an den National-Convent nach Paris gewendet. Custine gab nun die Geiseln wieder frei und kehrte, als General Neuwinger eintraf, unzufrieden mit der Stadt, nach Mainz zurück.

Die franzosenfeindliche Gesinnung der frankfurter Einwohner verrieth sich noch deutlicher als bisher bei der am 10. November einlaufenden Nachricht, daß die anrückenden Hessen bei Weilburg die Franzosen zurückgedrängt hätten. Und als am 28. der preußische General Graf Kalckreuth, Befehlshaber des verbundenen preußisch-hessischen Armeecorps, bereits bis Bergen und mit seinen Vorposten sogar bis an die nahe Friedberger Warte vorgerückt, durch einen Stabsofficier mit einem Trompeter die französische Besatzung von 1800 Mann auffodern ließ, wurde dieser Parlamentär mit Lebehoch für die Preußen empfangen.

Allein die Franzosen waren nicht willens zu weichen,

vielmehr begehrte der Commandant, General van Helden, ein sonst billiger und wohlwollender Mann, die Kanonen der Stadt zur Verwendung und die Pulvervorräthe zum Ankauf. Das Volk wurde aufrührerisch, und der Magistrat, in Besorgniß um die Stadt, suchte hier den Commandanten von der beabsichtigten Vertheidigung, draußen den preußischen Heerführer durch Abgeordnete von einem Angriff abzubringen. Die Kanonen aber wurden verweigert.

In der Ungewißheit, die ungeachtet des von beiden feindlichen Seiten versicherten Wohlwollens für die Stadt immer beängstigender wurde, traf unerwartet General Custine wieder ein, begab sich auf den Römer und ertheilte die Versicherung, daß er, obgleich entschlossen, seine Position gegen die Preußen zu behaupten, doch bei einem für ihn unglücklichen Ausgang des Treffens sich nicht in die Stadt werfen und sie keiner Belagerung aussetzen werde.

Mit dieser Beruhigung verließ er die Stadt und kehrte zu seinen Truppen zurück, mit welchen er, von Mainz herauf vorgerückt, eine vortheilhafte Stellung genommen hatte. Die Garnison zog unter ihren Fahnen mit Sack und Pack auf und besetzte die Wälle der Stadt. Die Hessen rückten dicht heran, ohne jedoch den Verkehr der Stadt mit dem Lande zu stören. So geschah es denn auch, daß am 30. November die des Buß- und Bettags wegen feiernden Handwerksgesellen zu Hunderten auszogen, den Hessen einen Besuch an der Friedberger Warte zu machen.

Hier wahrscheinlich schöpften sie aus brüderschaftlichem

Trunk und Händedruck jenen Muth, womit sie am 2. December eine kriegerische Rolle hinter den Coulissen des Treffens glücklich ausführten.

An diesem Tage nämlich, dem ersten Adventssonntag, als bei friedlichem Sonnenscheine sich Alles nach den Kirchen begab, brach plötzlich die heftigste Kanonade los. Granaten fielen in die Stadt; es entstand Feuerlärm.

Unbekümmert um Brand und Angst der Stadt traf der Commandant seine Anstalten zur Vertheidigung und ließ noch die zwei Kanonen vor seinem Quartier nach den Wällen abfahren. Doch jetzt thaten sich die Handwerksgesellen hervor. Sie hielten die Kanonen und Munitionswagen an, spannten die Pferde aus, zerschlugen die Räder. Den Franzosen, die von den Wällen ab= und zuliefen, nahmen sie höflich oder mit Gewalt die Gewehre ab und entluden sie; ja sie entwaffneten eine französische Thorwache und ließen, mit Lebensgefahr vordringend, die Zugbrücke nieder, über welche die tapfern Hessen in die Stadt eindrangen, und mit blinder Wuth gegen die fliehenden Franzosen ihren guten Namen bewährten.

Unmittelbar nach der Einnahme zog der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunschweig und andern Fürstlichkeiten in die Stadt und wurde mit Zujauchzen empfangen. Vor dem Neuthore war es am heißesten zugegangen; hier lagen die hessischen Grenadiere hingestreckt. Das donnernde Wetter des Treffens zog sich indeß über Bockenheim, nach Rödelheim und dem nidbaer Wäldchen hinter den Franzosen her, die langsam gegen Mainz zurückwichen.

Hier in Mainz lebte man der Erwartung eines siegreichen Ausgangs für Custine's Begegnung mit den Preußen. Man wußte am 1. December von kleinen Scharmützeln, in welchen die Deutschen sollten zurückgewichen sein. Forster, der Custine an Macht der preußischen Armee überlegen glaubte, zweifelte, daß es zur Schlacht kommen werde, und wenn dennoch, daß es bei Höchst diesen oder den folgenden Tag geschehen müsse.

So wandelte er an jenem 2. December Nachmittags bei mildem Sonnenscheine, der in die leichtbeschneite Landschaft fiel, mit Theresen, seinem englischen Tischgenossen und einquartierten Franzosen über die Brücke nach Castel. Hier waren Soldaten und Bauern mit Hauen und Spaten an der nahe beendigten Befestigung des Platzes beschäftigt. Während sie sich von einigen Offizieren die Verschanzungen erklären ließen, eilte plötzlich Alles umher von der Arbeit hinweg einem französischen Reiter zu, der gleich darauf vorüberjagend unter heftigem Erzählen die Worte — trahison, massacre, vengeance hören ließ.

Bald verbreitete sich die Nachricht von dem übeln Ausgang des Treffens und von dem Unternehmen innerhalb der Stadt. —

In welchem Lichte Forster besonders die Vorfälle innerhalb der Stadt sah, läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß er dem Schauplatze der Begebenheit ebenso entfernt als dicht an der Stelle stand, woher eine politische, mithin die grellste Beleuchtung auf jene frankfurter That geworfen wurde. Er hatte schon früher, den *Zuruf* eines Frankfurters an den General Custine in

der „Neuwieder Zeitung" öffentlich beantwortend, die Rechtmäßigkeit der von Custine gefoderten Kriegssteuer aus dem Gesichtspunkte der Kriegsgesetze vertheidigt, indem er die Speculation mit falschen Assignaten als eine gegen Frankreich gerichtete Feindseligkeit darstellte und solche durch eine behauptete Mitwissenschaft des frankfurter Magistrats noch verschärfte. („Sämmtliche Schriften", Bd. 6) Nun erschien in der „Mainzer Zeitung" vom 6. December ein declamatorischer Bericht von Daniel Stamm, einem Custine'schen Adjutanten, über das frankfurter Ereigniß, welches als „Gegenstück zur Bartholomäusnacht und zu der Sicilischen Vesper" dargestellt wurde. Doch Custine ließ sich von keinem Adjutanten überbieten. Im „Moniteur" Nr. 349 erschien sein Bericht an den National-Convent, dessen Unzufriedenheit der Bürger-General wol zu fürchten Ursache haben mochte. Dieser Bericht vom 7. December, in Falstaff'schem Stil abgefaßt, legt den Verlust von Frankfurt — 10,000 Meuchelmördern zur Last, die mit ihren Messern — 300 seiner Waffenbrüder im glorreichen Kampfe für die Freiheit gemordet hätten. 150 Zimmerleute wären aus Nassau, welches dem Landgrafen von Hessen gehöre, in zwei Schiffen angelangt, um von innen der Stadt die Thore einzuschlagen. Eins dieser Messer, von einem Soldaten erbeutet, war dem Bericht beigelegt, und indem Custine verdächtigende Seitenblicke auf den General von Helden wirft, schließt er den possirlichen Bericht mit der wunderlichen Nachricht, daß neben mehr als 4200 gebliebenen Preußen und Hessen er selbst nur „ungefähr" 300 Brüder verloren habe; sodaß mithin im Ganzen, mit

Inbegriff des Treffens, weniger Franzosen geblieben wa=ren, als jene Tausende von Messern innerhalb der Stadt bereits gemeuchelt hatten, nämlich volle 300!

Wie übereilt scheint solcher Bericht durch seine Unge=heuerlichkeiten und Selbstvergessenheit! Allein Custine wußte wol, daß dergleichen Bulletins in revolutionären Tagen mit entzündeten Augen gelesen, und aufgeregte Gemüther nur von ganz Erstaunlichem noch berührt werden.

Und nun Forster! Begreiflich, daß er auf der Seite, wo er eben stand, nur die Eine Stimme hörte: „Hätten die Frankfurter nicht verrätherisch gehandelt, so waren an jenem Sonntag die Preußen geschlagen; denn die Stellung der Franken soll ein Meisterstück gewesen sein. Allein da Frankfurt weg war, war der ganze Plan verrückt; die französischen Truppen, die dicht unter der Stadt standen, mußten sich zurückziehen, um nicht beschossen zu werden, und dies machte einen allgemeinen Rückzug nothwendig."

Die Vorfälle in Frankfurt sah er für so entsetzlich an, daß er einen Ausdruck von Rührung über jene Gräuel noch im Gesichte des Boten zu finden glaubte, den er am 4. von Huber'n erhielt.

Trennung.

Infolge der frankfurter Ereignisse streckten, wie Forster an Huber schrieb, die mainzer Pfaffen die Köpfe in die Höhe und jubelten den Frankfurtern Beifall zu; den Mainzern aber krähten sie Unglück und drohten Mord und Tod. Eine Angst vor den anrückenden Preußen und vor verrätherischen Bewegungen in Mainz griff rasch um sich, und lähmte selbst die Zungen der Clubisten. So sanken denn auch die schönen Erwartungen dahin, die der Freund vom guten Fortgang der Sache der Freiheit eben zu fassen angefangen hatte. Er sah, wie das laue Volk die Köpfe hängen ließ, und meinte, wer alle seine Hoffnungen für sie opferte, die da nichts wollten und nichts wagten, wäre ein Thor. Er überlegte, ob er nicht fort müsse, und dachte nach Frankreich, wo allein noch Freude, Ehre und Zufriedenheit zu holen sei. Zwar theilte er für seine Person jene Besorgniß nicht, daß die Mainzer bei Annäherung der Preußen, nach dem Beispiele der Frankfurter, mit ähnlichen Messern über die Franken verrätherischerweise herfallen könnten; indem es, auch abge-

sehen von der starken Garnison, diesem Völkchen, wie zu Allem, auch hierzu an Energie fehle; allein Thomas Brand, sein häuslicher Engländer, gab ihm die Lage Theresens mit den Kindern zu bedenken. Nach seinen strengen Begriffen von weiblichem Anstand ermaß der junge Mann die Unziemlichkeiten, denen bei irgendeinem, doch immer möglichen Pöbelaufstande Frau Forster ausgesetzt sei. Seine Ansichten, sein dringendes Verlangen, daß sie Mainz verlasse, fielen umsomehr ins Gewicht, als gerade sein festes kühnes Wesen bei so manchen seit dem Einzuge der Franzosen vorgefallenen Auftritten für die Hausgenossen bisjetzt sehr beruhigend gewesen war und er selbst im Begriffe stand, den längst beabsichtigten Studienbesuch Göttingens nun bestimmt auszuführen. Ueberdies unterstützte er sein Andringen durch das Erbieten, Frau Forster und ihre Kinder selbst nach Strasburg zu bringen.

Ein Vorschlag der noch weiter griff, kam von Huber. Forster sollte sich von Theresen trennen, um sowol dem möglichen Vorwurfe zu entgehen, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in seiner jetzigen Lage sich selbst zu erleichtern. Dafür machte der Freund sich verbindlich, sein Schicksal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen.

Bei alledem war ein Entschluß für Forster'n schwer zu fassen. Er fühlte, daß er von Theresen das Opfer mit ihm zu leben und zu sterben nicht fodern könne, und desto schmerzlicher war seine Lage. In seinen Augen stand nicht blos ihre Ruhe und Sicherheit, — es stand auch seine Ehre als Volksbeamter auf der Reisekarte.

Noch nie hatte er sich in so verwickelten Verhältnissen befunden. Es schien ihm eine Nothwendigkeit, so zu handeln, als wäre er der einzige Mensch in der Welt, auf den man rechnen könnte. Wie aber dann, wenn das Publicum noch mehr verzagte, weil er Frau und Kinder wegschicke, um es im Stiche zu lassen jetzt, wo es gelte? Nun ja, — wenn es sein mußte, so wollte er sich dennoch von seiner Familie trennen; nur nicht heimlich, nicht hinterrücks. Er wollte vorher die Mainzer wissen lassen, nur dadurch, daß sie sich nicht für die Freiheit erklärten, halte er sich von aller Pflicht des Mitbürgers entbunden; und indem er nur in seiner Eigenschaft als fränkischer Bürger handle, glaube er ihnen von keiner seiner Handlungen mehr Rechenschaft schuldig zu sein. Nur wenn er dadurch etwa eine Insurrection der Freiheit bewirken würde, glaubte er, mit den Seinigen dennoch bleiben zu müssen.

Doch, bei näherm Betracht, wie unwahrscheinlich erschien ihm solche Erwartung! Nein, er hielt den Fall, wo Therese das Opfer zu bleiben seiner Ehre bringen müsse, unter den Umständen für so unmöglich, daß er glaubte, die ganze Welt müßte ihm alle Folgen desselben verzeihen, wenn er sich an den Mainzern noch geirrt hätte, und sie dann doch Charakter zeigten, den sie unter weit günstigern Aspecten nicht bewiesen hätten.

Und so nahm er denn Brand's Erbieten und Huber's Vorschlag an, bereit Theresen mit den Kindern ziehen zu lassen, was man auch von ihm sagen und denken möchte.

Und Therese? —

Sie schied nicht ungern. So bestimmt ihr Charakter

sie zu Muth und Bestehen der Gefahr aufrief, so sehr, nach ihrem eigenen Geständniß, fühlte sie sich mit ihren sehr weiblichen Gewohnheiten, mit sehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserlesenen Umgang unbehaglich bei den jetzigen Erfodernissen von Forster's täglichem Leben. Sie lebte jetzt einsamer als jemals; ihr gesellschaftlicher Abendcirkel war durch die Flucht der Gesandtschaften mit Einschluß Huber's auf ein paar weibliche Bekannte beschränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber sehr schonen mußte, und „die keineswegs eine angenehme Theegesellschaft machten". Dabei führten Forster's Verhältnisse soviel Landleute, Bürger, Beamte ins Haus, daß sie sich ganz aus ihrer Sphäre gestoßen fühlte. Wie viel Huber's Briefe dabei thaten, und ob sein Vorhaben für die Zukunft den Ausschlag gab, läßt sich nicht sagen. Aber ein Schreiben ihres Vaters, das seine Besorgniß um ihre Lage aussprach, erinnerte sie daran, jedem Umschlag der Dinge voraus zu bedenken, wohin sie sich mit den Kindern begeben wolle.

So trat also der verhängnißvolle Wendepunkt in Forster's und der Seinigen Schicksal entschieden ein. Es war am 7. December. Thomas Brand hatte seinen Bedienten vorausreiten lassen, um die Postpferde zu bestellen, nahm mit einem Landsmann, den der Krieg ebenfalls aus Mainz trieb, eine Postchaise, und überließ seinen eigenen Wagen Theresen mit ihren Kindern und einer Magd. Das Wappen an der englischen Berline, bei dieser Flucht nicht abgekratzt wie das kurfürstliche, fiel den Republikanern beleidigend in die Augen. Aber das drei=

jährige Töchterchen hatte bei viel Lebhaftigkeit schon einige französische Phrasen gelernt und rief lachend zum Fenster hinaus: Bon jour citoyen! und der republikanische Beifall deckte das aristokratische Wappen zu.

So leerte sich Forster's Haus, und nur Mariane, die zweite Magd, blieb zu seiner Versorgung zurück.

Doch alle Verbindungen des Herzens waren noch nicht abgebrochen. Noch lebte, wenn auch im Augenblick entfernt, ein Mann, dem er schon als Bräutigam, in der schönsten Zeit seiner Liebeshoffnungen, aus Wilna geschrieben hatte: — „selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an dich kettet".

Sömmerring, der Herzensfreund, war mit seiner jungen Frau nach Wien gereist, ehe man den Fall von Mainz ahnen konnte. Unterm 6. October hatte ihn Forster von der Annäherung der Franzosen benachrichtigt, und auf Verlangen der Schwiegerältern des Freundes Wäsche, Kleider, Briefschaften, Silberzeug, Geld und einen Wechsel von 4000 Gulden in einem Verschlage mit dem Marktschiffe nach Frankfurt besorgt. Inzwischen war Sömmerring von seiner Reise zurückgekehrt, konnte sich aber nicht entschließen, unter den jetzigen Verhältnissen seinen Posten in Mainz wieder anzutreten, und blieb bei den Aeltern seiner Frau in Frankfurt.

Was von hieraus zwischen ihm und Forster verhandelt wurde, fällt zwar ein paar Wochen später, gehört aber seinen Motiven nach in die innere, auflösende Krise des Forster'schen Lebens, weshalb wir es gleich hierherziehen.

Sömmerring schrieb unterm 29. December an den

Freund in Betreff des mainzer Zustandes, beschwerte sich über die seiner mainzer Wohnung zugemessene Einquartierung, foderte von Forster Sicherstellung seines Eigenthums, und wollte ihn als Vicepräsidenten der Administration, was Forster damals eben geworden war, bei dessen Ehre verantwortlich für die Unverletzlichkeit der Siegel machen, die von der Behörde in Sömmerring's Hause vorsorglich für das Eigenthum des Abwesenden waren angelegt worden.

Diese verbissenen Zumuthungen und wahrscheinlich der ganze Ton des Briefes verriethen einen Mann, der mit Beginn eines glücklichen Hausstandes einen ängstlichen Aerger an allem Revolutionären gefaßt hätte und seine Erbitterung mit aller Vergessenheit und Ueberhebung dem Jugendfreunde, dem Lebens- und Strebensgenossen, zu fühlen gab.

Forster nahm sich zusammen, und antwortete unterm 6. Januar des folgenden Jahres mit hohem Ernste, mit dem Vorgefühl seines Unglücks und mit dem Stolze seines einsamen Herzens. Er erklärte dem Freunde, wie es eben eine Folge der Einnahme von Mainz sei, daß Einquartierung in die Häuser käme, und eine Folge der Maßregel, die Sömmerring genommen habe, daß sein Haus mehr belästigt würde, als geschehen, — wenn er auf seinem Posten geblieben wäre. Seine Effecten ständen unterm Schutze des Gesetzes; aber es wäre unbillig, den Zufall, den sie Beide nicht berechnen könnten, auf Forster's Rechnung zu setzen, blos weil Sömmerring deshalb an ihn geschrieben habe. — „Hättest du doch lieber", schrieb er, den entschiedenen Willen gehabt, hier alles Gute und

Böse mit uns zu theilen, und dein Haus unter deiner Aufsicht zu behalten, — oder mit deinem ganzen Eigenthum wegzuziehen, und uns unserm Schicksale zu überlassen! — — Wer wird einen Beamten verantwortlich für die Uebertretung machen, die er gerade durch eine Vorsichtsmaßregel zu erschweren bemüht war? Darum ließ man ja besiegeln, daß nichts erbrochen werden sollte. — — Mich würde es bitterlich schmerzen, wenn dir das Geringste von Dem, was nur der Wissenschaft nützen kann, entkäme; sowie es mich schon genug geschmerzt hat, daß unser Weg sich bei der Erscheinung der Franzosen trennen mußte, indem wir verschiedenen Grundsätzen folgten, oder Anderes aus einerlei Prämissen schlossen. Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil nur ich allein es antasten könnte, das ist mein Bewußtsein!"

Und das letzte Wort der Freundschaft lautete:

„Du wirst am besten wissen, daß ich dich kenne; mithin kannst du auch an meiner Denkungsart nicht zweifeln!" — —

So löste sich denn auch diese alte edle Freundschaft der Herzen und der Geister, des Irrens und des Strebens.

Nun stand Forster allein, — Hauses und Herzens einsam!

Sechstes Buch.



Umblick und Fassung.

Seine Lage zu überschauen, sich über seine Ansichten, seine Absichten zurechtzufinden, sah sich nun Forster einsam und ungestört genug. Das menschliche Herz, von den Einflüssen verlassen, unter denen es lange Zeit gestanden, gleicht dann einer Quelle, von der man die laufenden Beimischungen und Zuflüsse sorgfältig abgeschnitten hat, um ihren Sprudel in seinem eigenthümlichsten Gehalt und Trieb zu fassen.

Und so erscheint wirklich der verlassene Mann im Bestreben, sich über seinen Zustand klar zu machen, bald gefaßt. Die schmerzliche Betrachtung, wie in einem Augenblick Alles auseinanderstiebe, was sich so an demselben Orte zusammenfand, wurde ihm durch die Erinnerung an Kassel erleichtert, wo er Aehnliches schon erlebt hatte, als Dohm, Müller, Mauvillon, Tiedemann, Sömmerring, — freilich innerhalb Jahresfristen sich zerstreuten. — „Mein Geist ist, Gott sei Dank! unabhängig von Allem", rief er seiner Therese nach, „und ich gehe meinen geraden Gang,

überzeugt daß ich nach bester Einsicht handle; das Uebrige ist Tand."

Das vereinsamte Haus blieb doch seine Zuflucht nach all den mit mancherlei Verdruß verknüpften Gängen, die seine Stellung und die Zeitläufe bei oft abscheulichem Wetter mit sich brachten. Glücklicherweise empfand er sich hier von Marianen trefflich bedient und besorgt, auch von ungewöhnlich gutem Befinden unterstützt; obgleich er täglich sechs mal durch Koth und Schneewasser rennen mußte, sodaß er kaum sein liebes Theestündchen einhalten konnte.

Zu diesem fanden sich denn auch noch liebe Bekannte ein. Unter Andern auch Felix Blau, ein Mitglied der Administration, — jener liebenswürdige Priester und Collegiatstiftscapitular, der einst zwar gegen die Unfehlbarkeit der Kirche zu Felde gezogen, dabei aber so mild von Gemüth, als aufgeklärten Geistes war, human und edel von Denkart, ein heiterer, friedlicher Republikaner. In den Geschäften der Landesverwaltung, worin ihm das Finanzielle oblag, scheint er weniger, als es Forster wünschte, gewandt und thätig gewesen zu sein.

Anfangs führte der einsame Freund auch seine häusliche Wirthschaft fort, bis er denn doch inne ward, daß Küche und Keller bei seinen jetzigen unruhigen Verbindungen zu sehr in Anspruch genommen wurden; da er denn nach Theresens Rath seinen Tisch an einer Table d'hôte nahm.

Denn wie es jetzt mit seiner Kasse bestellt war, verräth uns eine Angelegenheit, die er in den ersten Tagen nach Theresens Abreise mit Huber zu verhandeln bekam. Es betraf jene Summe preußischer Thaler, die ihm auf

sein gutes Preußenthum hin von Berlin aus als Vorschuß auf Frankfurt angewiesen war. Wir erinnern uns, wie stolz er sie zuerst abgelehnt hatte. Sobald aber Buchhändler Voß schrieb, daß seine und des Grafen Herzberg flüchtige Aeußerung vom guten Preußenthum ganz unschuldig gewesen, und durchaus nicht die unterstellte Bedeutung habe, nicht im entferntesten bindend sein sollte, nahm Forster das Anerbieten als unerwarteten Wurf des Schicksals an. Und wie willkommen ihm dieser Wurf war, geht aus der guten Laune hervor, mit der er hoffte, das Schicksal werde ihn noch mit einigen solchen Würfen bedenken, und nicht bankrott an ihm werden wollen.

Die so willkommene Summe war von der Hand des Kaufmanns Rauspach in Berlin an Johann Mertens in Frankfurt angewiesen. Statt nun das Geld durch Theresen bei Gelegenheit des Abschiedsbesuches, den sie bei Huber in Frankfurt machte, erheben zu lassen, ließ Forster die Auszahlung auf einen mainzer Kaufmann übertragen, und verlangte deshalb die zuerst mit seiner Quittung an Huber geschickte Anweisung zurück. Huber übermachte die Quittung, doch ohne den Zettel an Johann Mertens, den der mainzer Kaufmann vor der Auszahlung verlangte. Forster mahnt ungeduldig. Huber vergaß es, versäumte es, oder hatte die berliner Anweisung verloren. Forster gerieth außer sich. — „Mein Gott", schrieb er ihm, „wie kann man in Geldsachen so sorglos sein! Diese Tantalsempfindung, eine Summe, die ich so dringend bedarf, nun seit acht Tagen hier zu wissen, ohne sie, des verwünschten Zettelchens wegen, heben zu können, gönne ich dem Teufel und seinen Gehülfen, aber keinem

honneten Mann. Ich bitte Sie nochmals, eilen Sie, wenn's noch nicht geschehen ist, und schicken Sie mir das Ding; ich möchte vor Wuth und Unmuth vergehen, daß ich es Ihnen schickte." —

Endlich hat sich der mainzer Kaufmann von Forster'n bewegen lassen oder durch sein Interesse bewogen gefunden, den Betrag ohne das Zettelchen zu zahlen. Forster entschuldigte sich gegen Huber, daß er ihm wehegethan, und erklärte ihm, wie er sich mit seinem ganzen Dasein von der schwebenden Summe abhängig gefühlt habe.

Dieser von Abhängigkeit befreienden Macht des Geldes vergaß denn freilich Forster gar bald wieder, wenn seine Seele für die höchste Unabhängigkeit, für Volksfreiheit, aufloderte. Huber hatte ihn durch den gleich hinter dem frankfurter Ereignisse herübergeschickten Boten von der dortigen Stimmung und der dem republikanischen Forster geschworenen Rache benachrichtigt. Denn wie man in Mainz für die französische Revolution schwärmte, so fehlte es in Frankfurt nicht zu Gunsten der deutschen Reaction an überspannten Köpfen. Forster nannte sie — „jene elende Race, deren Sache es freilich sei, ihren Beutel festzuhalten, nicht aber der Menschheit Puls zu greifen, und zu fühlen, um was es gelte".

Nun hatte allerdings die Sache, um die es eben in Mainz galt, durch das frankfurter Ereigniß einen unberechneten Stoß erhalten; sodaß Forster auch mit der brieflich ausgesprochenen Zuversicht, daß die Pforten der Hölle die neue Freiheit nicht überwältigen würden, doch kaum über den Verdruß hinauskommen konnte, den ihm die Unreife und das Schwanken der Mainzer, sich für diese

ewige Sache zu erklären, in seinem stürmischen Gemüth erregten. Vollends empörte es ihn aber, wenn träge, gleichgültige Menschen mit Vorschlägen kamen, wie bald sich Alle für die Freiheit erklären würden, wenn man ihnen nur die Abgaben erlassen wollte. Da rief er wol aus: „Gemishandelt, betrogen, gedrückt werden, das Alles ist also nichts, was einen Menschen bewegen kann, das Joch abzuschütteln, sondern vollkommene Zusicherung, daß man nichts thun und gar keine Pflichten haben werde."

Seine Unzufriedenheit wird uns aber noch verständlicher, wenn wir die Gedanken an seine Zukunft, die Vorsätze für sein Handeln mit der mainzer Verfassungsfrage aufs engste verknüpft sehen. Seine Häuslichkeit hing ohnehin schon in der Schwebe zwischen Mainz, wo er selbst den öffentlichen Geschäften lebte, und Strasburg, wo seine Familie, von Freunden empfohlen, den Schutz eines eifrigen Jakobiners suchte. Doch hielten beide Gatten an der Erwartung fest, daß bei der Ohnmacht der Coalition durch Vermehrung der französischen Streitkräfte sich in wenig Wochen alle Gefahr von Mainz entfernen, und sie einander wiederfinden würden. In solcher Erwartung hatte Frau Forster auch ihren Koffer nur allzu leicht bepackt.

Bedachte nun aber Forster die Möglichkeit, daß diese politische Rechnung doch ohne den Wirth gemacht sei, und die Wiedereinnahme von Mainz als ein großer Rechnungsfehler herausspränge, — wohin sollte er sich alsdann wenden? Daß man ihm in Frankfurt Rache geschworen, war nur als Anzeichen, wie sehr diese Stimmung ganz Deutschland zu durchziehen anfing, von Be-

deutung. Alle jene Kreise, in denen einst sein Name mit der Würze der Südsee verbreitet war, nahmen jetzt desto gieriger das üble Gerücht seiner revolutionären Gesinnung auf. Er selbst blieb auch über die Lichtwandlung, worin er jetzt in Deutschland beobachtet wurde, nicht im Zweifel. Geheimrath Schlosser in Karlsruhe, unzufrieden mit den Declamationen, die gegen seine Vaterstadt Frankfurt von der mainzer Volkstribüne aus Forster's Munde ergangen waren, gab jetzt, statt frühern Trostes, ungeeignete Belehrungen über die alten Republiken von Griechenland und Rom im Vergleich mit dem jetzigen fränkischen Republikanismus. — Die „Neuwieder Zeitung" bezeichnete Alles, was Forster über die Freiheit geschrieben, als seiner unwürdig. Die Gelehrten in Berlin erklärten ihn für den Hauptanstifter alles Uebels in Mainz. Selbst der wohlwollende Heyne war unzufrieden und schrieb kaum mehr, — er selbst nur darum ein Aristokrat, wie Forster meinte, weil er nicht 50 Meilen südlicher wohne. Der gute Papa hatte es in einem Briefe an die Tochter sehr unvorsichtig gefunden, daß Forster die Stelle bei der Administration angenommen, ohne dem Kurfürsten oder dem Coadjutor Anzeige davon zu machen, und sich dadurch seinen künftigen Aufenthalt, Unterkommen und Versorgung zu sichern.

In einem andern Briefe desselben an Sömmerring vom 30. December finden wir die damals in Deutschland gegen Forster herrschende Stimmung stark genug selbst von dem wohlwollendsten Manne ausgesprochen:

„Der gute Forster hätte mögen die Partei wählen, sich employiren lassen, hätte er nur Mäßigung und Klugheit gebraucht, um sich den Rücken frei zu behalten. Er

ist nun in Deutschland so gut als vogelfrei. Geht Mainz über, wo will er hin? — Um seine Liebe bei unsern Landsleuten, selbst um seinen Autorruhm und den Abgang seiner Arbeiten bei den Verlegern hat er sich gebracht." —

Daß man mit Heyne's Aengstlichkeit nur immer für sich handeln und nicht bedenken solle, ob man ein Vaterland habe oder nicht, brachte Forster'n auf. Ueberhaupt gebührt ihm jetzt noch das Zeugniß, daß er mit lebendigem Glauben an sich und seine Sache, bei allen schiefen und schlimmen Urtheilen, die er über sich vernahm, eine männliche Ruhe behielt. So ganz unrichtig war es wol auch nicht, wenn er meinte, die geschäftige Nichtsthuerei der deutschen Gelehrten verderbe diese Leute in Grund und Boden. Sie könnten einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch einmal handle, und fänden ihn verabscheuenswürdig, nun er einmal nach den Grundsätzen zu Werke gehe, die sie doch erst auf dem Papiere so beifällig aufgenommen hätten.

Auf die Wuth des Parteigeistes zu antworten hielt er für thöricht, auch wenn er Zeit dazu hätte, und an die Nachwelt zu appelliren, hegte er von der historischen Wahrheit zu wenig heilige Begriffe. Warnungen und Drohungen, die ihm zugingen, schreckten ihn nicht; doch fühlte er sich mehr, als durch solche, aus Rücksicht auf seine Ehre abgehalten, im Fall eines Umschlags Deutschland zu betreten. Und so wollte er sich vorerst blos als fränkischen Beamten ansehen, dessen Verbleiben in Mainz mit dem Weichen oder Weggehen der Franzosen sein Ende nehme.

Dies hing denn von den Fortschritten der Preußen ab. Daß diese während des Winters Mainz beunruhigen würden, schien Forster'n nicht wahrscheinlich; obgleich ihr Belagerungsgeschütz vor der von General Meunier mit 400 Mann besetzten Veste Königstein vom Taunus herab fast täglich vernommen ward. Er lächelte zu Huber's guter Meinung von den Preußen, deren Armee doch im elendesten Zustande ohne die mit ihnen verbundenen 10,000 Hessen nichts ausrichten würde. Ihre Ausreißer kamen nach Mainz, und berichteten die Noth der Truppen, die in dem nassauer Gebirge Hunger litten, und ihre Pferde mit Drittelrationen nur zur Noth auf den Beinen erhalten konnten. Dennoch glaubte Forster auch nicht an Frieden. Der König von Preußen, unter dem Einflusse seiner Umgebung, war in der Hand Derjenigen, die Mainz in keinem Falle der französischen Republik einverleibt sehen wollten. Auf der andern Seite machten geheime Correspondenzen mit dem Kurfürsten, Spione und reactionäre Aristokraten in Mainz strenge Maßregeln Custine's nöthig. Es wurde Jeder, der von einer Uebergabe der Stadt und Castels reden würde, mit dem Strange bedroht. Dies war vielleicht überflüssig, da die Mainzer, nach Forster's Meinung, noch immer die Alten, sich mit dem alten guten Spruche: Wer uns gewinnt der hat uns! ruhig schlafen legten, aber auch auf den ersten Alarmschuß gleich von preußischer Besatzung träumten.

Wie er jetzt mit seinen Gedanken stets auf die thatsächliche Gegenwart gerichtet war, so bedachte er zuweilen auch die Leichtigkeit, wie die französische Republik durch einen wohlberechneten Kraftaufwand die Preußen vor Ein-

tritt des Frühjahrs vernichten, Frankfurt als gute Geldquelle wieder einnehmen, und sich der Zustimmung des Landstriches bis nach Franken für die Freiheit versichern könnte.

Die Vorstellung von einem so glücklichen Ausgang der Dinge lieh dann auch wieder dem Wunsche, Deutschland nahe zu bleiben, einen neuen Reiz. — „Wenn Mainz französisch bleibt, schrieb er an Therese, wüßte ich kaum, wo wir besser sein könnten nach der Art und dem Zuschnitt unserer Lebensweise. Der Vereinigungspunkt für Deutschland bliebe es nun einmal gewiß. Meine literarischen Arbeiten gingen ihren Gang fort, und England wäre auch nicht zu fern, um Bücher, Nachrichten u. dergl. daher zu bekommen.“ —

Auch er also noch der gute Alte!

Geschäftskreis und Abschluß.

Doch näher, als die Gedanken an seine Zukunft, lagen die Motive des Handelns vor der brennenden Angelegenheit der mainzer Verfassung, und nöthigten Forster, mit sich in Ueberlegung zu gehen. Diese Angelegenheit wurde nun, hinter den dringendsten Vorkehrungen gegen einen Angriff der Preußen auf die Stadt, ihrer Entscheidung entgegengedrängt, indem die Administration Mitte December die Stimmen der mainzer Bürger für oder wider die Annahme der dargebotenen Freiheit sammeln ließ, und zu demselben Zwecke Commissare aufs Land schickte. Forster zweifelte nicht, daß die große Mehrheit sich, wenn auch ganz gelassen und ohne Enthusiasmus, für die Annahme entscheiden werde. Solcher Erwartung arbeitete aber ein Gerücht entgegen, das sehr abschreckend wirkte. Es hieß nämlich, eine Liste aller Clubfreunde sei dem Könige von Preußen zugeschickt, und von dort aus in Abschriften an die Vorposten der anrückenden Truppen gegeben worden; jeder Mainzer, dessen man habhaft

würde, und den man auf der Liste verzeichnet fände, habe nach Maßgabe seiner Theilnahme am Club, worüber Notizen im Namensverzeichniß enthalten seien, den Corporalstock oder gar eine kriegsgerichtliche Behandlung zu erwarten.

Viele Clubisten eilten nun ihre Namen auszustreichen. Unter diesen bemerkte Forster besonders auch den durch seine Schriften bekannten Niklaus Vogt, den „excellenten Kopf", dessen Einzeichnen ihn jedoch mehr als das jetzige Ausstreichen des Namens in Verwunderung gesetzt hatte.

Eine weitere Nachricht machte auch die übrige Bevölkerung stutzig. Der Coadjutor sollte in Frankfurt angekommen sein. Da meinten denn die Mainzer bei jedem Trompeter, der einen Paß brachte, der brave Dalberg lasse dem Custine die Stadt abfodern.

Diesem vermeintlichen reactionären Anspruche vom rechten Rheinufer trat eine viel lebhaftere republikanische Bewerbung entgegen. Decrete des pariser National-Convents vom 15. December erklärten die eroberten Länder für frei, mit der Bestimmung, daß in denselben provisorische, vom Volke zu wählende Administrationen sollten angeordnet werden. Zugleich wurden Commissare des Convents zur Besitznahme der mainzer Eroberung angekündigt.

Indem hiernach den mainzer Abgeneigten und Unentschlossenen kaum ein Ausweg übrig blieb, ließen es die aufs Land geschickten Abstimmungscommissare in ihrem clubistischen Eifer auch nicht an Vorspiegelungen und Bedrohungen fehlen; sodaß Forster, der nur das erwünschte

Resultat ihrer Bemühungen, vielleicht nicht ohne Selbsttäuschung, ins Auge faßte, gegen Ende December die Nachricht geben konnte, daß fast alle Stimmen der Provinz sich für die Annahme der fränkischen Verfassung und für Einverleibung mit Frankreich ausgesprochen hätten. Am lauesten hatte sich dabei die Stadt Mainz bewiesen, deren Bewohner freilich sehr ungern die nahrhafte Aristokratie des Krummstabes mit einem republikanischen Fasten vertauschten.

Forster's ausgesprochene Zufriedenheit mit dieser Bewegung zu Gunsten Frankreichs stellt uns denn gleich in die Richtung seiner politischen Ansichten, von denen er auch seine Vorsätze und seine Handlungsweise bestimmen ließ. So sah er einen Frieden um jeden Preis für Deutschland als innere Nothwendigkeit an; nachdem der unglückselige Gedanke, mit bewaffneten Manifesten in Frankreich einzudringen, das zu keiner Revolution noch reife und vorbereitete deutsche Volk in eine Gährung versetzt habe, die bei dem Mangel an einem Manne, der Rath und Kraft in sich verbinde, Alles durcheinanderwerfen könnte. Ein Friede ohne Opfer sei jedoch nicht mehr zu haben, und die Cabinete möchten ja nicht daran denken, eine Bevölkerung, die sich freiwillig trenne, mit großem Aufwand und noch größerer Ungewißheit des Erfolges wieder an sich reißen zu wollen. — „Der Rhein bleibt französische Grenze", schrieb er schon früher an Heyne, „oder Deutschland wird so frei, wie Alles schon jenseit des Rhein es unaufhaltsam geworden ist. An die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln muß man im Heiligen Römischen Reiche nicht mehr denken. Schwaben und

Hessen harren schon ihrer Erlöser, und die deutsche Verfassung mag sehen, wie sie sich erhält, wenn Frankreich künftiges Jahr den Feldzug im Herzen des Reichs eröffnen muß." — —

Diese Ansicht wird ohne Zweifel Forster'n auch in seinem Thun und Lassen bestimmen. Wir folgen den Wegen seines Handelns, die sich ihm mehr und mehr erweitern und leider auch verwickeln.

Im Club war die jüngste Präsidentenwahl auf ihn gefallen; wobei diesmal jedoch weniger seine persönliche Beliebtheit, als sein gewandtes Französisch den Ausschlag gegeben hatte. Denn es wurden doppelte Sitzungen gehalten: für die blos französisch — und für die nur deutsch Sprechenden; der Präsident aber mußte beidlebig sein. — Forster's Bestreben ging nun dahin, die Gesellschaft besser zu organisiren, damit etwas aus ihr werde. Auch setzte er es durch, daß von jetzt an in den Sitzungen für die Armen gesammelt wurde.

Mit Professor Hofmann wurde eine neue Zeitung, „Der Volksfreund", verabredet. Sie sollte eine höhere demokratische Färbung neben der „alten Mainzer Zeitung" haben, die in eine „National-Zeitung" umgetauft, unter Doctor Böhmer's Redaction wenig befriedigte. So kurz vor dem neuen Jahre war keine Zeit zu verlieren; daher Forster rasch den ganzen Plan der Redaction durch zwölf einander ablösende Redactoren, der Finanzeinrichtung, des Verhältnisses der Interessenten und der Geschäfte der Functionärs entwarf. Als Mitarbeiter ward er dann auch gleich mit der höchsten Beisteuer in Anspruch genommen.

In die neue Administration durch Volkswahl hoffte er um so eher zu kommen, als der bisher einflußreichste Mann, der Präsident Dorsch, wenig Aussicht gewählt zu werden hatte. Die Pfäffischen, voller Haß gegen den abtrünnigen und gar verheiratheten Priester, zernagten ihn in der Meinung des Volkes. Und dies nicht etwa nur heimlich, sondern mit so ausgesuchter Energie, daß der Pfarrer Turin eines Tages von der Kanzel der Ignatiuskirche herab sich selbst vor der versammelten Menge des Aergernisses anklagte, das er gegeben, indem er mit Dorsch spazieren gefahren sei.

Freilich, um eine Rolle in der neuen Republik des Departement des bouches du Main zu erhalten, stand Forster doch nicht genug im Brennpunkte der Parteithätigkeit und mithin des demokratischen Vertrauens. Er erkannte dies selbst, und wir können sein Bewußtsein darüber und überhaupt seine Sylvesterabendempfindungen nicht treffender und wärmer als mit seinen eigenen Worten an Therese wiedergeben. In Erinnerung an seine bewegten Tage, da er von nächtlicher Frühe 6 Uhr bis Abends 11 Uhr sich abmühend, herzlich ermüdet zu Bette gehe, schrieb er:

„Soll ich dir die Wahrheit bekennen? — ich mache jetzt sonderbare Betrachtungen über mein Schicksal und über das Loos der Menschen überhaupt. Sie stimmen zum Theil mit den deinigen überein, wo du sagst, daß nur die breiweichen Seelen fortkämen und Freunde fänden. Ich stehe jetzt hier in meiner Thätigkeit ganz isolirt, und finde also, daß auch der freie Republikaner nicht die *Wahl* hat, von Menschen, von ihren Privatabsichten und

Leidenschaften und dem daraus erwachsenden Parteigeist unabhängig zu bleiben, bei Strafe sich in seinem Wirkungskreise von allen Seiten beengt und eingeschränkt zu sehen. Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegscommissaren, nicht dem Präsidenten der allgemeinen Administration; ich arbeite aber unausgesetzt, und ich merke wol, daß man diese Art von Unbestechlichkeit mehr fürchtet als ehrt, mithin sich zwar meinen guten Willen zunutze macht, aber an mir weiter keinen Theil nimmt, weil ich dem Eigennutz aller dieser Menschen nicht diene. Solch Benehmen ist nicht von dieser Welt. Das lerne ich täglich mehr einsehen, und deshalb ergebe ich mich auch willig in den Gedanken, mich aufs äußerste einzuschränken und noch so vielen Bedürfnissen, wie ich kann, zu entsagen, um bei meiner moralischen Unabhängigkeit nicht ökonomisch zugrunde zu gehen. Ich müßte heucheln, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich diese Vereinzelung jetzt sehr drückend empfinde." — —

Mit solchen Betrachtungen beschloß er das verhängnißvolle Jahr 1792. Wie viel, was seinem Herzen innigst verwachsen war, hatte nicht das letzte Quartal von ihm abgelöst! Nur mit der fatalen und verlebten alten Zeit hing er noch durch ein sichtbares, thierisches Zeichen zusammen, — mit jener steifen Gesellschaft, von welcher er nicht ohne die kostbarsten Opfer loskommen konnte. Dies Gefühl mochte ihn wol in dunkler Seele ergriffen haben, als am ersten Christfeste die Kirchenglocken mit alten Erinnerungen zusammenschlugen. Der Friseur erschien wie alle Tage, und rasch entschlossen, ließ er sich

den noch immer gehegten und gepflegten Zopf abschneiden. Das Symbolische dieser Handlung machte er sich nicht klar, sondern ließ es sich nur gefallen, daß seine Bekannten ihn zu seinem Vortheil viel völliger und à l'Abbé aussehend fanden. Einen Strang des Geflechtes sandte er seiner Therese zu.

Theresens Lage.

„Prosit Neujahr! Du und meine Kinder!“ — —

Mit diesem Gruß an Theresen und mit der Hoffnung auf noch manche gute Stunde betrat Forster das Jahr 1793. Und wie nahe hoffte er diese Stunden! — „Wenn das Laub an den Bäumen grünt und die Sonne warm hervor scheint, gibt es auch wieder wohlfeile und herzlich empfundene Freuden. Was jeder Tag mit sich bringt, wollen wir froh hinnehmen und nur dafür sorgen, uns empfänglich für alles Schöne und Gute in der weiten Welt zu erhalten.“

Der gerührte Mann ahnte in der Frühstunde des 1. Januar, als er seinen Sylvesterabendbrief fortsetzte, die winterliche Fahrt nicht, auf der seit der nächtlichen Stunde des Jahreswechsels seine Therese mit ihren Mädchen begriffen war.

Wir haben sie in Thomas Brand's Wagen Mainz verlassen sehen. Nicht ohne manches Ungemach der Kriegsbewegungen hatten sie den Weg nach Strasburg zurück-

gelegt. Von Freunden Forster's, vermuthlich von Professor Dorsch, empfohlen, ward sie im Hause eines Erzjakobiners von dessen sehr achtungswürdigen Frau gütigst aufgenommen, und nach drei Tagen in einer artigen Chambre garni eingerichtet.

„Hier nahm ihr Reisebeschützer von ihr Abschied. Ein ernster, bedeutungsvoller Moment, in dem sie erst das Scheiden vom Alten, Gewohnten, das Alleinbleiben in der Fremde in seiner ganzen Stärke empfand. Wie sich ihre Thür hinter Thomas Brand schloß, sah sie sich in ihrem neuen Zimmer um, und raffte die einzelnen Bestandtheile ihrer neuen Lage zusammen. Sie war nun mit ihren Kindern allein in einer Stadt, wo sie keinen einzigen Bekannten hatte, und nach Forster's Willen jede Gemeinschaft mit andern als Menschen seiner Partei meiden sollte."

In Erwartung baldiger Rückkehr hatte sie sich mit wenig Geräthe versehen, und Forster besorgte ihr später das Weitere nach. Der Briefwechsel mit ihr war die einzige Erquickung in seiner verlassenen und bedrängten Lage. Wie Therese sich aus Rücksicht auf seine Lage jede Beschränkung auferlegte, ermunterte er sie fortwährend, sich und den Kindern nicht Alles zu versagen, gesund zu leben und sich angenehm einzurichten, Gesellschaft, Zerstreuung zu suchen und das Theater, auch wenn es etwas koste, nicht zu meiden. Er rechnete 8—10 Louisdor zu ihrem monatlichen Unterhalte, meldete ihr die Glücksbescherung der gutpreußischen Summe und schickte Assignate zu Christgeschenken für Frau, Kinder und Magd. Gelegentlich lenkte er zum Behuf einer Nebeneinnahme

Theresens Gedanken auf Uebersetzungsarbeiten, und schlug ihr die Mémoiren der aus der bekannten pariser Halsbandgeschichte berüchtigten La Motte Valois für Cotta vor. Therese nahm den Vorschlag, jedoch nicht für Cotta, sondern für Voß an. Und obgleich jetzt aus der Sache nichts wurde, so ist es doch merkwürdig, daß Forster sie zuerst auf ihren künftigen schriftstellerischen Lebensweg lenkte, der sie sogar auch persönlich zu Cotta führte.

Nach einigen Wochen erhielt Therese eine unerwartete Einladung nach Neufchâtel von einem Freund ihrer Aeltern und Gönner ihrer Kindheit, von Georg von Rougemont. Kurz vor dem Falle von Mainz war er dort gewesen, und mochte einen Blick in Forster's Zustand gethan haben. Der edle Mann stellte die Peinlichkeit ihrer jetzigen Lage, das Bedenkliche ihrer Zukunft eindringlich vor, und ängstigte sie nicht wenig durch die Auffoderung zu einem Schritte, worin für sie, an Forster's Rath und Leitung gewöhnt, eine Zumuthung ungewohnter Selbstbestimmung in so wichtiger Sache lag. Da kam, wie durch höhere Fügung, nach manchen Wochen wieder einmal ein Schreiben ihres mit Forster unzufriedenen Vaters, der mild und theilnehmend, um ihr Geschick besorgt, ihr befahl sich mit einem beigefügten Billet an seinen alten Freund Schweighäuser in Strasburg zu ihrer Berathung zu wenden. Diese liebenswürdige Familie rieth ihr die Einladung nach Neufchâtel anzunehmen. Aber Eile war nöthig. Das Gesetz gegen Auswanderung war aufs strengste ausgesprochen, und die Leidenschaftlichkeit der Parteien erschwerte die Erlaubniß des Maire, Herrn von Dürkheim. Dieser war ein nur etwas revolutionär angelaufener Aristokrat,

Schweighäuser war Feuillant und Therese die Frau eines Jakobiners, im Schutz einer jakobinischen Familie, deren Tochter sogar bei einem öffentlichen Aufzuge als Göttin der Freiheit aufgetreten war. Therese, die hier ohne Vermittler handeln mußte, machte beim Maire einen argen Fehlgriff und konnte erst durch Dazwischentreten eines friedlichen Mannes die Abreisebewilligung erlangen.

Forster war für das preußische Verhältniß von Neufchâtel doch nicht gut preußisch genug, um nicht über Theresens Vorhaben betroffen zu sein. Sie und die Kinder zu sehen war ihm jenseit der Grenze höchst erschwert. Bis aber seine endlich doch gefaßte Zustimmung sie erreichte, hatte sie schon in der Neujahrsstunde Strasburg verlassen, in Kolmar den Segen des alten blinden Fabeldichters Pfeffel auf die Häupter ihrer Kinder empfangen, und war durch das überschneite, froststarre Land in Neufchâtel angekommen, wo Herr von Rougemont sie empfing und auf seinen Landsitz zu gastfreundlichen, zartfühlenden Schwestern brachte. Mit diesen und in deren achtungswerthem Kreise sollte sie denn vorerst den Winter verleben.

War nun durch ihre Entfernung Forster's häuslicher Zustand in Mainz sehr einsam und trostlos, sodaß — wie er Huber'n klagte, ganz allein zu sein ihn ängstigte und quälte; so ließ sich doch auch dieser Hausfreund Huber in Frankfurt als von Unruhe und Misbehagen nicht weniger gefoltert aus seinen Briefen erkennen. Schon Forster mußte ihn um Sammlung und Ruhe bitten, wie mag er erst an Therese geschrieben haben! Er wünschte

sein jetziges diplomatisches Verhältniß gelöst, wiewol entschlossen, solange es dauere, demselben seine Ansichten und Denkart unbedingt zu opfern. Dieser Entschluß ging soweit, daß er am letzten Tage des Jahres seine Correspondenz mit Forster'n abgebrochen hatte, weil man ihn sonst zu verdächtig machen könnte.

Verwirrung in Mainz.

Am 1. Januar trafen denn auch die erwarteten Conventscommissare Rewbel und Hausmann, Beide von Kolmar, und Merlin von Thionville ein und wurden feierlich empfangen. Die ganze Besatzung in voller Rüstung und mit allem Geschütz war auf den Schloßplatz ausgerückt und bildete von hier bis zum Neuthor eine Gasse für die Erwarteten. Eine Abtheilung Kürassiere und Jäger holten sie ein. Nach 4 Uhr, unter magerm Zuruf: Es lebe die Nation! angelangt, bezogen sie Zimmer im Schlosse und nahmen alsbald die Aufwartung des Generals Custine mit Gefolge und der Abgeordneten der Administration sowie der Municipalität an.

Am 3. Januar erschienen sie, unter leidenschaftlichem Zurufe der Clubisten, in der gewöhnlichen Abendversammlung. Forster als Präsident empfing sie mit Begrüßungsworten und mit Glückwünschen zum Heil des Tages. Merlin und Hausmann beantworteten die feierliche Ansprache mit pomphafter Zusicherung des beständigen Schutzes von Seiten des National-Convents und der ewigen Verbannung des alten Despotismus.

Es war als ob der Kurfürst selbst diese letztere Zusicherung bestätigen wollte, indem gerade um diese Zeit seine Einberufung der in Mainz noch amtirenden Hofgerichts- und Hofkammerräthe nach Miltenberg eintraf, wohin er vorerst die Behörden seines Landes verlegt hatte; indeß er selbst sein Hoflager in Krautheim nahm.

Doch wie sich auch diese weichende und jene besitzergreifende Macht begegneten: ein ebener und klarer Zustand in Mainz wollte daraus nicht hervorgehen. Nach keiner Seite hin, weder nach der fränkischen Republik noch nach der deutschen Reaction öffnete sich eine freie Aussicht. Die Preußen rückten nicht vor, und die Franzosen hielten sich zurück; oder jene thaten sogar einen Schritt rückwärts, wie bei Hochheim, schlugen dann aber auch die Franzosen zurück, als diese am 7. Januar den Platz einnehmen wollten. Das Wühlen der Freihritsschwärmer, das Aufhetzen der Altkurfürstlichen zerstörte oder trübte jeden Boden so zum Schaffen wie zum Erhalten, und weder hier noch dort wollte ein Mann hervortreten, an den das öffentliche Vertrauen, wenn auch mit Opfern, sich hätte heften und halten können. Durch despotisches und entschiedenes Einlenken nach französischen Zielen hatte Custine seiner zuerst gegebenen Zusage einer freien Verfassungswahl selbst widersprochen und sich die Gemüther entfremdet. Diese wollten sich aber auch den neuen Commissaren nicht zuwenden, deren zögerndes Benehmen die Besorgniß erweckte, man gehe damit um, Mainz wieder herauszugeben. Von allen Seiten der deutschen Parteimänner wurde den unentschlossenen Mainzern die gute Sache gepredigt; aber keiner der Sprecher erschien von ihr wahr-

haftig beseelt. Wer sich nur im geringsten etwas zutraute, oder von seiner Partei nothdürftig aufsteifen ließ, schnappte auch gleich nach einem Aemtchen oder sonstigen Vortheil. Andern war schon damit gedient, aus alten Verpflichtungen loszukommen, und sich ungebunden zu gebahren. Daneben fehlte es nicht an Solchen, die Alles was sich neu gestalten wollte, hintertrieben, um sich bei dem Kurfürsten und Coadjutor Verdienste voraus zu sammeln. Die wenigen Gutgesinnten, zu denen Forster unbestritten gehörte, und zu denen er selbst den liebenswürdigen Priester Blau zählte, hatten alle Andern gegen sich, gewannen keinen Einfluß und mochten sich von dieser oder jener Seite eher auf Verfolgung als auf Anerkennung gefaßt machen. — Forster zeichnet in seinen Briefen diesen Zustand mit der mismuthigsten Feder. „Wo Mistrauen die Seele von Allem ist", schrieb er seiner Therese, „Mistrauen gegen die Minister, gegen die Commissarien des National-Convents, gegen die Generale, die Offiziere, die Truppen, gegen Municipalität und Administration, gegen die Kaufleute, die Pfaffen, die Weiber, gegen einzelne Bürger, da scheint mir uneigennützige Tugend fern zu sein; auch glaube ich, daß zumal in Mainz die Moralität zu niedrig steht, um etwas Anderes als kleinlichen Eigennutz hoffen zu lassen."

Und ein andermal spricht er ein einfaches Wort aus, das aber das alte Weltunheil für alle des echten Priesterthums bedürftigen Völker bezeichnet: „Pfaffeneinfluß wird alles Gute verhindern!"

Dieser Einfluß trieb jetzt auch die schon früher erwähnte Spaltung zwischen den beiden Parteiführern im

Club, zwischen den Professoren Hofmann und Dorsch, auf die Spitze. Dorsch, der jetzt verheirathete Priester, hatte jedenfalls die Hetze des Pfaffenhasses an der Ferse, und gab ihr wol auch durch leichtfertige Schritte Anlaß immer lauter zu kläffen. So, als nach dem frankfurter Ereigniß zur Aufnahme der Verwundeten und Entkräfteten auch das Geschäftslocal der Administration im Schloß geräumt werden mußte, hatte er Mobilien, Weißzeug und einige kostbare Rubens und Rafael in seine neubezogene Wohnung im Bau des Domcapitels mit herübergenommen und sich kostbar eingerichtet. Hieran packte ihn der ehrliche, aber grunddderbe Hofmann bei Gelegenheit einer Rede, die er in der Clubversammlung am 10. Januar über das Thema hielt, warum die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit sowenig Beifall in Mainz fänden. Die Schuld davon legte er der Schlechtigkeit der angesehensten Clubmitglieder zur Last, und griff vor Allen Dorsch heraus, dem er Dieberei vorwarf und einen für jede Staatsverfassung gefährlichen Charakter auf eine Weise nachwies, die Forster in einem Briefe an Therese als schändliche Mishandlung bezeichnete. Freilich fielen bei diesem Angriffe auch auf Forster und Wedekind manche Seitenhiebe, wie denn Beiden der Vorwurf des Cabalirens und der Vortheilsucht gemacht wurde. Indem aber der ungestüme Redner auch mehre Franzosen und namentlich die Kriegs-Commissare Villemanzy und Blanchard mit Vorwürfen falschen Benehmens stark gestreift hatte, suchten ihn hieran seine Gegner zu fassen und des Franzosenhasses zu verdächtigen. Es gelang ihnen Custine so sehr gegen ihn zu entrüsten, daß dieser Eroberer in der Sitzung des fol-

Zweifel und Mismuth.

Diese leidenschaftlichen Verhandlungen ließen doch eine nachdauernde Verstimmung in Mainz und in Forster's Brust zurück. Dorsch war entschlossen nach Strasburg zurückzukehren, und Forster versprach sich von dem vertraulichern Anschlusse Merlin's von Thionville an Hofmann wenig Ersprießliches für die Sache, die er selbst mit soviel Eifer betrieb. Es scheint ihn doch gekränkt zu haben, daß die Conventscommissare, obgleich sie gerade nach jenen beiden Sitzungen seine kluge und tüchtige Leitung lobend anerkannt hatten, ihn neben Andern doch ein wenig vernachlässigten. „Suchen konnte ich nie", äußerte er einmal, „nicht bei Königen, und sollte es jetzt bei Republikanern? Aber Andere suchen und mögen finden. Ich weiß auch nicht, ob die Commissare die Leute sind die mich finden können; wahrscheinlich haben sie in ihrem Leben nicht von Cook und Weltumsegeln gehört."

Ist es nicht naiv — artig, wie sich der gekränkte Mann hinter Cook stellt, um gefunden zu werden? Und wie er die Republikaner doch immer noch hinter die Könige setzt?

Jetzt schon drängte sich ihm die schmerzliche Vorempfindung auf, daß die Sache der Freiheit in jenem hohen Sinne, wie er sie zuerst ideal aufgefaßt hatte, unter den Händen selbstsüchtiger Menschen verderbe und verloren gehe. Vielleicht beschränkte er für jetzt noch seine Wahrnehmungen auf Mainz, wo er zuerst sich selbst in seinem redlichsten, Alles aufbietenden, auf Alles verzichtenden Bestreben verlassen und bestritten fand. — „Ich mache mir nichts daraus", schrieb er an Theresen, „mich ganz aufzuopfern: nur möchte ich, daß es sich auch der Mühe verlohnte, und daß ich etwas damit für die Andern erwerben könnte; sonst ist ja das Leben, das ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, daß man sich einen Augenblick besinne, ob man es hingeben solle oder nicht. Ich könnte alle Laternen in Mainz mit mir herumtragen, ohne hier einen Menschen zu finden. Jetzt, da ich mich um sie habe bekümmern müssen, habe ich sie kennen gelernt. Kein Funke von Willen und Entschiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunft, keine Kenntnisse, keine Ausbildung, kein Gefühl, keine Zuneigung. In dieser gänzlich isolirten Lage thue ich Alles, was ich kann, ohne Hoffnung etwas Wesentliches zu wirken, oder auch nur Dank zu erhalten."

Er glaubte zu bemerken, daß die französischen Commissare, unbekümmert darum, was er daran setze und verliere, ihn nur arbeiten und ausdauern ließen, bis Mainz ihrem Frankreich einverleibt, oder wenigstens die Rechtfertigung ihrer desfallsigen Bemühungen gesichert sei.

In der niederschlagenden Empfindung wie unnütz für das Volk sein jetziges Leben und Leisten ausfalle, und

daß er sich mit allem Eifer und aller Ehrlichkeit kaum soviel öffentliches Vertrauen errungen haben dürfte, um zur neuen Administration durch Volkswahl berufen zu werden, — in diesem Mismuth überlegte er seinen Rückzug von den Geschäften, denen er einmal den Vorzug vor den Wissenschaften gegeben hatte, und sah sich wieder nach diesen um. Und indem er lebhaft empfand, daß er sich wider den Willen des Volkes nicht aufdringen dürfe, und daher, sobald die jetzige Administration aufhöre, weggehen dürfe und müsse, trat seine eigene Zukunft als neue und nächste Frage wieder näher an ihn heran. Sie führte ihn auf folgende Betrachtung:

„Ob ich in Paris eine Stelle bekäme, ist sehr zweifelhaft, ich möchte sagen kaum glaublich. Intriguiren kann ich nicht, den Hof machen auch nicht. Solange ich glauben konnte, ich diente meinen Landsleuten, den Mainzern, ich thäte ihnen einen Gefallen, arbeitete für ihr Glück, beförderte ihr Interesse und erfüllte ihre Wünsche — solange konnte ich mit Recht wagen und aufopfern. Der Fall ist nicht mehr, wenn ich gegen den Willen dieses Volkes für das Interesse der französischen Republik wirken soll, die nicht soviel für mich gethan hat, mich in die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. So sehr ich an den Grundsätzen der Republik hange, kann ich doch nicht als Thor mich aufopfern wollen, ehe ich einen Beruf dazu habe. Jetzt ist leider ein Individuum in Frankreich nichts, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin; mithin werde ich immer hinter diesen zurückstehen. Meine zehn Finger bleiben also meine sicherste Zuflucht, und ich bin es auch dem braven Voß schuldig, für ihn zu arbeiten."

Und so rechnete er darauf, im Februar Mainz verlassen zu können, und zwar so, daß auf ein Jahr der Unterhalt seiner Kinder gesichert sei. Seine Mobilien wollte er verkaufen, und machte sich gefaßt darauf, daß er sie jetzt verschleudern müsse. Er nannte es sein Schicksal, immer wieder von vorn anfangen zu müssen. Ach! er ahnte nicht, wie nahe dem Ausgang sein Leben stand, das er in eine neue oder auch in die verlassene frühere Bahn einlenken wollte! Vielmehr regte sich, wie gewöhnlich in solchen weichen Stimmungen seines Herzens, die alte Reiselust, als müsse er in der Ferne finden, was er daheim verfehlt hatte. So dachte er nun wieder an den dritten Band seiner „Ansichten vom Niederrhein", und wollte ihn in der Schweiz ausarbeiten. Und hieran webte sich der schöne Traum, — vom Mai an, wo das Buch fertig wäre, über Genf nach Lyon die Rhône hinab ins südliche Frankreich zu gehen, und mit der Feder in der Hand, auf einem Esel oder Maulthier, die Provence und Languedoc zu durchreiten, niederschreibend was er sehen, was er empfinden und denken werde. Wie wohlfeil hoffte er dort zu leben, wie leicht zu schreiben! Das sollte gar nicht besonders ausgearbeitet werden, wie es ins Tagebuch geflossen sollte es unter die Presse kommen. Und wenn es dann viel, viel Geld eingetragen hätte, würde sich am Ende eines so schönen, glücklichen Sommers auch ein neuer Beruf finden. Im äußersten Falle bliebe London als Zuflucht, wo sich allen Uebersetzern in der Welt der Rang ablaufen und wol auch manch englisch Werkchen bearbeiten ließe.

Mit dem Rückblick nach jenem Landungsplatze des

Anderer Verdruß, wenn auch mit edlern Aufwallungen verknüpft, kam weiter her. Zum Beispiel von Göttingen, wo Heyne um den geschätzten und lieben Schwiegersohn doch immer besorgter wurde. Mit dem Vorwurfe, Forster habe sich um ein schönes ihm in Berlin bestimmtes Glück gebracht, verband er die Beschwörung, seine Stelle in der Administration niederzulegen, vernünftig zu handeln, endlich doch einzusehen, daß alle Vorstellung von Vollkommenheit der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft ein thörichter Traum sei, und sich mit den Seinigen keinem Traum aufzuopfern. — „Wie?" rief der aufgeregte Schwiegersohn, „die einzige Existenz für mich wäre also, daß ich Programme schriebe, Collegien läse, auf die Bibliothek oder nach Ilefeld ginge, mich über meine Collegen, meinen Lorenz, meine Kinder alle Tage ein paar mal tüchtig ärgerte, und doch beim Lesen der Zeitung sagen könnte: Gott ehre mir das Alte! — Und das sind die Menschen, die noch Glauben an Gott, Christenthum, weise Lenkung des Schicksals der Menschheit haben wollen, und sich allem Neuen, allen Mitteln zur Erleichterung der Bürde, die das arme Geschlecht trägt, allen Versuchen der Vernunft, das Joch des Vorurtheils abzuschütteln, widersetzen! Menschen, die auf ein zukünftiges Leben rechnen, weil sie das Elend des gegenwärtigen erkennen, setzen doch einen so ungeheuern Werth auf dieses gegenwärtige Leben, daß die geringste Gefahr es anders als im Bett zu verlieren, oder Töchter zu hinterlassen, die anstatt einen Professor zu kriegen, einen Schuster heirathen müßten, ihnen das entsetzlichste Unglück dünkt."

Solche göttinger Vorlesungen, wie Heyne's, waren freilich nicht angethan, um unter den jetzigen mainzer Umständen und Bestrebungen Eingang zu finden. Und doch war Forster für Einwände und Vorwürfe gegen die Revolution nicht unzugänglich; nur wollte er die Begriffe abgesondert von den Unvollkommenheiten wissen, die all unserm Thun ankleben. Daher verstand er sich ganz gut mit dem Maréchal de Camp Doyré, einem gebildeten, kenntnißreichen Sechziger von äußerst feinem, zwanglosem, offenem und festem Benehmen. Er brachte die Abende öfter mit ihm zu oder war dessen Gast zu Mittag. Auch der Liberalismus dieses Franzosen war ziemlich aristokratisch durchduftet; doch knüpfte dieser Mann nicht an Vorurtheile, sondern an Erfahrungen mit seiner Ansicht an, daß die Menge zum Gebrauche und Genuß ihrer Rechte nicht reif sei, und daß die Leidenschaften Derer, die im Namen des Volkes sprächen, im Grunde doch die Triebfedern von Allem seien, das Volk mithin nur den Herrn wechsele. Forster mochte das zugeben, warf aber in die andere Wagschale den unschätzbaren Vortheil der Bildung, des Gemeingeistes, der Erziehung einer neuern, tugendhaftern Generation, sowie den Werth der Sicherheit, die in den wiederkehrenden Volkswahlen liege. —

Nach alledem schloß doch der Monat Januar mit einem für Forster's bisher so erstaunliche Gesundheit sehr ungünstigen Facit ab. Besonders war ihm an dem, auf den 13. Januar gepflanzten Freiheitsbaume nichts Gutes erwachsen. Vier Stunden hatte er im Wasser gestanden, und die tollen Feierlichkeiten, für die es uns hier an Raum zur Beschreibung fehlt, mögen ihn wol auch noch über-

fröstelt haben. Seine alte Gallenkolik überfiel ihn heftig, machte ihm üble Tage und setzte ihn sehr zurück. Und am Ende sollte ihm auf eine während der kranken Tage nach Mainz gekommene Schreckensnachricht auch die Wiedergenesung durch Misverständnisse mit seiner Therese verkümmert werden.

Am 26. Januar war nämlich durch eine Staffette die officielle Nachricht von der in Paris am 21. geschehenen Hinrichtung des Königs nach Mainz gekommen. Für Forster zwar nicht unerwartet. Schon vor einem Monat hatte er Theresen bemerkt, der König werde geopfert werden müssen, um eine neue Revolution zu verhüten. Es gäbe Krisen, meinte er, wo es nicht mehr möglich sei, Mittelstraße und Mäßigung zu beobachten, und es sogar Pflicht werde, zuweilen zu Extremen zu greifen. In Mainz fiel diese Nachricht wie ein angstvoll erwarteter Blitzstrahl nieder, und warf mit greller Beleuchtung die Parteien auseinander, indem er die deutsch- und monarchischgesinnten Einwohner niederbeugte, die Freiheitsschwindler aber vollends überspannte. Doch bedenklicher, als durch kummervolle Mienen und beifälligen Jubel, riß der Zwiespalt politischer Gesinnung in die französische Garnison ein. Die Linientruppen und die Nationalgarden, ohnehin unverträglich unter sich, traten jetzt, jene empört, diese exaltirt, mit gezogenen Klingen gegeneinander. Man fürchtete, in blutiger Entzweiung die französische Sache bloßgestellt zu sehen; ja man dachte an die Gefahr, daß die deutschgesinnten Einwohner sich zu einem Aufstande mit den Linientruppen verbinden könnten. General Wimpffen, der Stadtcommandant, bannte daher

mittelst einer Proclamation die Bürger für jeden Fall einer etwa entstehenden Unruhe in ihre verschlossenen Wohnungen.

Indem nun auch Therese, von Neufchâtel aus, Partei gegen die Königsmörder nahm, wiederholte sich auch hier wieder, wie in denselben Tagen an Sömmerring, die betrübende Erscheinung, daß politische Meinung auch in die innigsten Verhältnisse des Lebens einbricht und Menschen entzweit, die durch natürliche und geheiligte Bande verknüpft, in jeder andern Beziehung groß und frei gesinnt erscheinen. So hatte Forster sich — wie es scheint ohne Widerspruch — darein gefunden, daß seine Therese Herz und Neigung einem Freunde zuwendete; daß sie aber die Hinrichtung des guten Königs Ludwig abweichend von seiner politischen Ansicht beurtheilte, brachte ihn wahrhaft in Harnisch. Und da sie nicht begreifen wollte, daß der National-Convent befugt, ja gerade dazu bestellt gewesen sei, den König zu richten, und daß Ludwig's Tod als Sicherheitsmaßregel nicht nach Gesetzbüchern, sondern nach dem Naturrecht erfolgt sei; so schrieb er mehr als blos empfindlich: „Eins merke ich freilich, daß du durch und durch feuillantisirt bist, und da hätte ich doch lieber gesehen, daß du geradezu Royalistin geworden wärst. Einmal ist es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundsätze man hat und befolgt, einem Jeden um sein selbst willen; zweitens haben Verschiedenheiten der politischen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältnisse. Alles ist feuillantische Leierei, was die Leute dir von der lieben Ruhe in einer nicht halben, nicht ganzen Verfassung vorwinseln." — Und nachdem er seine Ansicht noch

einmal entwickelt, setzte er hinzu: „Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige dich nicht auf die Seite dieser, ohne Zweifel gefährlichsten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müssen. Findest du aber, daß du dir Gewalt anthun müßtest, bist du von ihnen schon gewonnen und überzeugt, so traue ich deiner Rechtschaffenheit gegen mich es zu, daß du mich es wissen lässest, weil wir unsere gegenseitigen Maßregeln danach nehmen müßten. — — — Wenn meine Bitten etwas bei dir vermögen, so gib den Verkehr augenblicklich auf. Gott, wie konntest du doch den Leichtsinn soweit treiben!“ — —

Neue Amtsgeschäfte, bestimmtere Aussichten, mit denen sich zugleich auch seine Gesundheit wieder befestigte, halfen dem eifernden Manne über innern Verdruß und äußere Verdrießlichkeiten bald wieder hinaus. Doch der Februar, in welchem er Mainz zu verlassen dachte, zog ihn nur fester an. Zwei Commissare des Vollziehungsrathes, Simon und Grégoire, milde, humane Männer, trafen von Paris ein, und Forster, als wiedergewählter Präsident, bekam Tag und Nacht mit ihnen zu arbeiten. Er ward ruhiger, weil entschiedener, — nun entschlossen, was auch komme, bis auf den letzten Mann auszuhalten.

Jetzt wurden durch eine Proclamation des Generals Custine die Ur- und Gemeindeversammlungen zu den Volkswahlen in der Stadt und auf dem Lande ausgeschrieben. Diese geschahen auf den Grund einer von jedem Wählenden vorher schriftlich auszustellenden eidlichen Erklärung, die dahin artikulirt war, dem Volke und den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu sein, und dem Kurfürsten mit seinem Anhange sowol als allen genossenen

Privilegien und Vorrechten zu entsagen, bei Strafe, dem Feind als dessen Helfershelfer zugeschickt zu werden.

Wir übergehen die Bewegungen, die dieser Eid unter den mainzer Einwohnern erregte. Die Zünfte beriethen sich den Eid zu verweigern, die Geistlichkeit, die in dem Kurfürsten, dem sie entsagen sollte, doch zugleich ihren geistlichen Oberhirten anzuerkennen hatte, widersetzte sich ganz entschieden, auch als von den Vollziehungscommissaren zur Beruhigung der Gewissen begütigende Erklärungen gegeben und der Eid milder formulirt wurde.

Zugleich erschien eine von Forster entworfene Instruction über die Abhaltung zu den Gemeinde- und Urversammlungen. Mit dieser und der erwähnten Proclamation versehen gingen nach allen Seiten Commissare ins Land, um den Eid abzunehmen und die Wahlen zu leiten.

Mainzer Convent.

Auch Forster übernahm einen solchen Auftrag; wo er denn fand, daß der Aristokratismus und die Anhänger der kleinen Fürsten, die in der Provinz angesessen waren, der Sache überall Widerstand bereiteten. Solcher Widerspruch reizt gar leicht den Diensteifer, und wir dürfen das Gefühl an sich nicht verwerfen, das auch einen milden, gemäßigten Mann gerade in seinem Berufe hinreißen kann.

Forster kam mit Merlin von Thionville nach Grünstadt. Hier waren die Grafen von Leiningen anwesend geblieben, nur um seine Operationen zu vereiteln. Sie thaten, wie Forster erzählt, was ihres Amts war, aber auch er glaubte thun zu müssen, was das seinige erheischte. Er foderte sie mit allen ihren Beamten auf, Frankenbürger zu werden. „Sie protestirten, cabalirten, hetzten Bürger und Bauern auf"; einer von Forster's Soldaten ward überfallen und verwundet. Forster foderte mehr Mannschaft, und sobald sie eintraf, nahm er Besitz von beiden Schlössern, und gab den Grafen eine

Wache, bis er sie den 27. Februar nach Landau schickte. Ihre Damen gingen über den Rhein.

Forster gestand, daß es ihm ein widriger Auftrag gewesen sei, meinte aber, Alles müsse zum Weichen gebracht werden, was der guten Sache widerstrebe.

Wie verschieden man nun auch über diese „gute Sache" denken möge: daß Forster's Eifer wenigstens aus uneigennütziger Ueberzeugung hervorging, zeigte sich gerade bei dieser Gelegenheit. Er setzte sich nämlich aus demselben Eifer in Widerspruch mit Merlin. Dieser scheint bei den Grafen ein angenehmes Privatgeschäftchen beabsichtigt zu haben, das ihm Forster verdarb. Der erbitterte Franzose äußerte sich wenigstens seitdem nicht ohne Groll über Forster'n, den er einen fier gredin — einen hochmüthigen Lump nannte.

In Kirchheim=Boland leitete er das Geschäft nur ein, und überließ es dann einem andern Commissar.

Das Beste, was er von diesem Geschäftsausfluge für sich davontrug, war, daß er früher in seinem Innern zum Gleichgewicht kam als in Mainz, wo ihn soviel traurige Erinnerungen umgaben. Er hatte nur einen Weg, zur Ruhe zu kommen: er mußte handelnd seiner Ueberzeugung Genüge leisten, und das Urtheil der Einsicht oder der Leidenschaft der Andern überlassen. In dieser Stimmung bot er auch seiner Therese ein versöhntes Herz. „Das Vertrauen zwischen uns", schrieb er nach Neufchâtel, „die Nachsicht, die Achtung bleiben unerschüttert; die Zeit wird die Wunden heilen, und der Zukunft wollen wir immer Frieden und äußeres Wohlsein abgewinnen."

Aus der duftigen Ferne dieser Zukunft verschwanden bereits die Reisebilder des südlichen Frankreich sammt der Schreibfeder zu Esel. Forster trug Theresen auf, ihn durch Huber, der inzwischen nach Dresden zurückgekehrt war, bei Buchhändler Voß wegen nichtgelieferter Arbeiten zu entschuldigen, und diesen besorgten Freund über seine Grundsätze sowol als über das ihm schuldige Geld zu beruhigen.

Der für die kurfürstlichgesinnten wie für die unentschlossenen Einwohner von Mainz so schreckliche 24. Februar, an welchem Tage die altmonarchische Verfassung vollends beseitigt werden sollte, war mit feierlichem Gottesdienste zur Abnahme des Bürgereides angebrochen. Dieser Eid war nun dahin gekürzt, — dem Volke und den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu sein. Die Eideswilligen hatten sich nicht sehr zahlreich in den verschiedenen Kirchen eingefunden, die Widerstrebenden sich in ihren Wohnungen eingeschlossen. Bei der großen Anzahl dieser Letztern hatte es sich Forster angelegen sein lassen, durch die Zeitung auf die Einsicht des Publicums zu wirken, demselben die Leistung des so einfachen Eides als unbedenklich für jeden Menschen von gesundem Geist, und die strengen Maßregeln gegen die Widersetzlichen als traurige Nothwendigkeit begreiflich zu machen. Diese Maßregeln bestanden in Exportation der Eidweigernden über die Brücke zu den preußischen Vorposten. Dieser Androhung ungeachtet war die Stadt Mainz wol zur Hälfte aus den Kirchen weggeblieben.

Nach geleistetem Eide wurde an den folgenden Tagen die Wahl der Gemeindebeamten sowie der Abge-

ordneten zum mainzer Convent vorgenommen, der über die Zukunft der eroberten Provinz berathen und beschließen sollte.

Die Eröffnung dieses Convents war auf den 17. März verschoben worden. Unter traurigen Ausweisungen geistlicher und weltlicher Einwohner, — unter besorglichen Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung, nachdem die Veste Königstein sich am 8. aus Hunger ergeben hatte, trafen die vom Volk erwählten Repräsentanten, nach und nach gegen hundert, in Mainz ein, zur Hälfte etwa Landbauern, vielleicht nur für die Tagegelder von 5 Gulden 30 Kr. und für die Festessen bei den National-Commissaren empfänglich; die andere Hälfte aus Bürgern, einzelnen Studenten, verschiedenen misvergnügten Geistlichen und mehren Gelehrten gemischt. Forster war von den wollsteiner Bauern gewählt worden.

Die Versammlungen geschahen im großen Rittersaale des Deutschen Hauses. Die vorbereitende Sitzung zur Prüfung der Vollmachten und Ablegung des Eides leitete, als Alterspräsident, ein Achtziger von einem für die abgeneigten Mainzer in Betracht des ganzen Convents anzüglichen Namen, — der Zinngießer Ekel.

In der Nachmittagssitzung wurde Hofmann zum Präsidenten und Forster zum Vicepräsidenten erwählt. Beide Gegner in jenen heftigen Sitzungen traten jetzt auf gutem Fuße nebeneinander auf. Forster war mit Hofmann's jetzigem Benehmen ganz zufrieden und meinte, der heftige Mann sei zu seinen Ausfällen gegen Dorsch angestellt gewesen. Dieser Letztere war nun, nach einem modernen Ausdruck, unmöglich geworden.

Forster erschien jetzt auf dem Höhepunkte seiner öffentlichen Thätigkeit. Er war die Trieb- und Schreibfeder für die Conventsarbeiten; bei ihm versammelten sich die Ausschüsse zu den Vorberathungen. Auch war er aufs neue zum Clubpräsidenten gewählt worden. Der Club, die Administration, die Ausschüsse und der Convent überschütteten ihn mit Arbeiten, sodaß er von Morgens 4 Uhr bis gegen Mitternacht fast keine unbesetzte Stunde hatte und den Geschäften zu erliegen fürchtete. Was ihn in diesem Drang aufrecht hielt, war die allgemeine Anerkennung, die ihm nach jener drückenden Vernachlässigung endlich zutheil wurde. Die einsichtigen Conventsglieder sahen ihn für die Seele der Versammlung an, und die Bauern zeigten ihm auf die naivste Weise ihre Zuneigung.

Um den Gang der Conventsverhandlungen flüchtig anzudeuten: so wurde in der Sitzung am 18. März das erste Decret der Versammlung nach Forster's Entwurf angenommen, und kraft dessen der ganze Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig, unzertrennlich, folglich aller Zusammenhang mit dem deutschen Kaiserreiche für aufgehoben erklärt. Alle in diesem Strich regierenden Fürsten, Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souveränetätsrechte auf ewig erloschen sein.

Das Decret wurde feierlich publicirt und in 30,000 Abdrücken verbreitet. Während der ersten Ausfertigung desselben fielen 30 Kanonenschüsse; die National-Commissare und die ganze Generalität trat ein; patriotische Reden

zwischen Merlin, Simon, Hausmann, Custine und dem Präsidenten Hofmann wurden gewechselt, und feierliche Umarmungen unter dem Donner der Kanonen und rauschenden Musikchören besiegelten die geschworene Bruderliebe und Treue.

In der nächsten Sitzung wurde die künftige Verfassung des freien Rheinlandes berathen. Zu einem selbständigen Freistaate erschien dasselbe, der Macht des ihm feindlichen Deutschland gegenüber, zu schwach; ein bloßes Bündniß mit Frankreich wurde aber theils nicht zureichend zu eigener Selbständigkeit, theils wegen des zu bezahlenden Schutzes zu theuer für das Land gefunden, nachdem alle herrschaftlichen, adeligen und klösterlichen Güter von der französischen Republik zur Deckung der Kriegskosten in Anspruch genommen waren. So blieb denn nur die Einverleibung der Provinz mit der fränkischen Republik übrig. — Die auch in der folgenden Sitzung fortgesetzte Verhandlung über diese Lebensfrage führte zu dem zweiten wichtigen Decret, daß der Convent die Nothwendigkeit und den Nutzen der Vereinigung mit Frankreich erkenne und beschließe, und daß er aus seiner Mitte Abgeordnete an den fränkischen Convent senden werde, die diese Vereinigung zustande bringen sollten.

Die Wahl dieser Abgeordneten geschah dann in der Sitzung am 22. März und fiel auf Forster, auf den Kaufmann Potocki und auf Lux, der eben nach einigen Studien eine Pachtung in Kostheim betrieb. Forster entwarf das Schreiben an den National-Convent der Frankenrepublik.

Dies beklagenswerthe Actenstück, das die schwerste Schuld auf Forster's öffentliches Leben wirft, fehlt in der Sammlung seiner Schriften. Wir halten es aber für zu merkwürdig und charakteristisch, als daß wir es nicht hier einschalten sollten.

Schreiben

des National-Convents des rheinisch-deutschen Volks an den National-Convent der Frankenrepublik.

Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir euch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen.

Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveräne Volk; es hat seine Magistrate und Stellvertreter gewählt, es hat sich mit seinem Vertrauen und mit der Fülle seiner Gewalt gerüstet.

Die Stellvertreter des rheinisch-deutschen Volks, nachdem sie als National-Convent in Mainz zusammengetreten waren und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieser Gegenden aller ihrer angemaßten Rechte verlustig erklärt hatten, haben gegen Diejenigen die Todesstrafe erkannt, die es wagen würden, daselbst wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten.

Allein diese Aeußerungen der Volkssouveränetät sollen nur Vorläufer eines noch wichtigern Schrittes sein. Es heißt in der That sehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glück-

seligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunsch ihrer Committenten; sie thun in diesem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen.

Bürger, Gesetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutschen des Rheinufers vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrachen; daß sie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte ringsumher; die Tyrannen und ihre Haufen knirschten, während tiefer Friede über unsere fruchtbaren Gefilde herrschte und mit seinen schützenden Flügeln unsere Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da sprach Frankreich: werde frei! und wir sind frei.

Bürger! ihr, die ihr täglich der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur huldigt, möge die Frucht eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volks euern Herzen ein Opfer scheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig ist!

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr ein Land, wo die Natur ihre Güter mit milder Hand verbreitet hat; ein fruchtbares Erdreich, einen gemäßigten Himmelsstrich, Hügel mit Reben bedeckt, deren Erzeugnisse sonst unsere zehntengierigen Priester bereicherten; endlich eine Stadt, deren unvergleichliche Lage durch die Majestät des Flusses, der ihre Mauern netzt, verschönert wird.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr, was euch von Rechtswegen gebührt. Die Natur selbst hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs sein sollte; er war es in der That in den ersten Jahrhunderten des fränkischen Reichs, und selbst die Minister eurer Tyrannen kannten seinen Werth: als man sie von dem schändlichen Bündniß mit Oesterreich abbringen wollte, handelten sie um den Besitz desselben mit Friedrich von Brandenburg. Eben diese so sehr gewünschte Vereinigung nun, welche die Intriguen der Könige nie bewerkstelligen konnten, wird den siegreichen Freiheitsheeren nur eine geringe Anstrengung gekostet haben.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr Mainz, den Sitz jenes stolzen Priesters, dessen grenzenloser Hochmuth ihm in der Geschichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann; Mainz am Zusammenflusse des Rhein und Main, wo der Handel Deutschlands sich in der Hand des fränkischen Kaufmanns sammeln wird; Mainz, den Schlüssel des Deutschen Reichs und die einzige Oeffnung, durch welche noch eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben; Mainz endlich, das die Meister der Kunst als ein Meisterwerk von Befestigung anerkennen, wo selbst die ohnmächtigen Bemühungen der gegen euch verschworenen Despoten zuschanden werden müssen, so oft sie es wagen dürften, das unsinnige Project eines Angriffs in Ausübung zu bringen.

Dies, Stellvertreter des fränkischen Volks, ist der brüderliche Ausdruck unsers Danks, die erste Aufwallung freier Menschen, die ihr der Freiheit wiedergewonnen

habt. Auf die Vorzüge unserer Länder sind wir nur darum stolz, weil wir sie unsern Befreiern darbringen können. Diese Vortheile und das Bedürfniß der Vereinigung sind gegenseitig, auch steht das rheinisch-deutsche Volk nicht an, es euch zu bekennen. Es würde aber fürchten, eure Würde zu verletzen und zugleich seiner reinen Liebe Unrecht thun, wenn es sich auf kleinliche Abrechnungen einließe. Die Liebe der Völker, wie die Liebe der Geschlechter macht Alles gleich; und wissen wir nicht, daß, wenn ihr unsere Bitten gewährt, wenn ihr die rheinisch-deutschen Gegenden der fränkischen Republik einverleibt, nur die Aufrichtigkeit und Wärme, womit wir uns in eure Arme werfen, euch allein bestimmen werden?

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Deputirten des rheinisch-deutschen Convents.)

Forster nahm noch an den Berathungen über das Verfahren gegen Bürger und Unterbedienstete in Mainz, die den neuen Bürgereid bis zum 30. März nicht leisten würden, mit sehr entschiedener Ansicht für die Exportation und Vermögenseinziehung theil, und reiste darauf am 25. März mit seinen Mitabgeordneten, unter Begleitung des Commissars Hausmann, nach Paris ab.

Seine bisherige Anstrengung und Spannung des Geistes, sein Eifer bei Zerrissenheit des Gemüths ließen ihn im Drang der Abreise zu keiner klaren Erwägung der nächsten Zukunft kommen, über die ihn und vielleicht

auch sich selbst die Franzosen in Mainz täuschten. So hoffte er denn auch von der eiligen Reise in drei Wochen wieder zurück zu sein. Er dachte wol daran, auf der Rückfahrt, womöglich, eine Zusammenkunft mit Theresen zu haben; da er aber diese Hoffnung nicht ganz festhalten konnte, schickte er ihr einstweilen 30 Louisdor.

Ohne Besorgniß vor einer Belagerung der Stadt traf er über sein Eigenthum keine Verfügung, gab für mögliche Fälle der Gefahr keinen Auftrag, sondern ließ seine Papiere, Bücher, Karten, Zeichnungen u. dergl. blos unter Obhut der zurückbleibenden Magd. Von Wäsche und Kleidern nahm er nur mit, was in einen kleinen Mantelsack ging, und ließ sogar, was man bei einer Reise im März und bei Tag und Nacht nicht entbehren und daher kaum vergessen kann, — seinen Mantel zurück.

Forster in Paris.

Welch eine heillose Zeit, da ihrer edelsten Söhne Einer nach Paris eilen konnte, dem fremden Volk eins der herrlichsten Stücke seines Vaterlandes in sowenig stolzer Sprache anzutragen! Diese Bittschrift, sowie die voraus=gegangene Clubistenrede Forster's „über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken" („Sämmtliche Schriften", 6. Bd.) gehören zu den beklagenswerthesten Schriftstücken des verirrten Mannes. Diese bilden, sozusagen, die kritische Ausscheidung einer fieberhaften Seele. — Seit der edle Mann in den Club getreten, spüren wir diesen un=geregelten, bald stürmischen, bald aussetzenden Puls seines Seelenlebens. Leidenschaftliche Aufregungen stören das Selbstbewußtsein eines stolzen Geistes, der in seinen Kämpfen zuweilen wieder den freiesten Aufschwung nimmt.

Daß Forster's Handeln, Reden und Schreiben beson=ders am mainzer Convent gegen sein engeres und weites Vaterland gerichtet war, — wer könnte es leugnen? Aber mit Andern messen wir der unglückseligen Zeit und Lage Deutschlands den größern Theil der Schuld bei.

Alles Nationalgefühl war bekanntlich damals in Deutschland erloschen. Jene Hunderte von Regierenden hatten mit hochmüthiger Politik ihre abgezählten Seelen abgepfercht, das politische Band des Reichs aus Souveränetätssucht gelockert, und das geistige Band der Sprache durch ihre Vorliebe für Franzosenthum verschmäht. So hatte bei uns die hohe Aristokratie, die sonst den Stolz einer Nation vertritt, das Ihrige gethan, einem Volke, dem ohnehin ein Streben ins Weite und Fremde eingefleischt ist, sein edelstes Bewußtsein und Selbstgefühl zu entfremden. Die besten Söhne Deutschlands erhoben statt dessen die unserer vorgeblichen Weltbestimmung entsprechende Idee der Humanität, und suchten den Adel des nationalen Gemüths im Weltbürgerthum auszuprägen. Und mußte dies, gerade damals so lebhafte Gefühl nicht mit doppelter Macht die Seele eines Mannes bewegen, der durch eine frühe Weltfahrt schon die Knabenbrust für das mannichfaltigste Völkerleben erweitert und einem engern Vaterlande kaum angehört hatte?

So wird es denn auch begreiflich, daß die auf dem Herde einer Revolution erweckte Idee der Freiheit, die ebenfalls solange in der Seele der Deutschen erloschen war, mehr an unserm Weltbürgersinn aufloderte, als daß sie ihre Weltwirksamkeit im Selbst- und Kraftgefühle der Nation gesucht hätte. Die Freiheit erschien als eine Göttin, die den zartsinnigen Seelen eine stumme Anbetung auferlegte, von den muthig begeisterten Herzen aber im Nothfalle auch das Opfer des Vaterlandes für jene Millionen zu fodern schien, die von der himmlischen Erscheinung ver-

wirrt, aus tyrannisirtem Volksthume vor allem zur edeln Menschheit erlöst werden sollten.

Befremdet uns aber eine solche Verwirrung und Verirrung der Begriffe und Empfindungen gerade an Forster, bei dem wir, ausnahmsweise von seinen Zeitgenossen, einen so klaren Blick, ein so besonnenes Urtheil im Politischen zu bewundern hatten: so müssen wir uns erinnern, daß dieser Blick gewöhnlich nur auf dem ideellen Standpunkte der Betrachtung so klar und weitumfassend blieb, sich aber, sobald der Freund in die Sphäre des Handelns gezogen wurde, an seinem enthusiastischen Herzen ins Leidenschaftliche trüben und verengen konnte.

So kam es, daß der politische Blick, mit welchem er seinen Zeitgenossen voraus war, doch seiner Zeit, in den Tagen der Gefahr, nicht auf die richtigen Wege leuchtete, und daß seine Staatsweisheit, wo sie die Volkstribüne bestieg, einen Ausdruck nahm, an welchem sich auch das Unglück der folgenden Jahrzehnde nicht erbauen konnte. Denn jene mainzer Reden und Schriftstücke gehören doch keineswegs zu den Flammen der Fackel, mit welcher — nach einer enthusiastischen Behauptung — „Forster noch jetzt dem Jahrhundert vorleuchte". Harte Schläge des Misgeschicks haben in Deutschland ein mächtig wachsendes Nationalgefühl erweckt, und aus diesem mögen wir uns gern mit dem unglücklichen Forster durch die Leiden versöhnen, die ihm bald genug für Das, was er geirrt und gestrebt, eine schmerzliche Buße auferlegten. Zu seiner Selbsttäuschung gehörte es auch, daß er durch die Einverleibung des Rheinlandes mit der fränkischen Republik nicht das fremde Volk durch vaterländisches Gebiet er-

weitern wollte, sondern ausgesprochen nur unserm Deutschland die neue bedrohte Freiheit zu sichern suchte, und daß er dem Willen des Volks, nicht dem Interesse der französischen Republik zu dienen glaubte.

Die mainzer Convents-Abgeordneten trafen am Abende des 29. März in Paris ein. Schon folgenden Tags erschienen sie im National-Convent. Forster las die Adresse mit dem Ausdrucke jener Empfindung ab, die ihm das beklagenswerthe Schriftstück dictirt hatte, und ward von wiederholtem Beifallklatschen unterbrochen.

Es versteht sich bei Franzosen wol von selbst, daß der Antrag sehr willkommen war. Die Einverleibung des von Custine besetzten Rheinlandes mit Frankreich wurde durch Acclamation decretirt. Desto mehr verzögerte sich die Ausfertigung der Beschlüsse. Doch wurden den durch die nöthigen Formalitäten aufgehaltenen Abgeordneten Tagegelder, und zwar späterhin 18 Livres bewilligt, freilich in Assignaten vom herabgewürdigten Werth zu 100 für den Louisdor in Gold, mithin ein Bettel, für die äußerste Nothdurft zureichend.

Den ersten Besuch erhielt das mainzer Kleeblatt von den Fischweibern mit Küssen zum Willkommen, wofür diese bekannten Damen sich ein Assignat von 25 Francs gefallen ließen.

Anfangs rechnete Forster auf 14 Tage bis drei Wochen Aufenthalt, dachte aber doch bald an längeres Verweilen und literarische Arbeiten, die er dann vornehmen konnte, wozu ihm freilich die bisherigen Hülfsmittel abgingen.

Inzwischen wollte er es sich wohl dabei sein lassen, so in den Tag hineinzuleben, an nichts mehr gebunden, seine Fürsorge auf die mitgebrachten sechs Hemden beschränkt, aller sanguinischen Hoffnungen ledig, umherschauend, Eindrücke aufnehmend und Alles abweisend, was ihm näher als erwünscht kommen möchte. So hoffte er sich immer unabhängig und gut gelaunt zu erhalten.

Warf nun der Mann, der sich die für Deutschland gewünschte Freiheit soviel kosten ließ, seinen schwärmerischen Blick gleich beim Einzug in Paris auf die brennende Revolution, so erkannte er sie schon am 31. März für etwas ganz Anderes, als die meisten Menschen darunter dächten. Der April sollte ihm bald noch andere Wechsel der Ansicht und Stimmung bringen. Zwar die Ueberzeugung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf individuelles Glück, sondern als Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlechte hervorzubringen, betrachten müsse, stand schon früher bei ihm fest. Nun fand er aber das Volk zu wiederholten malen von seinen eigenen Leuten, — Generalen, Ministern, — verrathen und verkauft, die Nation selbst leichtsinnig und unbeständig wie immer, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit, nur vom Enthusiasmus der Idee ohne Gefühl der Sache, nur vom Schein edler Anregung getrieben. Doch gerade so und in dieser Mischung erschien sie ihm gemacht, große Dinge auszurichten und — vielleicht zu ihrer eigenen Strafe — bestimmt, die Märtyrer für das durch die Revolution zu erzielende Wohl abzugeben, wie früher die Deutschen Märtyrer der Reformation wurden, indem sie solche annahmen und mit ihrem Blute bezahlten.

Dagegen lagen jetzt die edeln Kräfte, die eine Revolution zum guten Ausgang führen konnten, in verderbendrohender Zersplitterung, — auf der einen Seite Einsicht und Talente ohne Muth und Kraft, auf der andern eine physische Energie, die — von Unwissenheit getrieben, nur da Gutes wirken konnte, wo der Knoten zerhauen werden mußte.

Forster's gutes Auge drang schnell in die Geheimnisse der Intrigue, in das widerwärtige Labyrinth, worin sich Alles wand und wandelte, und die ahnungsvolle Besorgniß trat schon an ihn heran, er könnte vielleicht, nach allen Leiden und Entbehrungen, seine letzten Kräfte einem Unding geopfert und redlichen Eifers für eine Sache gearbeitet haben, mit der es sonst Niemand redlich meine und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften sei. Er fürchtete sich zu überzeugen, daß uneigennützige Freiheitsliebe nur eine Kinderklapper in der Hand Derer sei, die jetzt das Schicksal der Nationen lenkten. Doch auch diese Angst faßte er noch aus einem höhern Gesichtspunkte als dem seines eigenen verfehlten Strebens. „Die Idee", schrieb er, „daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt seine Absicht nicht durchsetzt, empört mich immer so sehr, daß ich sie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit als abgesondert denken kann, und lieber an diesen allen verzweifeln als jene Hoffnung vereitelt sehen möchte."

Und hier erhob sich dann Forster auf den reinsten Standpunkt des Weltbürgerthums, indem er es aussprach, daß die politische Freiheit nur um des Wohls unserer Mitmenschen und Mitbürger willen wünschenswerth bleibe

Aus Ueberzeugung, daß sie deren höchstes Bedürfniß sei, schmerze es uns, wenn sie dieselbe nicht erwerben könnten, wenn Bösewichter sie ihnen entrissen, wenn sie selbst nicht Kraft genug hätten, sie zu behaupten. Unmittelbar sei hier nichts zu thun; wol aber ließe sich mittelbar — durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse, durch Beförderung eigenen Denkens und Erwärmen des Gefühls wirken, und — dies sei wol die sicherste Weise für Deutschland.

Doch eben nach dieser Seite des vaterländischen Rhein, wohin er jetzt mit dem unbefangenern Blicke der Entfernung sah, umwölkte sich ihm nur allzu früh der Horizont.

Die gelinde und heitere Witterung der letzten Tage des Februar und zu Anfang des März hatte die vereinten deutschen Streitkräfte zu frühern Unternehmungen aus ihren Winterquartieren gelockt. Die um Frankfurt gelegenen Truppen lagerten seit Mitte März um Castel. An diese schlossen sich rechts und links die Preußen, die Sachsen und Hessen, alle unter dem Oberbefehle des Generals von Schönfeld. Am Tage vor Forster's Abreise von Mainz hatte der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunschweig eine beträchtliche Truppenmacht bei St.-Goar über den Rhein geworfen, und drängte mit glücklichen Scharmützeln die Franzosen gen Bingen hinauf. Schon verließen die französischen Commissare Mainz. Der dasige Convent hielt am 30. März seine letzte Sitzung, worin die Verlesung der Mitglieder ergab, daß elf derselben, und unter ihnen Professor Dorsch, heimlich entwichen waren.

Bald gingen die Preußen über die Nahe und Custine zog sich bis Landau zurück. Er theilte nun seine Truppen, indem er die Hälfte derselben, über 23,000 Mann, dem General d'Oyré zur Vertheidigung von Mainz überließ. Die Stadt war gut verproviantirt und wurde durch wiederholte, zum Theil sehr starke Ausweisungen eidweigernder Einwohner noch erleichtert. Der erste Ausfall der Franzosen nach dem rechten Rheinufer in der Nacht vom 10. zum 11. April mislang. Die Stadt wurde nun auch von der Landseite eingeschlossen. Schon zeigte sich die nächste Zukunft für Mainz in einer flüchtigen Vorerscheinung. Der alte Kurfürst, — Primas auf der Flucht vor dem drohenden Feinde, war nun auch der Erste, den das Glück befreundeter Waffen herbeilockte. Er kam über Frankfurt, hier von zahlreichen Anhängern mit frohlockenden Thränen empfangen, und über Oppenheim ins Lager des Königs von Preußen zu Guntersblum. Unter Glückwünschen legte er die Schonung der Stadt und die Rache an den Freiheitsschwärmern der Majestät ans Herz; worauf er einstweilen nach seinem sichern Erfurt zurückeilte.

Bekanntschaften.

Den betrübenden und besorglichen Nachrichten aus Mainz hielten die neuen und nächsten Eindrücke von Paris ein beruhigendes Gegengewicht. Das erste Grün der Bäume erquickte Forster's Herz und Auge; neue Bekanntschaften zogen ihn an mit jenen Reizen des Umgangs, wofür er so empfänglich war. Politischer Parteinahme abgeneigt und müde, hielt er sich von den Mitgliedern des Convents entfernt. Nur zu Condorcet ließ er sich vom jungen Custine bringen. Der berühmte Mathematiker und Philosoph wohnte in Auteuil und kam nur zu den Conventssitzungen nach Paris. Auch Thomas Payne, der verdorbene englische Schnürbrustmacher und bessergerathene Schriftsteller, war, obgleich ein Fremder, damals noch Conventsmitglied; allein der Verfasser von „Common sense" und von „The rights of men" hatte für Forster'n, weder durch seine geistreichen Züge und feurigen Augen in glührothem, finnigem Gesichte, noch durch die Launenhaftigkeit seines Egoismus etwas Anziehendes, und blieb ihm nur in seinen Schriften genießbar.

Desto lieber gewann Forster den umgänglichen Einsiedler, Grafen Schlabrendorf, der auch Theresen von ihrer Schweizerreise mit Onkel Blumenbach aus Zürich her kannte, — jetzt ein Vierziger und in Forster's Augen „ein sehr kluger, einsichtsvoller Demokrat von reifer Erfahrung und bei viel Kenntnissen von unendlicher Bescheidenheit, edel von Charakter, rein und gut von Herzen, nicht brillant von Kopf, aber reich, hell und richtig denkend, der praktischste Philosoph".

Bei diesem traf Forster auch den bekannten Oelsner und bezeichnete ihn als einen Mann, der in Paris ganz zu Hause und des richtigen Ausdrucks und Kunstwortes für Alles, sowie des Conversationstons mächtig sei. Er bewunderte dessen echtfranzösische Leichtigkeit in artigen Bemerkungen und entdeckte, daß er bei den Damen — joli coeur war.

Auch mit Leuchsenring kam er zusammen, der früher mit seinen Briefchatoullen zum Kreise der Frau von Laroche gehörte, jetzt aber mit seiner Frau, dem ehemaligen Fräulein von Bielefeld, Noth litt, daß es zum Erbarmen war.

Wir übergehen andere, weniger bekannte. Deutsche und Polen, mit denen Forster verkehrte, sowie auch das Haus des reichen und weithin thätigen Bankiers Le Coulteur, wo er in gebildetem Kreise willkommen war, ferner den freundlichen Bibliothekar Chamfort und den berühmten Verfasser von „Paul et Virginie", Bernardin de St.-Pierre, und kommen zur schottischen Familie des Mr. Christie, der mit Beifall über die

Französische Revolution schrieb. Hier war Forster für jeden Abend eingeladen und fand außer der Frau und Schwester Christie's die englische Schriftstellerin Mrß. Wolstoncraft und die Dichterin Miß Williams. Der ruhige Freiheitssinn dieser englischen Familie that unserm mainzer Abgeordneten wohler als der Fanatismus der Franzosen, denen über dem kalten Herzen nur der Kopf glühte, während bei jenen Freunden kalte Ueberlegung sich mit warmer Empfindung verband.

Wie er hier gern gesehen war, scheint er besonders für die Schwester, Miß Christie, eine freundliche Aufmerksamkeit gezeigt zu haben. Sie hatte, nach seiner Schilderung, viel Sanftes und still empfindend Vernünftiges, sprach mit Theilnahme von Allem sehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil mit Imagination und Gedächtniß. Etwas schwächlich von Gesundheit, las sie gern, sang ein wenig, wiewol nicht zum besten, spielte ein paar Noten, ging gern in die Komödie und spazieren, und ließ sich ohne alle Ziererei und Eigensinn den Hof machen; obgleich sie mit einem jungen in England abwesenden Franzosen eine Herzensangelegenheit hatte, die jedoch nicht nach dem Sinne der Familie war.

Später machte Forster noch zwei sehr anrüchige Bekanntschaften von sehr entgegengesetztem Eindruck auf sein Wohlgefallen. Eine war der aus seiner vielgelesenen Lebensgeschichte bekannte Staatsgefangene von Trenck. „Eine Eitelkeit und zur Gewohnheit gewordene Aufschneiderei, eine zurückstoßende Fühllosigkeit, ein schmuziger Eigennutz, ein Gemisch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem sonderbaren Feuer des Kopfes und

Temperaments" machten ihn dem Beobachter sehr unangenehm.

Desto interessanter war ihm die aus der Revolutionsgeschichte bekannte Théroigne de Méricourt, von der er seiner Therese eine sehr anziehende und umständliche Schilderung gab.

Obgleich der verlassene Mann einmal klagte, er habe kein Wohlgefallen an den Menschen und wisse selbst nicht, wie der Tag ihm unter den Händen verschwinde, so scheint in jener Aufregung der Zeit und des eigenen Gemüths doch der Umgang mit gleichgestimmten Menschen noch mehr Bedürfniß für ihn gewesen zu sein, als die Theilnahme an den öffentlichen Vergnügungen und selbst als der Genuß, den die Kunstschätze und wissenschaftlichen Anstalten in Paris so reichlich darboten. Zwar das Theater verschmähte er nicht ganz, wie er denn in Gesellschaft seiner englisch-schottischen Freundinnen Gluck's „Iphigenie in Tauris" sah und sich sogar am Ballet: „Das Urtheil des Paris" entzückte. Doch auch hier blieb sein Gemüth nicht ungetheilt: er dachte an seine Mädchen, die er zu diesen wunderbar schönen Scenen, bezaubernden Gegenden und Göttererscheinungen aus Neufchâtel herbeiwünschte.

Ueberhaupt waren seine Gedanken jetzt öfter und aufs innigste bei seinen Kindern, wozu ihn wol nicht blos die Trennung, sondern vielleicht noch lebhafter jene Erlebnisse trieben, die ein an dauerndem Aufruhr und verunglückenden Bestrebungen ermüdetes Herz nach dem stillen, traulichen Paradiese der Kinderwelt ziehen.

Außer jenen Empfindungen löste sich der Bühnengenuß

leicht auch in Reflexionen über die Franzosen auf. Und wie er während des Ballets den jungen Vestris in der Grazie und Eleganz seiner Bewegungen bewunderte, ohne vergessen zu können, daß er ein schlechter Kerl und aufgeblasener Narr sei, so traute er nur dem Leichtsinn der Franzosen die Gabe zu, in solchen Dingen die ganze Energie ihres Wesens dergestalt zu entwickeln, daß sie für alles Uebrige nichts seien und ihre Humanität Null bleibe. Denn auch an ihren Schauspielern würde man sich irren, meinte er, wenn man an den geschicktesten, sobald sie keine Rolle spielten, noch eine angenehme menschliche Seite zu genießen hoffte.

Das Pantheon durfte nicht unbesucht bleiben, um sowol das Gebäude zu bewundern, als an den Särgen Voltaire's und Lepelletier's eine schauervolle Herrlichkeit zu empfinden.

Wie sehr die Revolution bereits den Charakter der Pariser umzustimmen anfing, fiel Forster'n besonders in Versailles auf, wohin er am Pfingstfeste nach dem Mittagessen bei Bankier Le Coulteur mit dieser Familie gefahren war, die Wasser springen zu sehen. Ein erstaunlicher Zusammenfluß von Menschen erregte des Freundes Staunen durch ihr stilles, ernstes, ehrbares Benehmen am Orte sowol als auf dem Heimwege, wo sich die zahlreichen Fußgänger mit Weißdorn, Ginster und sonstigem blühenden Strauchwerke schleppten. Forster erkannte gar nicht mehr sein sonst so ausgelassenes Völkchen, diesen peuple qui danse et qui chante. — —

Doch nicht blos bis Pfingsten: bis in den tiefsten Sommer hinein finden wir unsern mainzer Abgeordneten in Paris. Hatten sich anfangs die nöthigen Formalitäten wegen der Aufnahme der Rheinprovinz in die Republik verzögert, so schwebte nun diese Eroberung selbst wieder in der Luft, oder stand vielmehr auf dem Spiele der Belagerungswürfel und auf dem berühmten mainzer Losungsworte: „Wer uns gewinnt, der hat uns!“

Ueberdies waren Forster'n auch bereits im April Aussichten zu einer andern Bestimmung von Lebrun, dem Minister des Auswärtigen, gemacht worden. Die Rede war vorerst von einer Versendung in die nördliche Provinz mit noch unbestimmten Aufträgen. So lebte er denn in Erwartung, unter tausend Unannehmlichkeiten seiner Wohnung und des Mangels an gewohnter häuslicher Bequemlichkeit, wenigstens gesund und die Hitze gut vertragend. Obschon er aber so ziemlich auf das Umherschlendern angewiesen war, und nur der Zerstreuung halber auch noch das Speisen an einer öffentlichen Tafel dem Tisch in einem Bürgerhause vorzog: so konnte er doch dem eigentlichen pariser Flaniren auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen. Sah er sich dann nach Beschäftigung um, so traten ihm aus allen Ecken schwermüthige Betrachtungen entgegen. — „Nach so vieljähriger angestrengter Arbeit ist mir nunmehr Alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeschlagen“, — klagte er — „und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne Aussicht

bin. Ich habe mich anheischig gemacht, Alles anzunehmen, was man mir anbieten würde. — — Gelehrtes Verdienst und selbst die Talente des Geschäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick der Stärkere ist, wieder verdrängt. Kurz, zum ersten mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich stehe so verlassen da wie ein Kind, das keine Kräfte hat, sich selbst zu ernähren."

Da tauchte der Gedanke an Indien wieder auf. Die alte Lust des Weltfahrens regte sich noch einmal. Und ein Mann, der Alles verloren hat, — wie aufgelegt fühlt er sich nicht, auf Entdeckungen auszugehen! Jetzt reizt es nicht mehr, die Provence, das Languedoc auf einem Esel zu durchreiten: je lauter um ihn her die Revolution stürmt, je tiefer er in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit blickt, desto weiter hinweg sehnt er sich. Von der Höhe seiner Verlassenheit mißt er den geographischen Breitegrad seiner Sehnsucht. Fast möchte man sagen, die ängstliche Unruhe habe ihn befallen, die den dem Sterben nahen Leidenden mit dem Traume von einer großen Reise aus seinem Bette treibt. — „Könnt' ich 4 — 500 Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur 300", schrieb er im Juni an Theresen, „so lernte ich hier Persisch und Arabisch und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heimzubringen und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen." — Er kam wiederholt auf diesen Wunsch zurück und meinte, wie leicht es zwanzig Freiheitsfreunden in England werden müßte, wenn jeder

eine Kleinigkeit beitrüge, einem Manne zu helfen, der seine ganze bürgerliche Existenz der Freiheit, wenn auch unter irriger Voraussetzung, aufgeopfert habe. Er malte sich die wissenschaftliche Gewinnste, die neuen Gegenstände und Bilder, die Bewegung und Beschäftigung, ja das Ungemach und die Gefahren aus, — was Alles zusammengenommen unfehlbar für sein verletztes Gefühl heilenden Balsam gewähren würde.

Abbruch und Aechtung.

Von diesen weltfahrenden und abenteuernden Gedanken suchte ihn Therese durch eine allernächstliegende Aufgabe abzubringen. Sie foderte ihn auf, die Geschichte dieser Tage zu schreiben, wozu er freilich am wallenden Strudel der Ergebnisse stand. Sie mag dabei mehr an seine Muße und Muthlosigkeit als an die Sache gedacht haben, an der er sich bethätigen sollte. Auch kannte sie den Anfang einer „Geschichte der mainzer Revolution" nicht, die Forster unter der Feder hatte; sonst hätte sie sich bald überzeugt, wie wenig ein Mann, der mit schwankendem Herzen auf den Wogen einer stürmenden Zeit treibt, die Geschichte derselben zu schreiben gemacht ist. Auch lehnte es Forster ab. — „O, seit ich weiß", antwortete er, „daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen: aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine

Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne."

Eine wunderliche Betrachtung, die Forster an diese Entrüstung knüpfte, über Freiheit und Gleichheit als das Ziel Derjenigen, die mit Vernunft herrschen wollen, führt ihn zu der Prophezeiung, daß der Welt noch die eisernste aller Tyranneien drohe, — die Herrschaft der Vernunft, ein größeres Unheil als Brand und Ueberschwemmung, — jener Vernunft ohne Gefühl, wie solche nach den Merkmalen der Zeit uns bevorstehe, bis einmal eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen diesen Revolutionen hervorkeime und ein Reich der Liebe beginne, wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten.

Anders als die Geschichtschreibung sah Forster bald darauf die Redaction einer Zeitung an. Man trug sich damit, eine solche in deutscher Sprache herauszugeben. Er betrachtete sie scherzweise als eine Maitresse, die er sich halten wollte, um seine Launen ein wenig zu zerstreuen. Nachdem er, in seiner entschlossenen Weise, eine Ankündigung rasch entworfen und dem Minister zur Genehmigung vorgelegt hatte, blieb es vorerst beim Projecte.

Hatte er nun mit der Zeitungs=Maitresse kein Glück: so bot sich ihm eine Buchdruckerei — zur Frau an. Der Vorschlag kam von Herrn Christie und dessen Frau, und war für die Direction einer Buchdruckerei in England berechnet. Der Gedanke sprach Forster'n an; doch merkte er bald, daß eine Heirath mit unter der Presse war, —

mit Miß Christie, dem artigen Mädchen, das hinter dem fernen Geliebten einer sogenannten Vernunftheirath nicht geradezu abgeneigt schien. Daraus konnte natürlich nichts werden, und so blieb Forster'n nur der Gewinn, daß er nach offener Darlegung seiner Denkungsart fortan mit seinen Besuchen für absichtslos galt und desto freier von sich und seinen Leiden sprechen konnte.

Während nun dergestalt die Französische Revolution sich vergebens bemühte, ihrem deutschen Glaubenshelden und beginnenden Dissidenten eine neue Zukunft zu begründen, brach mit desto mehr Glück die deutsche Reaction seine mainzer Existenz ab.

Die Belagerer rückten der Stadt immer näher. Hier stieg schnell die Theuerung, während die Exportationen, besonders sämmtlicher Stadtarmen, noch immer die Einwohnerschaft lichteten. In dem Grade, als innerhalb Mainz die Angst zunahm, wuchs außerhalb der Haß der Ausgewanderten und Ausgewiesenen, die zu Wiesbaden, Frankfurt, Aschaffenburg, Manheim und Milteberg angesammelt, sich auf ihre Rückkehr spannten. Dazwischen wechselten mit wechselndem Glücke die Ausfälle der Belagerten und die Angriffe der Belagerer, bis am 27. Juni die Deutschen mit Bomben und feurigen Kugeln Ernst zu machen anhoben, Häuser zerschmetternd und Paläste in Brand setzend. Das Bombardement wiederholte und steigerte sich so schreckhaft, daß in sechs Nächten über 50 Gebäude in Schutthaufen zusammenbrachen. Die Verzweiflung der Einwohner, die zu wehren und zu retten ihre Tage und Nächte verbrachten, wurde nur

überboten von dem Entsetzen der Ausgewiesenen, die von fern nur ohnmächtige Zuschauer einer grausenhaften Zerstörung abgaben, mit welcher, gleich den Einwohnern, zu kämpfen ihnen noch ein Trost, eine Erleichterung schien.

Forster blieb in Paris nicht ununterrichtet über die Einzelheiten jenes Unglücks. Er hatte schon früher einem jungen Manne, der in der Administration unter ihm diente, den Auftrag zukommen lassen, seine Papiere einzupacken und in Sicherheit zu bringen. Bei allem Vertrauen auf die gute Ausführung dieses Auftrags mochte er sich doch darüber nicht täuschen, daß gar Manches von seinem häuslichen und geistigen Besitzthume in Bruch und Brand aufgehen werde. Doch wandelte ihn dessen kein Kleinmuth an. — „Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich sehen", schrieb er an Theresen. „Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schustergasse, Judengasse, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unsere Reihe Häuser — steht sie oder brennt sie? Ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das ist die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! Dieser unselige Mann, der sein Land, seine Stadt, seine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeize, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen, aufopfern konnte, was hat er nun davon? — — Wie hat das Schicksal für uns gesorgt, daß es uns herausriß, und Tausende müssen jetzt schmachten! Was ist der Verlust aller unserer Habe gegen das unbeschreibliche Elend!"

Doch wie geborgen in der Entfernung von Paris und Neufchâtel er sich und die Seinigen wußte: war er doch

für seine Person bei jenem Misgeschicke von Mainz nicht in Vergessenheit gekommen. Auf seinen Kopf waren 100 Dukaten gesetzt worden. — „Nur 100 Dukaten?" rief Forster aus. „Der arme Schelm von einem General, da er nicht weiß, was so ein Kopf werth ist. Ich gäbe keine 6 Kreuzer für den seinigen. Es ist nicht aller Tage Abend und vielleicht sprechen sich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen."

Einstweilen beschäftigte sich der so taxirte Kopf mit der Erinnerung an die mainzer Revolution und an seinen Antheil dabei. Der Anfang war, wie wir schon bemerkten, bereits niedergeschrieben, aber keineswegs zur Zufriedenheit des viel zu unruhigen Historikers. Ein solches Kind des Kummers, meinte er selbst, sei natürlicherweise ein Krüppel.

Kränkender als jene preußische Aechtung war für Forster eine Aeußerung des Herzogs von Braunschweig, — jenes besten Menschen, der nebenher auch Fürst ist, — wie Forster damals in dankbarer Empfindung geschrieben hatte: „Von Forster begreife ich's nicht; denn der hatte ja zu leben." An diesem fürstlichen Worte empfand Forster die ganze Erbärmlichkeit der gewöhnlichen hoch-aristokratischen Ansicht von den Motiven auch der edelsten Freiheitskämpfer. „Folglich", rief Forster aus, „wenn man zu leben hat und sein Vermögen aufs Spiel setzt, darf man sich nicht beklagen, sondern muß sich mit seinen Grundsätzen trösten, wenn man es verliert." — „Ich sitze und lächle zu Allem", schrieb er an Therese. „Toller als es mir ging, kann's doch nicht wieder gehen, denke ich, und so harre ich des Schicksals; es mag verhängen

über mich, was es will. Mehr zugrunde gerichtet kann ich nicht werden; denn ob mich der National=Convent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, ist Alles Eins."

Und schloß diesen Brief vom 13. Juli mit den Worten: „Heute vor 21 Jahren ging ich zu Schiff mit Cook."

Welche Erinnerung in seiner jetzigen Lage! Welches vingt-un, welches Einundzwanzig seines Lebenshazard=spiels!

Theresens Einrichtung.

Mit den pariser Erwartungen und der mainzer Entsagung Forster's verknüpfte sich eine innige, herzliche Beziehung zu Neufchâtel.

Therese, wie wir wissen, lebte auf dem Landsitze des Herrn von Rougemont mit einigen französischen Emigrirten in Pension. Der Widerspruch täglichen Umgangs mit Royalisten und des brieflichen Verkehrs mit einem jakobinischen Gatten legte ihr viel Zwang und Vorsicht auf. In dieser Lage hatte sie Ursache vor einem Besuche Forster's zu bangen: ihre Freistätte wäre gestört worden.

Forster, obgleich früher selbst von politischen Antipathien in Mainz heftig genug gerüttelt, wollte nun doch über diese schweizer Spannungen ungeduldig werden. Indeß blieb ihm ja zu einem so ersehnten Wiedersehen der Seinigen noch immer Lausanne, Genf oder Pontarlier unverkümmert.

Jene ungünstige politische Atmosphäre übte indeß keinen Einfluß auf Theresens Ansichten, brachte kein — Wechselfieber in ihre politische Gesinnung. Sie berief sich gegen Forster darauf, daß ja ihre Freiheitsliebe älter als die Französische Revolution sei. Nur den Verlust des deutschen Bürgerrechts empfand sie tief; worüber Forster sie zu beruhigen suchte, indem er ihr auch nach solchem Verluste eine befriedigende Zukunft betheuerte. Mit Wärme sprach er von den Vorzügen der Geistesfreiheit und jenes hohen Unabhängigkeitsgefühls, das sie Beide durch Erziehung, Umstände, Laufbahn und Auszeichnung vor so vielen Deutschen voraus hätten. — „Weisheit und Glück sind unverträgliche Dinge", schrieb er einmal, „wenn die Weisheit nicht ihr eigenes Glück in sich hätte, wobei man sich allenfalls noch in die Schicksale der Welt finden kann. Laß uns nur sorgen, die Einfachheit und Reinheit unserer Gefühle zu erhalten, damit wir unsere Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigsten Tagen eine unschätzbare Summe froher Augenblicke des schönsten Naturgenusses. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unsers Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmesser voneinander trennte, wären wir mit solchen Grundsätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unsers Gleichen weit und breit nicht antreffen würden."

Nur Theresens oft angegriffene Gesundheit machte ihm Sorge. Ihren Briefen sah er stets mit Verlangen

und, wenn sie ausblieben, mit Angst entgegen. Hierin fand er sich in seiner Umgebung nur von Miß Christie theilnehmend verstanden.

An den Kindern hing er, wie schon erwähnt, mit den zärtlichsten Gedanken, und labte sich an jeder kleinen Nachricht als Ersatz der Trennung von ihnen. Er beruhigte die Mutter über des sonst ja doch ganz hübschen Röschens erfrorene Händchen und freute sich, daß Kläre ein trefflicher Tatar werde, und eine rechte Portion Volkssouveränetät mit beiden Backen behaupte. Wie gern hätte er Geschenke und Unterstützung geschickt, wäre er nur selbst nicht in der gedrücktesten Lage gewesen! Doch übermachte er mit Reisegelegenheiten 25 Livres und Kleinigkeiten für die Kinder, sowie für Theresen ein Kleid von Sirsacá, einem Zeuge, das hübsch und bescheiden zugleich sei.

Gegen den Sommer kam endlich jene Verabredung zur Ausführung, die bei Theresens Scheiden aus Mainz von Forster im Allgemeinen gutgeheißen war. Huber hatte sich nach seiner Zurückberufung in Dresden überzeugt, daß sein Vorhaben, für die Freundin und Forster's Kinder zu leben, sich zumal bei dem mit Forster's Namen verbundenen Begriffe des Jakobiners, mit keinem Staatsdienstposten vertrüge. Er hatte daher mit einer berliner Buchhandlung einen Vertrag abgeschlossen, der ihm bei ökonomischer Einrichtung sein bisheriges Einkommen auf literarischem Wege sicherte, und kam nach Neufchâtel. Die Einrichtung, die sie sich hier geben wollten, war zwischen ihm und Theresen brieflich verab-

redet, und Forster, im Juli davon in Kenntniß gesetzt, billigte Alles.

Wie Forster um diese Zeit und mit Bezug auf seine und Theresens Lage über moralische Verhältnisse überhaupt dachte, ersehen wir aus einer brieflichen Betrachtung über die Kaiserin Katharina. Wie man nämlich eine über das bürgerliche Recht hinausgehende hohe Politik zugesteht, nahm er, sozusagen, auch eine höhere Moral, oder vielmehr eine privilegirte moralische Aristokratie an. — „Du weißt ja", schrieb er an Theresen, „daß gewisse Dinge für gewisse Menschen unmöglich mehr Das sein können, was sie dem engbrüstigen Moralisten sind. Ich bin überzeugt, der Mensch auf einer höhern Stufe der Bildung darf thun, was Andere nicht thun dürfen."

Die neue Lebenseinrichtung Theresens war folgende:

Sie hatte den Landsitz des Herrn von Rougemont verlassen und ein kleines Gemach bei der Witwe eines Schlossers in Neufchâtel, dicht am See, genommen. Huber miethete sich am obern Ende der Stadt ein. Er speiste in einem Gasthofe, Therese kochte mit der alten Magd. Morgens ließ Huber, zur Unterbrechung seiner frühen Arbeiten, durch den Bedienten das neunjährige Röschen zu einer Schreibstunde abholen, und gab ihm dann für die Mutter mit, was er gearbeitet hatte. Um 2 Uhr fand er sich bei Theresen ein, sie und die Kinder zum Spaziergang mitzunehmen, arbeitete darauf wieder, bis er Abends 7 Uhr zum Thee kam und den Abend blieb. Da wurde nun auch die Arbeit be=

sprochen, mit der sich die Freundin inzwischen bekannt gemacht hatte.

War Therese schon früher von engherzigen Menschen ihrer Umgebung mit politischen Augen scheu angesehen worden: so entzog sie sich jetzt, in dem unklaren Verhältnisse zu einem Freunde, lieber gänzlich dem geselligen Verkehr. Um so leichter hofften beide Vertraute mit Sparsamkeit auszukommen, wobei Therese sich entschlossener als Huber, er sich kindlicher als sie erwies, — der alte Liebling der Götter. Er arbeitete neben seinen eben unternommenen — „Friedens-Präliminarien“, zu denen Forster Beiträge anbot, an seiner dramatischen „Juliane“. — Auch Therese versuchte sich jetzt mit der schriftstellerischen Feder. Sie selbst gesteht, daß es bei ihr mit der Orthographie und Grammatik scheu ausgesehen habe, und die Anfänge überhaupt so jämmerlich ausgefallen seien, daß Huber ganze Seiten habe durchstreichen müssen. Doch kam bald Eins zustande. Ob absichtlich, oder durch unbeachteten Zufall bezüglich gewählt, war es Louvet's „Divorce nécessaire“. Therese unternahm es bei der Uebersetzung zugleich, dem Roman einen fehlenden Schluß zu geben, und setzte Huber'n durch die Leichtigkeit ihres Stils in Erstaunen. So läßt sich in Ernst und Scherz sagen, daß bei Theresen die schriftstellerische Meisterschaft einer freiwillig Geschiedenen mit dem Schlusse der Erzählung von einer nothwendigen Scheidung ihren Anfang genommen habe.

Aber auch in dieser Zurückgezogenheit mag das befreundete und freilich auch liebende Paar den strengen oder schiefen Urtheilen der zwischen dem See und dem

Jura eingeklemmten Societät nicht entgangen sein. Wenigstens fand sich Forster durch Theresens Briefe veranlaßt, sie deshalb zu beruhigen und zu erheben. — „Das Erste ist immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns selbst", rief er ihr zu. „Danach sei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn sie gerecht genug sind uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit; nur müssen sie nicht fodern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit sie sich so jämmerlich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Uebergehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen. — — Kinder, sucht glücklich zu sein, sodaß ihr es immer bleibt, das ist, behaltet eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit eurer Gefühle prüfe!" —

Aengstlicher war er um Theresens schwankende Gesundheit. Sie litt von der Hitze des Sommers und hatte die Stimme verloren. Forster fürchtete desto mehr vom nächsten Winter. Er bat sie um mehr Sorgfalt auf sich selbst, und wie rührend sind seine Empfindungen:

„Ich fühle dich in jedem Worte deiner Briefe, und, glaube mir! mein Blick geht weiter, als du denkst. Solange kennen wir uns nicht umsonst, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes deiner Worte wägen könnte. — — Mein Herz leidet nicht mehr für die Welt; sie ist es nicht werth; es leidet nur für Diejenigen, die es verdienen, daß man für sie leide."

Nachdem unser mainzer Abgeordneter mit angeblichen Aufträgen nach der nördlichen Grenze lange hingehalten worden, erhielt er solche wirklich. Ehe er aber Paris verließ, erlebte er ein betrübendes Ereigniß und eine beunruhigende Neuigkeit. Diese betraf Mainz. Unter unaufhörlichen Haubitzen= und Feuerkugeln, unter wiederholten Angriffen der Schanzen und Annäherung in dritter Parallele hatten die Belagerer endlich am 22. Juli Mainz zur Uebergabe gezwungen. Am 26. schrieb Forster: „Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wol verursachen mag; aber ich fühle mich zerrissen, wenn ich das Schicksal der unglücklichen Einwohner erwäge. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten oder, was ärger ist, verschmachten müssen."

Seine Papiere gab er halb und halb verloren, mit denselben aber auch seine literarische Zukunft. Bei allem Muth empfand er diesen Verlust am bittersten, indem er an Diejenigen dachte, die — wenn er Alles verloren habe, an ihm noch zu verlieren hätten. Und über sich selbst mußte er betrübt den Kopf schütteln, so mit einem mal um seine ganze Wirksamkeit gekommen zu sein und nach einer Existenz gedrängt zu werden, die sich blos auf einen ununterbrochenen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkte. „Ich bin so sehr belagert wie Mainz", rief er dann sich ermuthigend, — „ich habe so starke Ausfälle gethan und ich glaube, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde."

Und so behielt er auch noch innige Theilnahme an dem traurigen Ereignisse, das seinen Mitabgeordneten Lux betraf. Dieser war am 24. Juli gefänglich eingezogen worden, weil er aus Unvorsichtigkeit oder Schwärmerei das Frauenzimmer hochgepriesen, das mit wunderbarem Muthe den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hatte. Er war von dem Mädchen ganz hingerissen, sodaß er schon seit acht Tagen fast keine Nahrung zu sich genommen, und an dem Gedanken, für seine Heldin zu sterben, sich entzückte. Auch abgesehen von eigener Gefahr, die unter den Umständen drohte, mußte sich Forster überzeugen, daß es ganz unmöglich sei, etwas für den Unglücklichen zu thun. Aller Versuchung dazu, sowie der beunruhigenden und bedenklichen Nähe entzog ihn denn jetzt auch eine amtliche Sendung. Er hatte schon früher die neue Constitution ins Englische und Deutsche zu übersetzen bekommen, und ging nun mit neuen Aufträgen des Ministeriums nach Cambray.

Welche niederdrückende Betrachtungen ihn auch begleiteten, welche Trauer über Alle, die durch die Revolution zugrunde gingen oder sittlich verdarben: die Idee und Bestimmung der Revolution selbst konnte er noch immer nicht aufgeben. „Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit im großen Kreise menschlicher Schicksale", lautete sein Bekenntniß, — „glaube, daß sie nicht nur sich ereignen mußte, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwickelung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Ich erwarte für Frankreich lange keine Ruhe und kein sogenanntes Glück der Einwohner.

Es ist, als sollten die Menschen, die zu sehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbestand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder, von allem Aeußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieser Gährung sich noch zerarbeiten."

Mit solchen Betrachtungen traf er den 1. August in Cambray ein.

Müßige Mission.

Hier wimmelte Alles von Soldaten und erinnerte den Ankömmling an seine letzte mainzer Zeit. Vier Meilen weiter, in Valenciennes, stand der Feind, — englische und hannoverische Truppen des Herzogs von York; eine halbe Meile diesseits, nach Paris hin, war Alles ruhig, wie im tiefsten Frieden. Forster hatte zum Gefährten oder nach dem damaligen System des Mistrauens — zum Aufseher seines Geschäfts einen zwar rechtlichen, aber trockenen, schweigsamen Mann, mit welchem er auf ein kleines, unfreundlich-schmuziges und durch ihr Gepäck noch beengtes Zimmer des Gasthofs beschränkt war. Die Stube war ohne Möbel, aber das Bett nicht ohne Wanzen. Thee, Kaffee und Zucker waren nicht mehr zu haben, und Butter zum Frühstücksbrot eine besondere Gunst des Wirths. Die Küche war auf unverwöhnten Appetit eingerichtet. Der Ort abscheulich; die Einwohner, ein fatales Gemisch des Unangenehmen von Franken und Flamländern, im Elemente des Schmuzes lebend, ließen Forster'n nur die tröstliche Hoffnung, daß sein Geschäft

nicht von Dauer sein werde. Die flache Umgegend war nicht ohne den Reiz schöner Ulmenalleen, die längs der Kanäle hinliefen. Aber der Anblick einer eben umgehauenen und die Gefahr für die übrigen erinnerten ihn immer wieder an die Verwüstung in Mainz.

Forster's Sendung betraf die Auswechselung englischer gegen französische Gefangene. Ehe aber noch eine Antwort des feindlichen Befehlshabers eintraf, mußten unsere Commissare, um von den anrückenden Engländern nicht eingeschlossen zu werden, Cambray schnell verlassen. Sie setzten sich in Arras, wo sie es auch im Gasthofe viel besser fanden. Allein auch dieser größere und schönere Ort bot dasselbe Bild des Elends und Mangels. Die Krise der fränkischen Freiheit nahte heran. So sehr indeß Forster die Schuld so vieler Uebel den Privatleidenschaften beimaß, die das Schicksal des ganzen Volks aufs Spiel setzten, konnte er doch nicht darüber hinaus, daß der Mensch einmal ohne Leidenschaften nichts ausrichte, und daß alle Beweggründe zum Handeln wegfallen, wenn die Triebfedern nicht hoch gespannt seien. Darum hielt er auch trotz aller Monstrositäten, die mit heftigen Leidenschaften verbunden sind, an der Meinung, daß die republikanische Verfassung derzeit unterstützt und erhalten werden müsse, nicht weil sie mehr Glück als jede andere bringe, sondern weil sie den Geisteskräften einen neuen Umschwung, eine neue Entwickelung und Richtung gebe; nachdem einmal gerade die Schule des Handelns und der Erfahrung für die Mehrzahl der Menschheit durch die jetzige monarchische Verfassung gänzlich eingegangen sei. In dieser seien ja selbst jene Antriebe zu großen

Handlungen und zu mannichfaltiger Uebung der Kräfte, welche der Ehrgeiz, die Habsucht und der Sinnengenuß auf leidenschaftlicher Höhe herbeiführten, nur auf eine geringe Anzahl von Menschen beschränkt. Am Ende liege doch Alles daran, daß die Bedingnisse, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Wesen handeln, vermannichfaltigt werden.

Die Briefe aus diesem geschäftslosen, abwartenden und doch unheimischen Aufenthalt verrathen auf jeder Seite den beschauenden, nachdenklichen Mann. Wie er sich hier unbehaglich fühlte, und jeder Tag ihm Frankreich mehr und mehr verleidete, ward die Frage seiner Zukunft ungestümer in seinem Gemüth. Sollte er nicht in der Schweiz Fuß fassen können? Wäre es nicht möglich, mit dem jungen Brand, wenn er ihm einen englischen Paß verschaffte, nach Italien zu reisen, und die Kosten aus dem herauszugebenden Tagebuch zu bestreiten? Und ginge denn dies und Alles nicht, so wollte er Europa verlassen, sobald ihm nicht etwa die Nothwendigkeit ohne sein Zuthun ein Schicksal machte.

Auf Theresens Zureden entschloß er sich, auf der betretenen Bahn vorerst noch auszuharren. Nur sollte sie und Huber sich keine so große Vorstellung von seiner individuellen Wichtigkeit im Leben machen. — „Ich fühle zu sehr, daß mich mein Unglück verändert hat", schrieb er. „Es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können hinzugelangen, — im Hafen der Resignation. Aber der Name

selbst lehrt schon, daß es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt."

Etwas hätte er dennoch unternehmen, — er hätte sich beschäftigen können, meinte er, wenn ihm seine mainzer Literalien nicht fehlten. Der junge Mann, dem er sie zu sichern anempfohlen, war als gemeiner Soldat verkleidet glücklich aus Mainz nach Strasburg entkommen und hatte ihn benachrichtigt, daß die Manuscripte und Correspondenzen in Sicherheit gebracht, alles Uebrige von Büchern, Möbeln und Geräth unter preußische Wache gestellt worden sei. Nun wurde Forster ungeduldig, Kleider, Wäsche und Bücher zu haben. Er drängte Theresen, sich wegen dieses Eigenthums zu verwenden, und ihm Alles über Basel zukommen zu lassen, — was es auch kosten möge. „Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen sein werden", schrieb er, „verspreche ich dir noch einmal solange zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu schöpfen."

Ebenso verlangte er die Aufsätze, Schriften, Proclamationen in Beziehung auf Mainz zu haben. Seine Darstellung der mainzer Revolution wollte ihm nicht gelingen, und doch mochte er sie nicht aufgeben. Er that sich und der Arbeit Gewalt an. Erst zerriß er den Anfang mehrmals, dann faßte er wieder einiges Vertrauen und hoffte die Arbeit so zu halten, daß sie sogar in Berlin gedruckt werden könne; bald aber erschien sie ihm wieder ganz unvollkommen, kahl und ungeschmückt, hundert überflüssige Dinge enthaltend und tausend nothwendige entbehrend. Und wie wir ihn ja in solcher Unzu-

friedenheit zum äußersten Mismuth geneigt kennen: so fühlte er sich über dieser Arbeit stumpf in seinem Geiste, todt an Einbildungskraft und in seinem Gemüthe von ganz andern Dingen zerrissen. Ganz aus derselben Tonart stimmte auch sein damaliges Glaubensbekenntniß: „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Dieselbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundsätzen treugeblieben bin, überzeugt mich, daß — so sehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigstens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftstellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geschäfte begab — ich jetzt ebenso sehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaschine gegeben hat, in kurzem eine wesentliche Aenderung erleidet. — Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staate nützen könne. — Meinungen sind nicht frei, haben keine Impunität und können solche in dem gewaltsamen Zustande der Dinge nicht haben; hiermit spreche ich mir also selbst das Urtheil, sobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts; das Schibboleth ist Alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen? Mein politisches Glaubensbekenntniß ist sehr kurz. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und besonders hier ruhig und fest gegründet

zu sehen, ist vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen. — — Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich auf die Länge: also das Erste. — — Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. — — Also gehe ich freiwillig in meine schriftstellerische Laufbahn zurück. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt." —

Bei dem Umblicke nach dem Orte, wo er sein Zelt aufschlagen könnte, hielt er selbst Deutschland für keine Unmöglichkeit. In den höhern Kreisen hoffte er bald vergessen zu sein, und wußte, daß er im größern, zahlreichern Publicum nie so wichtig, nie so bekannt gewesen. Leider! war mit all seiner Entschiedenheit der Einsicht noch keine Entschlossenheit des Handelns gewonnen. Denn schon glaubte er auch wieder, in seiner jetzigen Richtung bleiben zu müssen, da jetzt nichts übers Knie abgebrochen werden dürfe. Heut erschien ihm Huber's Vorhaben, nach Altona zu ziehen, als Alles erledigend: dort war Ruhe und Preßfreiheit, und mehr verlangte er nicht. Morgen hoffte er wieder in Paris eine zwar kleine, aber doch seiner bisherigen Beschäftigung angemessene Stelle zu erhalten. Doch gleich bedachte er auch wieder, daß

ja in Paris und in ganz Frankreich Verdacht und Lebensgefahr über jedem Fremden schwebe, und er selbst nicht bleiben könne, ohne seine Ehrlichkeit aufzugeben, das Einzige, was er aus dem Schiffbruche seines Glückes noch übrig behalten. Nein, er müsse, was seine Kräfte noch vermöchten, zu Beschäftigungen aufsparen, die einen Zweck hätten, die auf Erfüllung offenbarer Pflichten hinausliefen, und stärkere Bande als der Ehrgeiz schlängen.

Als ob er selbst dies Hin- und Herspringen seiner Absichten erkenne, spricht er gelegentlich einmal von jener Verzweiflung, die den weitestaussehenden Projecten so gern eine Farbe der Ausführbarkeit leihe. Wirklich war er noch nie so raschen Wechseln in seinem Vorhaben, so unentschlossenem Haschen nach diesem und jenem Unternehmen unterworfen gewesen wie jetzt; obgleich wir ihn eigentlich auf keiner Station des Lebens für die Dauer so befriedigt gefunden haben, daß er nicht auf jedes Anerbieten zu einer Aenderung seiner Lebensrichtung eingegangen wäre. Diese Unbeständigkeit im Wollen und Streben macht einen Grundzug in Forster's Charakter.

In der That, eine so vielseitige Begabung — beobachtende und speculative Fähigkeiten, Trieb zur Thätigkeit, Sinn für Sprachen, schwungvolle Einbildungskraft und ein edles Herz voll schwärmerischer Empfindsamkeit hätten in keine verlockendere Verbindung gerathen können, als mit so früher Gunst einer Weltfahrt, mit so springenden Wechseln des Aufenthalts und mit so Alles versuchender häuslicher Noth, um einen Menschen auszubilden, dessen Geist so Verschiedenes aufnehmen, dessen Kopf und Kenntnisse so Vielerlei bewältigen, dessen Zunge so man-

nichfaltig anknüpfen und dessen Herz so Unbeständiges begehren konnte. Die Welt blieb dem in der Südsee geschaukelten Knaben für sein ganzes Leben ein bewegter Ocean; ihre socialen, sittlichen, staatlichen Verhältnisse lagen nur wie zerstreute Inseln da, zu Entdeckungen, aber nicht zur Ansiedelung aufgesucht und um des Brotbaums willen in Berechnung genommen. So zersetzte sich die duftige Südfrucht, dem Knaben beschieden, mehr und mehr in Fäulniß für den Mann. Und nachdem unser Theori von Tahiti und dem Vorgebirge der guten Hoffnung Europa wieder erreicht hatte, ging es ihm, wie man von den Matrosen weiß, daß sie, auch gelandet, noch wie auf dem wiegenden Verdecke des Schiffes mit gespreizten Beinen schreiten: wohin er sich wendete, — Alles schwankte unter ihm oder er fühlte Alles schwanken.

Freilich hatte er auch noch nie sowie jetzt in der Luft geschwebt, — ohne Boden für seine vollständige Existenz und doch überall, wo ihm solcher fehlte, mit einem Theile seines Wesens festgehalten. Mainz und sein ehemaliges Amt war verloren, doch lag dort sein häusliches und literarisches Eigenthum; Paris und die Revolution erregten seinen Widerwillen, dennoch stand er eben in ihrem Dienste; in der Schweiz lebten seine Kinder, und er selbst durfte und mochte sich kaum dahin wagen; Deutschland hatte ihn geächtet, während dessen Literatur die letzte Zuflucht des Verbannten blieb.

Ja, so stand es um ihn! Die schriftstellerische Feder war sein letztes Ruder, die Vaterliebe sein Compaß. — „Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgendeine Planke mich

aus meinem Schiffbruche rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern", schrieb er an Therese. „Wenn sie nur gesund und froh sind! Daß ihnen die Freude nicht geschmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichsten Grund in diesen frühen Eindrücken."

Mochte er dabei auch empfinden, daß er die Mutter dieser Kinder halb und halb hingegeben hatte, so konnte er doch immer noch nicht mit ihr abtheilen. Bei Gelegenheit des Brieffrankirens schrieb er einmal: „Willst du wol aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in euern Beutel oder tunkte das Brot in eure Suppe? Ueberhaupt haben diese Worte, Mein und Dein, zwischen uns keinen Sinn mehr."

Nur in flüchtigen Augenblicken träumte er in einem Brief an Huber, Literatur und Liebe noch einmal zu verbinden, wie sie einst verbunden waren, und in der Nähe Huber's zu leben, „gemeinschaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert". Doch — seines häuslichen Verhältnisses gedenkend — setzte er gleich zagend hinzu: „Sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, daß wir einander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, so muß sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg."

Inzwischen rückte die Angelegenheit seiner Sendung nicht vom Fleck, und das Geschäft nahm eigentlich gar keinen Anfang. So hoffte Forster bald wieder zurückzu-

kehren, und dies um so lieber, als er durch ungeeignete Diät und mancherlei Verdrießlichkeiten seiner Lage leidend war, dabei wegen des Preises von 130 Livres für die Klafter Holz seine Stube nicht heizen konnte, und in der ewigen Anspannung, sich nur zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, um alle Unbefangenheit für freies Schaffen kam. Nur lesend nahm er seine Zuflucht zu Tacitus, Quintilian, zu Strada, Ariost und Mably. Oder er griff nach einem Bändchen von Destouches, und blätterte in Milton's kleinen Gedichten.

Dabei rechnete er im Stillen auf den Tag, wo er Theresen wiedersehen und wenigstens einige Stunden lang das Glück genießen werde, seine Kinder ans Herz zu drücken, wenn auch nur zur Stärkung auf neue Abwesenheit. Er bedurfte und getröstete sich solcher Stärkung.

Wirklich rückte dieser Tag heran. Die Engländer antworteten gar nicht auf das Erbieten zu Unterhandlungen wegen Austausches der Gefangenen. Forster suchte daher um seine Rückberufung nach. Er rechnete den 11. October abreisen zu können, und nach ein paar Tagen Aufenthalts in Paris am 24. in Pontarlier einzutreffen, wohin das Wiedersehen verabredet war. Therese und Huber sollten aber ja nicht ohne gute und für ihre Personen getrennte Päffe aus der Schweiz herüberkommen.

Die Erneuerung seines eigenen Passes und die Beschaffung des nöthigen Reisegeldes hielt Forster'n in Paris über Erwarten auf; sodaß er, bei der Entfernung von 60 Posten bis Pontarlier in der Nähe der schweizer Grenze, seine Ankunft daselbst erst auf den 30. October ankündigen konnte. — „Ich sehne mich herzlich nach

euch", schrieb er. „Meine Kinder zu umarmen ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann —! Die Vorsehung hat das Heft und wir schwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf demselben Ufer: wohl uns! denn wer ist so reich wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Armes zu bedürfen! Soll's nicht sein? So seid ihr gerettet, und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge!" —

Wiedersehen.

Endlich hatte Forster ein Anlehen von 1000 Livres zu seiner Reise nach Pontarlier bei dem aus Mainz entwichenen Professor Dorsch gegen Handschrift aufgetrieben. So mußten sich beide mainzer Clubfreunde in Paris noch einmal begegnen, um an dem Ursprunge der Revolution aneinander zu erfahren, wie verschieden ihre Ausbeute derselben ausgefallen war.

Inzwischen hatten es bei näherer Erwägung der damals von blinder Parteiwuth gespannten Verhältnisse Huber und Therese nicht rathsam gefunden, die französische Grenze zu überschreiten, um nach Pontarlier zu kommen. Die erste Grenzbehörde hätte Theresen, mit welchem Passe sie auch gekommen wäre, als wieder eingeschlichene Emigrirte auswittern und dem nächsten Tribunal überliefern können; für Huber, als Unterthan einer gegen Frankreich im Kriege begriffenen Macht, wäre es vollends bedenklich gewesen unter das gegen die Fremden ausgesprochene schwere Gesetz zu fallen. Auf der andern Seite lag aber auch das strengste Verbot für jeden Franzosen, ohne Auf=

trag seiner Regierung die Grenze zu überschreiten, dem von Paris ankommenden Forster im Wege zum Schweizergebiet. Diese Schwierigkeit war jedoch leichter zu überwinden, wenn Forster sich als Agent der vollziehenden Macht in Pontarlier ausweisen konnte. Nur Eines kam in Betracht: er brachte eine ansehnliche Summe Geldes mit, die nach Vorschrift des Gesetzes an der Grenze zurückgelassen, oder wieder eingebracht werden mußte. Forster aber hatte sie für seine Kinder bestimmt. Dieses Vorhaben blieb gefährlich und erfoderte große Vorsicht.

Unter diesen Umständen hatte man das Wiedersehen nach Travers verabredet, einem schweizer Dörfchen nahe an der Grenze und an der von Pontarlier nach Neufchâtel laufenden Landstraße gelegen. Die Reuse durchfließt das zur Sommerzeit so reizende Bergthal des jetzt mit Schnee bedeckten Jura.

Anfangs November kam Therese mit Huber und den Kindern von Neufchâtel herauf, Forster von Pontarlier herüber. Sie trafen sich in der ärmlichen Bauernschenke des Ortes. Welches Wiedersehen dieser drei Verbannten, Heimatlosen, Landesfremdlinge, die durch gemeinsame Verluste oder Opfer, durch Erinnerungen und Täuschungen verbunden, sich im Ganzen innigst angehörten und im Einzelnen einander trennten! Zwischen Therese und Forster stellte sich Huber als der geliebte Beschützer und Erhalter der Familie; zwischen Huber und Theresen legte Forster seine Hand mit dem Trauring, und beide Freunde hielt Therese durch das verkehrte Verhältniß auseinander, worin sie dem Gatten durch Freundschaft, dem Freunde durch Neigung angehörte. Nur zwischen den Vater und

die Kinder trat Niemand, der ihm, seine Mädchen auf den Knien, die freudige Wehmuth des Wiedersehens verkümmert hätte.

Wie wäre uns aber heute faßlich zu machen, was jene so wundersam zueinander gestellten Menschen in ihrer ebenso wundersamen Lage empfanden! Alle Verbindungen mit dem Staate, mit der Gesellschaft, mit dem eigenen Herde lagen abgebrochen weit hinter ihnen; alle gewöhnlichen Verhältnisse eines geordneten Lebens waren wie durch verhängnißvolle Scheidekunst in die ursprünglichen Elemente des natürlichen Daseins aufgelöst. Da konnten ihre Gefühle sich nur in hoher Würde fassen, ihre Gedanken nur auf einfacher Wahrheit fußen, und nur eine höhere Liebe vermochte ihr, aller Welt fremdes Schicksal zu bilden. Leid und Freude, Wehmuth und Heiterkeit schwebten wie ein verklärtes Gewölk über diesem Jura-Tabor eines in edelm Irren und Streben enttäuschten und geprüften Mannes. Wie weit auseinander, wie verschieden in ihrem äußern und innern Glanze lagen der wiener grüne August von 1784 und der schneeige November des Jura von 1793! Neun wechselvolle Jahre!

Doch dies wären etwa die Betrachtungen eines Zuschauers jener Begegnung gewesen: für die drei so flüchtig wieder verbundenen Menschen war es keine Zeit, das Räthsel ihrer Lage zu lösen. Forster erschien Theresen und Huber'n an Gesundheit gegen früher befestigter. Er war von der Reise nicht ermüdet, lebhaft in seinen Bewegungen, klaren Auges und bei einiger Blässe doch ohne jene Misfarbe und Flecken, durch die sein scorbutisches Uebel sich sehr oft verrieth. — Vielleicht rührte aber dies

Aussehen von der frohen Aufregung der Seele her, die ihre Aufwallungen nicht immer von glücklichen Ersparnissen bestreitet, sondern wol auch den Lebensfonds angreift und voraus zehrt.

Im Uebrigen traf ein, was Forster bereits geschrieben: die Zeit wollte nicht zu Allem hinreichen, was sie einander zu sagen und zu fragen hatten. Forster erfuhr Manches, was Therese ihm noch nicht hatte schreiben mögen. So auch, daß sie auf Anrathen einer geistreichen Dame aus der Nachbarschaft ihres früheren Landsitzes sich an den preußischen General Grafen von Kalckreuth, der die Belagerung von Mainz geleitet, um Schutz ihres Eigenthums gewendet und eine sehr humane, Forster's Haltung artig ignorirende Zusage erhalten hatte. Vielleicht auf seine Veranlassung, jedenfalls auf Anordnung des Prinzen Louis Ferdinand, war denn auch der Wohnung Forster's eine Schutzwache gegeben worden, zu gleicher Zeit, als ein minder genialer Prinz seinen Clubistenhaß an dem sanften Felix Blau persönlich ausließ, der infolge körperlicher Mishandlung dem Tode entgegensiechte.

Forster's Papiere betreffend, hatte jener im Soldatenrock glücklich entkommene junge Mann einen großen Theil derselben, jedoch ohne Auswahl, in eine Kiste verpackt, und diese nebst dem uns bekannten, mit Forster zu Meer und Land umhergewanderten Schränkchen von Acajou in einem Hintergebäude der Forster'schen Wohnung verborgen. Beides wurde von einem mit den Preußen absichtlich eingedrungenen jungen Hannoveraner von dort entführt und zu einem frankfurter Freunde Forster's, dem Kaufmann Wenner, in Sicherheit gebracht. Wenner war inzwischen

verstorben, die verwahrten Sachen aber hatten, der kriegerischen Bewegungen halber, noch Clubistenquarantäne halten müssen.

Manches verschwieg aber auch die schonende Frau, — manchen Abfall von Gesinnungsgenossen Forster's nach dem Siege der Preußen, manche Roheit ehemaliger Gastfreunde des mainzer Hauses, von denen Therese Schmähschriften und Bettelbriefe für mainzer Ausgewiesene zugeschickt erhalten hatte, wobei alles Unglück Forster'n allein aufgebürdet wurde. Auch die entsetzlichen Auftritte bei der Rückkehr der Flüchtlinge und Verbannten in das verwüstete Mainz, die an den nicht entflohenen Clubisten und Franzosenfreunden begangenen Mishandlungen und Plünderungen, sodann die landesväterliche Proclamation beim Einzuge des mit hergestelltem Wappen frisch lackirten Kurfürsten und die weihbischöfliche Zurechtweisung der Gläubigen hinsichtlich der von den unrechtmäßigen Priestern gespendeten Sacramente — dies Alles waren keine Gegenstände der Unterhaltung in solchen, dem Unglücke geweihten Stunden.

Nun aber lag den Vertraulichen die dunkle Frage ihrer Zukunft zu beantworten vor. Und wahrlich! zu deren Lösung hätten sie in so unsicherer, stürmischer und gewaltthätiger Zeit eines Orakels bedurft. Forster meinte, ihn und sie Alle scheine das Schicksal lehren zu wollen, auf nichts als auf eigene Kräfte und augenblickliche Ereignisse zu rechnen.

Wie aber in solchen hehren Augenblicken der Mensch von Empfindungen des Unermeßlichen bewegt wird, wächst ihm, sozusagen, auch der Maßstab für das Irdische

unter den Händen. — „Wir können noch ein 20—30 Jahre vergnügt sein, und bei- und nebeneinander leben!“ rief Forster, ohne Ahnung, daß ihm kaum noch neun Wochen zugemessen waren. Es ist begreiflich, daß nach solcher Trennung, in so innigen Stunden gerade jene Hoffnung eines Beisammenseins auch in so verschobener Lebenslage, sich am wohlthuendsten an sein vereinsamendes Herz schmiegte. Er rechnete, daß er doch immer 6000 Livres Einnahme in Paris haben werde, und könnte er für Huber neue 4000 ausfindig machen, so würden sie dort mit 10,000 ganz ordentlich leben können. — Eine Gefahr hing da freilich über dem stillen Glücke, das er sich in der wechselseitigen Nähe für sie Alle versprach, — die so ungewisse Zukunft Frankreichs, aus der für ein empfindsames Herz, wie Theresens, jeden Augenblick das Entsetzlichste hervorbrechen konnte. „Können wir Dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald sichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menschheit Gutes gewirkt wird, unser individuelles und specielles Gefühl unterordnen?“ fragte er. „Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der unberechenbare Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegschwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unserer Fassung und Beruhigung festzuhalten? Männer können und müssen sich immer orientiren, und das um soviel leichter, je länger sie Zeit ge-

habt haben, sich auf den Geist dieser Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantasie, wird sie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorstehen können?"

Außerdem blieb noch weiter zu bedenken, daß die Zeit es mit sich bringe, jedem, nicht in uns selbst liegenden Genusse zu entsagen, daß sie ein weit einfacheres, mithin auch einförmigeres Leben auferlege, wobei denn auch die feinere Nahrung des Geistes gar oft wegfalle. Unser Philosoph in der Noth kam dann immer gern auf seine alte Ansicht vom Zwecke des Lebens zurück, indem er sich überzeugt hielt, daß Wirken nur der geringste Theil desselben sei, die Hauptsache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen bestehe, — in jenem geistigen Genusse, zu welchem wir die Welt, die außer uns ist, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abstraction in uns einbringen. Das Wesentliche unsers Wirkens sei immer nur die Freude, die man aneinander haben könne, und folglich der Familien- und Freundeskreis.

Mit dieser allmälig gewonnenen Lebenseinsicht suchte also der Freund, der sonst mit soviel Unruhe sich ins Weite der Welt zu entfalten gestrebt hatte, sein Dasein, leider zu kurz vor seinem Ende! in der Traulichkeit des Hauses abzuschließen.

Für seine Person glaubte Forster Alles opfern zu können, was die „Riesengröße" der Zeit nur immer fodere, wenn seine Humanität dabei gerettet werde. — „Meine Kartoffeln selbst schälen und kochen?" rief er aus. „Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will! Nur zur Milderung dieser spartanischen rauhen Schale

gehört die Labung des Geistes in den süßen Gefühle der Mittheilung."

Doch nach Allem ließ über die Zukunft der drei Verbundenen sich kein Plan entwerfen, kein Beschluß fassen. Vorerst schien es auch Forster'n das Beste, wenn Therese mit den Kindern unter Huber's Schutze und unter Aufsicht der öffentlichen Meinung in der Einsamkeit von Neufchâtel fortlebte. Und so trennten sie sich denn nach drei Tagen im Gefühle, daß um sich zu erhalten, Einer des Andern bedürftig und Einer der Liebe des Andern gewiß sei. Sein entbehrliches Geld ließ Forster für die Kinder zurück, bat sich dafür aber von Huber'n Abschrift eines Actenstücks aus, das diesem auf besonderm Wege aus Paris vertraulich zu Händen gekommen war. Da es eine in den Augen des pariser Heilsausschusses wichtige Thatsache nachwies, so hoffte er für den Fall einer Anzeige und Untersuchung seiner Reise mittelst dieser angeblich erkauften Schrift sein Ueberschreiten der Grenze und sein hinübergebrachtes Geld zu rechtfertigen.

Mit hoffender Seelenruhe und Heiterkeit kehrte Forster nach Pontarlier, kehrten gläubig und vertrauend die Seinen in ihre schweizer Freistätte zurück.

Nachempfindungen.

Forster verweilte noch in Pontarlier, als ob er nach allzu flüchtigem Wiedersehen seiner geliebten Angehörigen wenigstens noch den Anblik des Gebirges festhalten wollte, das ihn so beglückt hatte. Er schrieb hier an seinen „Pariser Umrissen", die er zu Huber's „Friedenspräliminarien" beitragen wollte. Die drei Tage in Travers hatten ihn auf lange Zeit gestärkt; er fühlte sich wieder ins rechte Gleichgewicht gesetzt. Es war ihm zu Muthe wie dem Erdensohne Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er seine Mutter Erde berührte. „Mein Muth auszuharren ist fester, entschiedener", schrieb er nach Neufchâtel; „die Resignation, wenn ich es so nennen soll, in Alles was nun geschehen mag, hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten ist, sehe ich auch mit dem Rücken an, und nun vorwärts, vorwärts!"

Ach vorwärts! Der Himmel gab ihm wenn auch unverstanden, die trübsten Vorzeichen für den engen Horizont seines Vorwärts. Das schauderhafteste Wetter war eingetreten; es stürmte und goß tagelang herab, als ob das

Jüngste Gericht eine zweite Sündflut herbeiführen wolle. Forster nannte es einen höllischen Regen, weil er sich nach seinem „alchemistisch-rosenkreuzerischen Sauerteige" immer noch gern den Teufel unter den beiden leidenden Elementen Wasser und Erde dachte. Er fühlte sich so abgespannt, daß er seine Zuflucht zu Voltaire's philosophischem Romane „Candide" nahm, um nicht ganz in einen englischen spleenetischen Mismuth zu fallen. Er las unter viel Zeitläufigem auch manches Perennirende unserer Literatur, wie Hippel's „Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z." und Herder's „Briefe über Humanität", — ein Buch, reichhaltiger, als er vermuthet hatte, wenn auch in des Verfassers nicht unwürdiger Art „leiernd und lavirend". Dennoch konnte er sich mancher trübseligen Betrachtung nicht erwehren; zumal als ihn die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Mitabgeordneten Lux vollends niederschlug. Dieser war nach seinem schwärmerischen Wunsche ein Freiheitsmärtyrer geworden. Sehr unbefangen vor dem Tribunal hatte er erklärt, er wisse, daß er nach den Gesetzen des Todes schuldig sei, und es sei ihm lieb. So war er denn auch auf das Schaffot gesprungen, voll von einer Idee, für die er sein Leben ließ.

In welch düsterm Lichte sah Forster hinter solchem Wetter und Wandel alles Erhabene unsers Daseins an! Wenn er mit dem besten Entschlusse, seine Kräfte aufzubieten, um sich vorwärtszubringen, doch wieder überlegte, daß es mit all den Qualen um 10 Jahre gelte, wandelte ihn ein Spott über das menschliche Leben, dessen Thorheit und Elend an. Alle Moralität schien ihm eine Posse, eine abgeschmackte Empfindung, womit man sich

untereinander zum Besten habe. — „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schicksal des ganzen Geschlechts, was im Schicksal eines Einzigen zu ändern?“ fragte er. „Wird nicht Alles unaufhaltsam fortgerissen zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist? Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bett gehe, und auf hunderterlei Weise meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles Dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint; aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwätzigen Moralprediger unsers Zeitalters mit so unbeschreiblich klein und verächtlich werden.“ —

Wettersturm und Seelenstimmung verschlugen den fahrenden Freund sogar gegen die erst spät und in neuester Zeit recht hervorgetretenen Klippen des Communismus. Die Ohnehosenschaft müsse wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden, behauptete er. Luxus und Aufwand ehrten ihren Mann nicht mehr, sie entehrten ihn; der Reichthum, der nicht mehr genossen werden könne, sei keiner mehr, sei dahin. Essen, wohnen, sich kleiden müsse man, wie ein Sansculotte; was darüber gehe, sei todt und unbrauchbar. — „In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republick“, erklärte er. „Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, ist jetzt ihres Erfolges ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositär sein wird, und dann realisirt sich — — — die lacedämo-

nische Republik und Familienschaft in einem Haufen von 40 Millionen.“

Doch, wir wissen schon, daß der beschauliche und der werkthätige Forster einander nicht immer deckten, sozusagen, nicht gleichwinkelig waren. Und so suchte denn unser voreiliger Communist nach neuem Eigenthum und blickte nach seinem eingebüßten mainzer Besitz verlangend zurück. Er hatte in der Seligkeit des Wiedersehens unter Anderm auch eine Verabredung mit Theresen vergessen, die jenes Eigenthum betraf, und verhandelte jetzt brieflich seine Absicht, für den in Mainz erlittenen Verlust, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß sei, eine Entschädigung von Frankreich zu fodern. Von Allem, was sie in Mainz besessen, sollte Therese ein Verzeichniß mit Werthanschlag des Einzelnen aus dem Gedächtniß aufstellen, und er wollte es dem National-Convent vorlegen. Er hoffte wenig oder nichts davon; wollte aber doch nichts versäumt und sich keine Gleichgültigkeit um seiner Kinder willen vorzuwerfen haben. Ja er hoffte im Stillen, jener alte Besitz sollte ein eingeweihtes Estrich des Zusammenlebens mit Theresen abgeben. Kurz, er wollte von der Nation, dem Depositär alles französischen Reichthums, sein bischen Sondergut doch womöglich heraus haben.

Erst mit dem 22. November brach Forster von Pontarlier nach Paris auf. Wie die Luft hatte seine Laune sich etwas gehoben. Er konnte über seine Beiträge zu Huber's Journal, die er „geschmiert“ nannte, und über die deutschen Recensenten scherzen, die gegen ihn keiften, indem sie blos einer Stimmung ihrer Zeit zuliebe Das

tadelten und herabsetzten, was er doch ohne alle Rücksicht auf Zeit und Umstände blos aus seinem Sinn und Verstande niedergeschrieben hatte. „Die Leute machen es schlimm genug", schrieb er, „um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmste zu wünschen. Ich indeß wäre noch für Galgenfrist und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überstimmt, und es ergeht Guillotine über die «Jenaische Zeitung» und über die hannoverischen Kammersecretäre, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthür entfliehen."

Krankheit und Tod.

Wie verschieden oft genug der Herweg von einer Glücks-station vom Hinwege sei, sollte leider! unser Rückreisender zu erfahren haben. Die Sehnsucht nach seinen Lieben hatte ihn trotz aller Mühseligkeit der Fahrt lebhaft und wohlaussehend über den beschneiten Jura nach Travers gebracht; mit den Anfängen einer auflösenden Krankheit langte er am 26. November Abends in Paris an. Der Weg war streckenweise nicht der beste gewesen; man hatte auf Pferde warten müssen, die Tage waren kurz, und Forster befand sich von der ersten durchfahrenen Nacht so übel, daß er in den folgenden Nachtlager hielt. Er spürte einen fatalen rheumatischen Krampf in der Brust, der ihn doch zugleich auch mit Gedanken an Theresens frühere Brustkrämpfe beschäftigte. In seiner pariser Wohnung angekommen, half er sich mit fliegender Salbe, lief aber auch gleich wieder den ganzen Tag in Wind und Wetter umher. — —

Die Nachwitterung zum Theil blutiger Ereignisse duftete ihm entgegen. Unter seinen Bekannten hatte die

Schreckensgewalt auch den freundlichen Bibliothekar Chamfort ergriffen. Dieser, als er in das Luxembourg gebracht werden sollte, hatte sich mit einem Pistol durch die Gurgel geschossen, und den unglücklichen Streifschuß mit einigen Scheermesserschnitten noch unglücklicher zu verbessern gesucht. Er war nun der Heilung übergeben worden.

Einige fröhliche Tage täuschten den für heitern Umgang so empfänglichen Forster über sein tückisch lauerndes Uebel. So war er am 1. December bei Merlin von Thionville, den er in Paris zum ersten mal wiedersah, in Gesellschaft von Rewbel, Hausmann, Frau Dorsch u. A. zu Mittag. Man saß von 5 bis 11 Uhr, und beim Pfänderspiele wurde der Plumpsack so lustig handirt, daß Forster's Hand davon am andern Tage geschwollen war.

Plumpsack und Guillotine!

In seiner Wohnung Rue des Moulins, maison des patriotes Hollandois, richtete er sich mit guten Vorsätzen ein, bestellte frühes Kaminfeuer für alle Tage, und schickte sich an, vorerst und bis seine Schriften aus Mainz ankommen würden, an seiner Darstellung der mainzer Revolution sowie an den „Pariser Umrissen" fortzuarbeiten. Um eine Bedienung wollte er sich beim Minister nicht drängen, sondern sich auf seine täglichen 18 Livres beschränken, und seine Wohnung lieber vereinfachen. Seine Brust schien geheilt, und der Rheumatismus zog nur noch, wie Forster scherzte, — gleich den aus der Vendée vertriebenen Rebellen, in den benachbarten Departements herum, doch mit verlorenem Stachel. —

Aber schon am 8. December lag der übermüthige,

unvorsichtige Mann, der sich an einem häßlichen pariser Nebelabende ohne Ueberrock umhergetrieben hatte, mit einer Brustentzündung zu Bette. Die Schmerzen waren heftig, die ersten Nächte schlaflos. Ein kleiner Pole und der Mediciner Kerner, ein junger Schwabe, wechselten in der Nachtwache bei ihm.

Mit dem Gefühle leidiger Entbehrung aller häuslichen Pflege verknüpfte sich in seiner leidenden Brust die wehmüthige Vorstellung von einer für die Zukunft vielleicht doch unvermeidlichen Trennung von den Seinigen. Mit Ergebung auch in dieses Geschick schrieb er an Therese:

„Könnt ihr es mit euch selbst ausmachen, auf den Fall, daß Huber eine Stelle in Deutschland bekäme, dort zu bleiben und euch selbst zu leben: so riethe ich noch jetzt, bietet Alles auf, schreibt an alle Welt, setzt alle Triebfedern in Bewegung und verschafft euch ein redliches Auskommen. Nach Allem, was schon geschehen ist, meine besten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anschlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer sei, so bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich — meine Kinder wieder!“ —

Solcher Zeit zum Abwarten scheint er sich also noch vertröstet zu haben, und bis zum Frühjahr versprach er sich auch neben eigener Herstellung manche Entwickelung der Dinge.

Am 14. December empfand er noch große Schwäche. Eine ganze Stunde brauchte er zum Anziehen, und lag dann „wie eine Fliege“ im Armstuhl. Er schrieb Theresen

über die Unmöglichkeit ihn zu pflegen beruhigende Worte, und las heitern Kopfes Zeitungen aus allen Kräften, nebst dem — „Gott sei bei uns!“ Fürsten des Macchiavell.

Der unpromovirte Arzt in ihm, der einst in Wilna mit Recepten viel Geld zu verdienen hoffte, nahm sich jetzt die Erlaubniß, am eigenen Leibe zu prakticiren. Der Kranke verordnete sich, unter Zustimmung freilich seiner pariser Aerzte, Opium in steigenden Dosen und Chinadecoct, befand sich besser und hoffte bei dem gelinden Wetter bald auszugehen. Nach und nach hörte „die Schmerzgestängs= und Krummzapfenmusik“ in seiner Brust auf, und nur mit etwas dumpfem Schmerz in derselben arbeitete er die „Umrisse“ 6 und 7 aus, überdachte auch einen politischen Aufsatz, den er dem Wohlfahrtsausschusse vorlegen wollte. In den unfruchtbaren Stunden seiner Einsamkeit fanden sich denn doch auch betrübte Glossen ein. „Wenn es nicht die so dunkle und nun so oft getäuschte Hoffnung wäre, auch noch etwas nützen zu können“, schrieb er nach Neufchâtel, „so hätte ich nun doch nichts mehr hier zu suchen, und wäre wol berechtigt, meinen Abschied zu fodern. Für mich selbst, sehe ich wol, kann weiter nichts mehr sein als Arbeit und Mühe, — um was? um elende Selbsterhaltung von einem Tage zum andern, in einem genuß= und freudeleeren Dasein. Hundert mal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben, als zu sterben. Jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel, — oder wer ist der schadenfrohe, zähnefletschende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt? wenn der fragt: Was ist dir nun

— die Größe? Bist du nicht ein eitler Narr, dich für besser als Andere zu halten, damit du dich über wirkliches Uebel, über unverbesserliche Ungerechtigkeiten der Natur täuschen kannst? — O mein Gott, da versink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: Du mußt, bis du nicht mehr kannst, dann hat's von selbst ein Ende!" —

Fast möchte man glauben, die Krankheiten der Menschen, wenn sie im Kampfe mit dem noch rüstigen Organismus diesen nicht zu überwältigen vermögen, könnten sich durch die Stimmungen und Triebe der Seele verstärken, indem sie dieselben verwirren und sich dienstbar machen. — So sehen wir wenigstens einen Mann von Forster's Einsicht in seinem bedenklichen Zustande doch eine Unvorsichtigkeit um die andere begehen. Kaum hat er den vergessenen Ueberrock bitter zu bereuen gehabt und den zweiten Anfall der Krankheit einigermaßen überwunden, als er schon wieder dem Verlangen, eine Familie zu besuchen, nicht widerstehen kann, hinfährt und bis zum Abend verweilt; da er denn in dem entfernten Quartier zur Rückkehr keinen Wagen findet und den langen Weg zu Fuß zurücklegt. Er fühlte alsbald auch seine Brust so wund, so ermüdet, „als hätte sie auf einem Reibeisen gelegen", und der innere Schmerz erneuert sich.

Wir begreifen es, daß gerade in dem leidenden Sitze der Gefühle die Wehmuth gern und überwältigend einkehrt. Der Einsamkranke ertappte sich auf Thränen über das Leid, fern von Denen die man liebt, krank ohne Erquickung, ohne Bequemlichkeit zu liegen. Die Luft des Zimmers war ihm bei allen Unannehmlichkeiten des Ka=

minfeuers, an dem er abwechselnd briet und fror, doch erträglicher als die frische Luft, selbst zu Wagen, die ihm ein wundes, gepreßtes Innere zu empfinden gab. Von Nachtschweißen erschöpft, konnte er keine hundert Schritte gehen, ohne keuchende Mattigkeit zu fühlen.

Und doch war er noch nicht bange wegen der Folgen seines Leidens. Er fürchtete nur bei der Jahreszeit und der feuchtkalten Witterung sich bis zum Frühjahre „durchkrüppeln" zu müssen. Dabei folgte er in seinen Briefen, wie immer, wenn auch mit gelassenerer Theilnahme, den Bewegungen der Revolution.

Am 22. December zeigte sich am Knöchel der linken Hand Geschwulst mit dem fürchterlichsten Reißen fliegender Gicht. Der Leidende wurde so ungeduldig, daß er seinen anhänglichsten Pfleger, einen alten ausgewanderten mainzer Freund, aus dem Zimmer „schnauzte", weil er ihn mit pedantischer Belehrung über die Heilmittel der arthritis vaga belästigte. Mit desto mehr Milde nahm er briefliche Misverständnisse Theresens auf, die seine Vorschläge wegen ihrer künftigen Einrichtungen betrafen. Ein milder Scherz schimmert noch in den Tagesberichten, die er über sich nach Neufchâtel gab. Seine Leiden und Sorgen sah er als feindselige Riesen an, die in der Welt seien, damit die guten Ritter nicht müßig gehen. „Ich will mich mit den meinigen balgen", schrieb er, „solange ich zusammenhalte. Danach malen sie mir's auf den Schild, wie sauer ich mir's habe werden lassen, und mit diesen preuves de civisme laß ich mir dann vom comité révolutionnaire in der andern Welt eine gute Stelle geben!"

Ebenso heiter sah er seine scorbutische Gicht an, so gefährliche Züge sie bald durch den Arm in den Magen und die Eingeweide machte. Er klagte nur über unsäglichen Schmerz, Schlaflosigkeit und entkräftende Abzehrung. Drei der ausgezeichnetsten Aerzte behandelten ihn, und sowenig als an Hülfe fehlte es ihm an Besuch, freundlichen Diensten und Anbietungen. Auch Merlin von Thionville fand sich theilnehmend ein. Dabei belebte er sich an den Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen, und richtete sich an Theresens Briefen auf. Er billigte es, daß sie und Huber sich entschlossen hatten, in Neufchâtel zu bleiben, wobei er noch Ausgangs Decembers auf Wiedervereinigung mit ihnen rechnete. „Wenn ich", schrieb er, „um euer Hiersein bisweilen zweifelnd und verlegen scheine, meine innigst geliebten Kinder! so glaubt nur nie, daß dies aus irgendeiner Besorgniß über unser künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß, daß uns nichts stören kann und wird." — —

So lief das schwere Jahr ab, das der thätige, hoffende Mann mit dem Gruß an Therese: „Prosit Neujahr, — du und meine Kinder!" angetreten hatte. Welche Bilder aus den Tagen, die zwischen den bangen Vorgefühlen jenes frühern — und den Rückblicken dieses letzten Sylvesterabends lagen, gingen in der Stunde des Jahreswechsels an seiner Seele vorüber! Die Trennung von seinen Lieben, nach drei Tagen des Wiedersehens in seiner schmerzlichen Verlassenheit doppelt empfunden, dehnte sich wie eine grenzenlose Wüste vor ihm aus; der Fall von Mainz und der Verlust seines literarischen Eigenthums lagen darin wie die Ruinen seines zerstörten

Lebens, und er selbst, von seinem Freiheitswahne, von seinen Revolutionsträumen enttäuscht, glich dem durstigen Kameele, das dem Wasserscheine des fernen Wüstendunstes nachgerannt, nun ächzend im brennenden Sande zusammengebrochen war. Die Klarheit des Geistes, mit welcher er nach aller vergeblichen Wirksamkeit den Zweck des Daseins im bloßen Wahrnehmen erkannte; der Muth des Herzens, womit er, alles Irrens und Strebens lächelnd, ohne Harm und Haß die fieberheiße Rechte in die kalte, erlösende Hand der Wahrheit legte, bildeten eine Verklärung, die vielleicht Keiner der französischen, deutschen und polnischen Besucher um die feuchte Schläfe des Dahinscheidenden schimmern sah. — — — Mit der Auflösung seiner körperlichen Kräfte, mit der zunehmenden Stockung des „Stoffwechsels" erhob sich immer freier sein edler Geist. —

Am 4. Januar 1794 hatte das umherziehende Uebel die Eingeweide verlassen, aber der fürchterlichste scorbutische Speichelfluß, an dem er früher in Mainz während Heyne's Besuch gelitten, stellte sich ein. Schmerzen und Schlaflosigkeit dauerten fort, sodaß der Kranke das kürzere Bulletin vom 4., — worin er Theresen für ihre Briefe dankte, sie bat sich zu beruhigen, da keine Gefahr vorhanden sei, und sich der löwenmäßigen Siege der Franzosen freute — mit den Worten schließen mußte: „Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! Hütet euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen!" — — —

Dies waren die letzten Worte, die von Forster selbst

nach Neuschâtel kamen. Seine Feder versiechte in der Sehnsucht nach seinen Kindern, dem Einzigen, was ihm von der Welt und dem Hause eigen geblieben war.

Bisher hatten Therese und Huber Forster's Nachrichten über seine Krankheit mit bekümmerter Theilnahme empfangen. Wie sie den Freund in seiner altgewohnten Eigenheit, jedes auch kleinste Uebelbefinden mit hypochondrischer Genauigkeit zu beobachten, schon seit Jahren kannten, faßten sie anfänglich keine Besorgniß und beunruhigten sich über den Ausgang nicht. Nur sehr wehmüthig fühlte sich Therese durch die Erinnerung gestimmt, wie sehr jede Krankheit den Geist des Mannes zu trüben pflegte, dessen innigste, entsagendste Liebe aus jeder seiner klagenden Zeilen zu ihrem Herzen sprach. Aber sie fürchtete umsoweniger, als Forster selbst ihr alle Besorgniß durch seine Versicherungen hinwegnahm. Um indeß der Sache doch gewisser zu sein, besonders als Forster's Tagesberichte beängstigender wurden, wendete sie sich an ihre Hauswirthin, die einen Sohn in Paris als Schreiber bei der Municipalität hatte, mit der Bitte, durch diesen doch persönliche Erkundigungen nach Forster's Befinden einzuziehen.

Eines Nachmittags erschien nun die gute Frau nicht ohne ängstliche Befangenheit, um mit Theresens Erlaubniß die Kinder ins Freie mitzunehmen. Sie hatte richtig vermuthet, daß die unerwartete Nachricht, die sie schon am Morgen von ihrem Sohn erhalten hatte, mit der

Nachmittagspost auch an Frau Forster gelangen würde, und war daher, in ihrem einfachen Zartgefühl, bedacht gewesen, die Kinder, wohlthuend für diese wie für die Mutter, den ersten Eindrücken des Schrecks und des Schmerzes zu entziehen.

Jener alte mainzer Flüchtling, der sich von Forster's Reizbarkeit nicht hatte abschrecken lassen, am Lager des Kranken auszuharren, meldete seinem Freunde Huber unterm 12. Januar (21. Nivose) mit gerührten Worten, daß Forster eben zwischen 4 und 5 Uhr Abends an einem Schlagflusse verschieden sei. Das Podagra war ihm in die Brust gestiegen. Er unterlag in seinem neununddreißigsten Jahre jenem Uebel, das er auf seiner frühen Weltfahrt in der Südsee empfangen, mit dem er seitdem fast unaufhörlich zu kämpfen gehabt hatte.

Bald darauf erhielt Therese folgenden Todesschein — „als Beweis zugleich, wie neben der furchtbarsten Gewaltthätigkeit, die eben in Paris herrschte, das Gesetz doch da waltete, wo jene nicht eingriff".

Decès de Forster.

Extrait du Registre de la municipalité de Paris, au vingt deux Nivose an second de la République.

Acte du decès de Georges Forster du jour d'hier cinq heures du soir. Agé de trente neuf ans, domicilié à Paris, rue de Moulins, No. 542, Section de la montaigne. Marié à — — (sa femme absente).

Rtre. 18. No. 663.

Suivant la déclaration faite à la maison Commune, par les témoins mentionnés au régistre.

Collationné par moi, officier publique 3 Ventose an 2. Bergot.

Einst hatte Forster als Bräutigam an Therese geschrieben:

„Wenn ich mir nicht umsonst schmeichle, daß man mich mit sanfter Güte zu einem guten Menschen machen könne: so sehe ich die frohe Aussicht vor mir, an Ihrer Seite an Dem, was die Menschen Tugend nennen, zu wachsen und — von Ihrer Hand gepflegt, einst ruhig und gutes Muthes zu entschlafen."

Jetzt hatte ein Franzose das Amen dieser Bräutigamshoffnung mit den drei Worten ausgestellt:

„Sa femme absente."

Hinterlassenschaft.

Der Friedensrichter der Section hatte alles in Forster's Wohnung Vorgefundene unter Siegel gelegt und die Witwe durch den Magistrat von Neufchâtel davon in Kenntniß gesetzt. Es galt nun, daß Therese als Vormünderin der Kinder eine Procuration zur Entsiegelung, zum Verkauf der Sachen, Erhebung des noch rückständigen Guthabens an Tagegeldern sowie zur Auszahlung der Schulden Forster's ausstelle. Zu letztern hatte Dorsch alsbald die dem Verstorbenen geliehenen 1000 Livres angemeldet. Zu diesen Geschäften erbot sich brieflich, als angeblicher Bekannter Forster's, ein ehemaliger Graf, nun Republikaner, Bürger Joguet. Therese stellte Vollmacht aus und erhielt später von ihm die Nachricht, daß nach abgemachten Geschäften einige Tausend Francs erübrigt seien, die er nebst Forster's Papieren zu schicken bereit sei. Dabei blieb es aber, und von Joguet ward weiter nichts vernommen.

Desselben Mannes bediente sich Therese ebenfalls zur

Ueberreichung der Schenkung, die sie dem Ausschuß für die Nationalerziehung in Paris mit Forster's aus Mainz geretteten Papieren zu machen für gut fand. In ihren Mittheilungen gibt sie das Umständliche an, was sie zu dieser Veräußerung bestimmte, und erzählt, auf welche Weise die Papiere, jedoch wahrscheinlich vom Bürger Joguet ausgebeutet, späterhin wieder nach Deutschland zurückgebracht wurden. Außerdem, daß Huber den dritten Theil der „Ansichten vom Niederrhein" nach Forster's ersten, nicht überarbeiteten Notizen herausgab, enthielt der Nachlaß nichts weiter von Bedeutung. Wir übergehen diese Mittheilungen, indem wir — nach Theresens Ausdruck — auf jene Papiere hinblicken, wie ein Freund, der vom Gestade aus die letzten Trümmer des Nachens treiben sieht, in dem die Fluten den Geliebten verschlangen.

Das vielgewanderte Schreibschränkchen von Acajou kam an Theresen, und begleitete, nach seiner Herstellung aus den Erlittenheiten der mainzer Belagerung, mit altgewohnter Reisefertigkeit die vielwandernde Frau auf ihren Ortsveränderungen.

Und nun werfen wir noch einen Blick auf die Leidtragenden hinter Forster's Ableben.

Der nächste Anverwandte, der alte Forster, fehlte mit väterlichem Leid und würdiger Theilnahme. Er lebte noch, aber er fühlte sich unglücklich und verkam im Unglück. In einem Briefe vom 9. Januar 1798 klagt er gegen Wieland, daß ihm seine Reputation nicht einmal Credit bei Bäckern, Metzgern und Wirthen gebe, und alter Wein ihm gänzlich unbekannt geworden sei.

Heyne, der Schwiegervater, wird die Abwesenheit

und das Schweigen des leidenschaftlichen Mannes erklären. Er schrieb bei der Nachricht von Georg's Tode an Sömmerring unterm 31. Januar:

„Ich kann mich gar nicht fassen, nicht sammeln. Ich liebte den Mann unaussprechlich; er war mir mehr als Kind. Welche Schicksale verfolgten ihn! Und was hat er mir die ganzen Jahre über für Mitleid und Kummer gekostet! Ein paar herrliche Menschen mußten doch durch einander unglücklich sein, und ich mußte durch Beide leiden.“

Und unterm 3. Februar an Denselben:

„Mein Forster ist mir unablässig vor den Augen und im Sinn. — — — Noch schmilzt mir das Herz, wenn ich an ihn denke. Bei soviel herrlichen Eigenschaften hatte er zu wenig Selbständigkeit. Seine Erziehung war sklavische Abhängigkeit von einem wilden Kopf als Vater. Dieser hat sich auch in der letzten Zeit noch unmenschlich geäußert, wenn die Rede von seinem Sohn war. Der Narr ist stockaristokratisch oder königlich, und erklärte öffentlich, es solle ihn freuen, den Sohn am Galgen zu sehen. Ungeheuer! — — — Meine Familie trauert über ihn, ich habe seinen Tod ansagen lassen. Ich ehre sein Andenken, und kehre mich an keine Parteiwuth, werde auch seiner bei Gelegenheit öffentlich und ehrenvoll gedenken.“

Auch die Mutter Forster's überlebte ihren durch Gaben und Unglück ausgezeichneten Georg, und als sie im December 1804 in ihrem achtundsiebzigsten Jahre starb, hatte sie auch den Gatten und den zweiten Mann ihrer Schwiegertochter Therese überlebt.

Erst über ihrem Grabe ward das Lob der Dulderin laut, in einem Aufsatze Niemeyer's im „Halleschen Wochenblatte". — — „Es war die sich gleichbleibende Ruhe", hieß es darin, „die aus dem steten innern Einverständnisse mit sich selbst hervorgeht; es war die stille Würde, die Klarheit, der helle Verstand, der heitere Sinn, die schöne Duldsamkeit, es war die Wahrheit des Gefühls, das echte Wohlwollen in Wort und Miene, was wir in ihr ehrten und liebten, und dem man hochachtend entgegenkam, wo sie in einen Cirkel eintrat."

Lichtenberg, die verzagte Seele, folgt halbversteckt im Zuge, leider! mit all seinem Spott ein Vorbild politischer Feigheit geworden. Er schrieb bei Forster's Tod ebenfalls an Sömmerring:

„O wie gern, wie gern hätte ich ihm ein paar Bogen gewidmet, wäre ich noch das kinderlose und wegen der Zukunft unbekümmerte, freidenkende und freischreibende Wesen, das ich ehemals war. Jetzt muß es beim Freidenken sein Bewenden haben."

Auch Goethe hatte sich eingefunden. Er schrieb unterm 17. Februar an Sömmerring:

„So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen, wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert." —

Sömmerring, der Herzensfreund, fehlte im Zug der Leidtragenden. Dafür war er, wie wir eben bemerkt haben, dazu verurtheilt, die Beileidsbezeigungen der Andern in Empfang zu nehmen.

Alexander von Humboldt erkennt noch auf der

Höhe seines Ruhms und am Ziele seiner großen Mission Forster'n als „seinen berühmten Lehrer und Freund" an, wobei er sagt:

„Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Taheiti und andern, damals glücklichern Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. — —

„Aber auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches sein!"

Wir übergehen Schiller's schmähende Xenien auf den unglücklichen Todten. Sie ehren weder den Dichter noch seine Distichen, und Forster verdiente diese matten Pfeile durch die Wärme nicht, womit er früher in einem Aufsatze gegen den Dichter Heinrich von Kleist sich Schiller's angenommen hatte. Persönlich scheinen beide, durch Enthusiasmus für Völkerfreiheit sogar verwandte Geister nicht in Berührung gekommen zu sein. —

Und schließen mit der kostbarsten Hinterlassenschaft des edeln Mannes. — In Huber's Biographie heißt es:

„Heiliger durch Forster's Tod erschien für Huber die Pflicht gegen dessen Familie, und vier Monate nachher ertheilten ihm die Gesetze das Recht, sich ihren Versorger zu nennen." —

Therese reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz besaß er längst.

„Meines Lebens letzte und schönste Bestimmung ist in unserer Verbindung erreicht“, schrieb er ihr einmal. „Ich sehe hinunter in meine Zukunft, wie lang sie auch sein möge, und unsere Liebe füllt sie und reicht darüber hinaus.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

